

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

2022
1&2

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Martina Klausner

A More-than-digital Anthropology.
Ethnographies of Participation and Administration

Robert Stock

Mobilität und Tuning-Prozesse.
Zur Reorganisation materiell-sensorischer Praktiken blinder
Fußgänger:innen durch digitale Medien

Alain Müller

Der schmale Grat zwischen Realismus und Interpretation.
Ein rekursiver Dialog zwischen „realistischem“
franko-belgischem Comic und Ethnographie

Katharina Eisch-Angus

Locked in Liminality.
Angst und Methode in der Krisenerfahrung der Gegenwart

Karin Bürkert

Kultur als rurbane Ressource.
Ethnografische Perspektiven auf Steuerungsprozesse von
„Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“

Forum: Open Access



Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft.

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Im Auftrag der Deutschen Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft
(www.dgekw.de)

herausgegeben von Regina Bendix, Anne Dippel, Timo Heimerdinger,
Manfred Seifert, Markus Speidel, Markus Tauschek, Thomas Thiemeyer,
Jens Wietschorke und Sabine Zinn-Thomas



Anschriften der Redaktionen:

Aufsatzteil und Forum (aufsaetze@zekw.de): Regina Bendix (Institut für Kulturanthropologie/ Europäische Ethnologie, Göttingen); Anne Dippel (Institut für Kunst- und Kulturwissenschaften, Jena); Timo Heimerdinger (Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Freiburg); Thomas Thiemeyer (Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Tübingen);

Berichte (berichte@zekw.de): Manfred Seifert (Institut für Europäische Ethnologie/Kulturwissenschaft, Marburg);

Buchbesprechungen (rezensionen@zekw.de): Markus Speidel (Landesmuseum Württemberg, Stuttgart/Waldenbuch); Sabine Zinn-Thomas (Landesstelle für Volkskunde, Stuttgart); Jens Wietschorke (Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, München);

Abstracts: Bearbeitet von Dr. Ramona Lenz

Die Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft durchläuft ein Peer-Review-Verfahren. Sie ist indiziert in der MLA International Bibliography, im Arts & Humanities Citation Index und bei Scopus (Stand April 2021). Die Zeitschrift ist in weiteren Datenbanken zur Indizierung vorgeschlagen.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint in zwei Halbjahresbänden. Der Bezugspreis beträgt im Abonnement jährlich 52 €, ein Einzelheft kostet 26 € (je inkl. 7 % MwSt.). Alle Preise zzgl. Porto- und Versandkosten. Abbestellungen spätestens 6 Wochen vor Ablauf des Jahresabonnements. Online erscheint die Zeitschrift als Open-Access-Ressource auf der Website www.zekw.de unter der Lizenz CC BY 4.0.



ISSN 2752-1591 E-ISSN 2752-1605

© Waxmann Verlag GmbH, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster

Internet: www.waxmann.com, E-Mail: info@waxmann.com

Umschlaggestaltung: Anne Breitenbach, Münster

Satz: MTS. Satz & Layout, Münster

Printed in Germany

Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft

2022
1&2

Journal for Cultural Analysis and European Ethnology

Inhalt

118. Jahrgang

Martina Klausner

A More-than-digital Anthropology
Ethnographies of Participation and Administration 5

Robert Stock

Mobilität und Tuning-Prozesse
Zur Reorganisation materiell-sensorischer Praktiken blinder Fußgänger:innen
durch digitale Medien 25

Alain Müller

Der schmale Grat zwischen Realismus und Interpretation
Ein rekursiver Dialog zwischen „realistischem“ franko-belgischem Comic
und Ethnographie 51

Katharina Eisch-Angus

Locked in Liminality
Angst und Methode in der Krisenerfahrung der Gegenwart 78

Karin Bürkert

Kultur als rurbane Ressource
Ethnografische Perspektiven auf Steuerungsprozesse von
„Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ 104

Forum: Open Access 127

Berichte 140

Buchbesprechungen 162

Anschriften der Autorinnen und Autoren 201

Editorial

Mit der Umbenennung der Fachgesellschaft ändert sich mit dieser Ausgabe auch der Titel des Fachorgans in *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* (ZEKW). Gleichzeitig ist dies auch die erste Nummer, die open access erscheint. Da dieser Transformation grundsätzliche Überlegungen der Redaktion, des Verlags sowie anderer Partner vorausgegangen sind, widmet sich das Forum dieser Ausgabe dem Thema Open Access. Es führt unterschiedliche Perspektiven zusammen, die sich mit der Frage beschäftigen, vor welchem wissenschaftspolitischen, ökonomischen und disziplinären Hintergrund sich die digitale Neuaufstellung der ZEKW vollzieht.

Der neuen digitalen Erscheinungsform der Zeitschrift ist die Entscheidung geschuldet, ein Doppelheft vorzulegen. Die Umstellung hat zeitliche wie finanzielle Ressourcen gebunden, um diesem wichtigen Schritt die notwendige Sorgfalt angedeihen zu lassen. Die Gesamtedaktion traf sich mehrmals, um die Ressorts im digitalen Format ebenso wie den Internetauftritt der Zeitschrift zu diskutieren, weitere Treffen fanden mit Vertreter:innen des Waxmann Verlags statt, der diese erste Open-Access-Ausgabe auch noch im Druck anbieten wird. Einige Redaktionsmitglieder haben sich, gemeinsam mit der DGEKW-Geschäftsstelle sowie Verantwortlichen anderer Fachgesellschaften mit enormem Elan der Beantragung von DFG-Mitteln für die anstehende Transformation gewidmet. Geplant ist eine zukünftig digital verlaufende Einreichung und Begleitung von Beiträgen.

Inhaltlich wird sich die ZEKW vorläufig an die vertrauten Textgattungen halten, wobei das Redaktionsteam die Vermittlungs- und Gestaltungsmöglichkeiten des digitalen Mediums nach und nach vertieft nutzen wird. Artikel, Berichte und Rezensionen sowie das 2019 eingeführte Forum bleiben erhalten. Neu ist die Möglichkeit, Artikel auch auf Englisch einzureichen. Das seit 2016 digital publizierte *Journal of European Ethnology and Cultural Analysis* (JEECA), das die Aufsätze der *Zeitschrift für Volkskunde* auf Englisch verfügbar machte, geht samt der Übersetzungsmittel in der digitalen ZEKW auf.

Die Redaktion

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.01>

Martina Klausner

A More-than-digital Anthropology

Ethnographies of Participation and Administration

Martina Klausner

Eine „mehr-als-digitale Anthropologie“: Ethnografien der Partizipation und öffentlichen Verwaltung

Zusammenfassung: In diesem Artikel entwickle ich eine Forschungsagenda für eine „mehr-als-digitale Anthropologie“ und verbinde hierzu Ansätze aus der Tradition der Digitalen Anthropologie mit den theoretischen Grundlagen einer Relationalen Anthropologie. Dies ermöglicht, so mein Argument, anthropologische Forschungen zum „Digitalen“ gegenüber essentialisierenden Vorannahmen, was das Digitale und das Analoge als differente Sphären ausmacht, abzusichern. „Mehr-als“ signalisiert zugleich eine Verwandtschaft meiner spezifischen Theoretisierung des „Digitalen“ mit ähnlichen aktuellen Ansätzen – wie beispielsweise einer mehr-als-menschlichen Anthropologie –, die sich einer binären Beschreibung und Aufteilung der Welt in Menschliches und Nicht-Menschliches, Natur und Sozialität, Technik und Kultur, in virtuelle und physische Räume, grundlegend entziehen. In den Fokus kommen vielmehr die fortlaufenden Übergänge, Übersetzungen, aber auch Lücken und Störungen, auf die wir dann stoßen, wenn wir Praxis als zentrale analytische Einheit zum Ausgangspunkt unserer Forschung machen. Im zweiten Teil des Artikels werde ich diesen Ansatz anhand ethnografischer Untersuchungen von Bürgerbeteiligung und öffentlicher Verwaltung in der Stadt Frankfurt am Main verdeutlichen. Wie ich zeige, verlagert der Ansatz einer mehr-als-digitalen Anthropologie die Aufmerksamkeit auf die weitergefassten Kontexte sogenannter smarter städtischer Verwaltung und Online-Bürgerbeteiligung und insbesondere auf die Arbeit, die mit nur partiell verbundenen Infrastrukturen und den vielfältigen Netzwerken einer mehr-als-digitalen Politik des Bürgerengagements einhergehen. Ein Ausblick in zukünftige Forschungslinien einer mehr-als-digitalen Anthropologie schließt den Artikel ab.

Schlüsselbegriffe: Digitale Anthropologie, Relationale Anthropologie, Digitalisierung, Bürgerbeteiligung, Öffentliche Verwaltung

In the fully revised, second edition of the volume *Digital Anthropology*, editors Haidy Geismar and Hannah Knox ask, “[a]s digital anthropology is coming of age, does it just become anthropology again?” (2021: 14). A decade after Heather Horst and Daniel Miller first published the influential collection of approaches to and debates on *Digital Anthropology* (2012), not only has digital anthropology flourished, but digital technologies have become ubiquitous in the worlds anthropologists study, beyond online worlds

and hacker communities. Against arguments that we now live in a “post-digital era” (Parry 2013), Geismar and Knox assert that a

“digital anthropology remains crucial if we are to stay attentive to the actual everyday implications of technologies in people’s lives. [...] As long as ‘the digital’ continues to be manifested in hyperbolic dreams and dystopian fears that drive investment, frame policy and shape technology design, then an anthropological approach that is capable of uncovering the everyday humanness of digital life remains essential.”
(Geismar/Knox 2021: 14; emphasis in the original)

Calling for a ‘more-than-digital anthropology’ – as I outlined in my inaugural lecture in April 2021, which forms the basis of this article¹ – takes the many dreams and fears surrounding the digital seriously but attempts to situate ethnographic research into ‘the digital’ in the various contexts – both digital and analogue – of its manifestation and contestation. At the same time, it situates anthropological theorizing of ‘the digital’ within broader disciplinary attempts to overcome fundamental binary accounts of the world, of the human and the nonhuman, the natural and the social, the technical and the cultural, the virtual and the physical. As I will outline in the first part of this article, the proposal for a more-than-digital anthropology is rooted in my reading of a relational anthropology and the consequences I see for conceptualizing and researching digitality. In the second part of the article, I will demonstrate this approach through an ethnographic exploration of citizen participation and public administration in the city of Frankfurt as exemplary fields for investigating current digitization processes.

Theoretical Roots of a More-than-digital Anthropology

Discussions around the specificity of digitality as the focus of anthropological research have taken off in several directions and also under different headings: alongside digital anthropology (Boellstorff 2013; Geismar/Knox 2021; Horst/Miller 2012), such an endeavor has been called the anthropology of cyberculture (Escobar 1994), virtual (Hine 2000) or digital ethnography (Pink et al. 2015), and, more recently, data ethnographies² and “ethnography for a data-saturated world” (Knox/Nafus 2018). These terms and research designations all come with slightly different theoretical framings and research interests. Common to all these approaches, however, are some shared concerns and challenges posed by a research focus on digitality as an emergent cultural phenomenon. Some of the prevailing questions are: How can one theoretically frame and analytically integrate what is commonly referred to as the virtual and the physical, the digital and the analogue? How can one attend to the productive forces that create binaries and differentiations and, at the same time, new forms of connectivity? And, on a more

1 The inaugural lecture for the professorship on Digital Anthropology and Science and Technology Studies at the Institute of Cultural Anthropology and European Ethnology at Goethe-University Frankfurt was held on April 28, 2021, in Frankfurt.

2 <https://dataethnographiesdotcom.wordpress.com/about/>.

general level, how can one provide a differentiated account of both continuities and transformations related to digitized knowledge production and emergent socialities? Unsurprisingly, the answers to these questions are manifold. In the following, I will present a selective reading of responses that are illustrative of my research approach to digitality to outline the agenda of what I call a “more-than-digital anthropology.” A first strand of these readings follows the *conceptualizations of the digital as a matter of relations*, while a second traces the use of computers in anthropology to highlight the specific *methodological challenges and potential* for ethnographic research on digitality.

Digital Anthropology meets Relational Anthropology

Heather Horst and Daniel Miller (2012) start by defining the digital in their edited volume *Digital Anthropology*,

“as everything that has been developed by, or can be reduced to, the binary – that is bits consisting of 0s and 1s. The development of binary code radically simplified information and communication, creating new possibilities of convergence between what were previously disparate technologies or content.” (Horst/Miller 2012: 5)

Building on this definition of the digital as, first and foremost, referring to the production of binaries and new forms of convergence, Horst and Miller then develop a dialectical framework for a digital anthropology to investigate further the impact of an ongoing proliferation of particularity and differences, which they state is a constitutive part of what makes us human. Using similar wording, but offering a slightly different take, Gertraud Koch (2017) in her edited volume *Digitisation* states that, first of all, “digitisation is a technical term that signifies the transformation from analogue into discrete data, i.e., values in a stepped value system or value stock clearly to be distinguished from each other” (Koch 2017: 7). While Koch also makes a strong argument for taking the specific technicalities of digitality seriously in empirical cultural research, she, nevertheless, proposes to approach digitization principally as a relational matter, always encompassing technical, biological, social and cultural dimensions. This enables us to tackle digitization from different angles, as manifested in what Koch calls “coded culture” (Koch 2017: 11), in the everyday practices of “doing digital culture” (Koch 2017: 93) and in digitally mediated processes of world-making (Koch 2017: 177).

With her emphasis on relations, Koch positions herself in the tradition of a ‘relational anthropology’, prominently represented in the German context by the late Stefan Beck. It was, in fact, in his inaugural lecture in 2008 that Beck introduced his outline for a relational anthropology. This approach, he argued, aims to oppose the dehybridization of nature and culture in current research programs and contemporary theorizing. Beck’s critique was directed firstly at a narrow concept of the natural, which he saw as formative in the life sciences, for example; and secondly, it was directed inwards, at an anthropological concept of culture that is restricted to the sphere of the symbolic-ideal. By contrast, he proposed, a relational anthropology aims to analyze the myriad

relations between the material and the ideal, between physical and mental phenomena. Beck outlined what such a relational anthropological approach could mean for dealing with digitality just a few months before his untimely death, in a talk he gave at the conference “Digital Practices” in Frankfurt in 2015: “From Practice Theory 1.0 to 3.0 – or: How Analogue and Digital Practices Should be Related”³. As Beck explicated, the digital as part of information and communication processes gains meaning only in the wider context of practice. To understand digitality from a relational anthropological perspective requires us to attend to the manifold encounters, interfaces and translations beyond digital logics. Beck was particularly interested in the effects of such translations and transformations on the *anthropos* itself, on “how the digital gets permanently under the skin” (Beck 2015: 4, translation MK). Focusing on practices as the core unit of anthropological analysis highlights the fundamental entanglement of what is conventionally called the analogue and the digital, as Beck emphasized: the

“analogue and digital do not belong to two worlds, rather we can observe permanent translations and organized transitions between analogue and digital; and that analogue and digital processes are so inseparably related to each other that only a more precise understanding of this relationality promises analytical gain. And finally, that the social should not be sought beyond but within the technological arrangements themselves.” (Beck 2015: 3, translated by MK)

Such a practice-oriented, anthropological approach to digitality remains especially sensitive to not only the ongoing translations and continuities but also the emerging gaps and glitches of integrating the virtual and the physical in everyday practice. A focus on practices and relations, therefore, offers an important corrective to one-sided promises of radical transformations through innovative digital technologies and logics – to the “hyperbolic dreams and dystopian fears” linked to digitality (Geismar/Knox 2021: 14). Ultimately, the call for a more-than-digital anthropology has similar aims to the call for a more-than-human anthropology (Gesing et al. 2018; Tsing 2013; Welz 2021), even though it obviously starts from the opposite direction. The prefix ‘more-than’ signals a problematic and consequential narrowing and emphasizes the need to train our sensibilities to investigate the actual practices of creating digital and more-than-digital relations.

Traces of Computers in Anthropology

While digital anthropology itself is a relatively new term, the role of computers in anthropological research was first addressed several decades ago. This discussion is often said to have begun with the publication of the 1965 volume *The Use of Computers in Anthropology* (Hymes 1965), itself the result of a conference on the same subject held in

3 Translation of the title by MK. The video of the lecture can be accessed through the following link: <https://electure.ms.studiumdigitale.uni-frankfurt.de/vod/clips/zuXoEQken5/html5.html>.

1962. When I tried to access the book for the preparation of my inaugural lecture, I came across the originally analogue paper index card of the book, which has been digitized for the online catalogue of the university library. Even though I used the 'digital tunnel' to access the library's online system, I would have needed to order the book itself in physical form from the Goethe University library, which has no digital copy. This was not possible as I was working from home in another city due to the pandemic. However, I wrote a quick text message on my smartphone to a friend who, although also working from home, was able to use another digital tunnel to another university library, enabling him to access the fully digitized version of the book, which he then made accessible to me via a download service. The core point of my little 'search history' here is that digitization is never simply a smooth technical process but, in practice, involves gaps and workarounds and, indeed, requires labor to navigate successfully, by me, my friend, the librarians, technical assistants, scanning devices, bibliographic systems, and so on. It is a truism in science and technology studies and anthropology by now that infrastructures usually remain invisible upon breakdown (Bowker/Star 1999; Star/Ruhleder 1996). What the story of me trying to access the book reveals, however, is that we can also grasp the only 'partial connections' of digital infrastructures if we remain sensitive to the many gaps and glitches with which we are constantly confronted, and the labor required to work with and around such infrastructures. One reason I was so eager to access the book was to trace a Levi-Strauss quotation used as its epigraph: "... the fundamental requirement of anthropology is that it begin with a personal relation and end with a personal experience, but ... in between there is room for plenty of computers" (cited in Hymes 1965).

It is unclear when or in what context Levi-Strauss wrote or said this sentence,⁴ but considering my use of digital tunnels, smartphones and online library systems in attempting to trace it, I would say that his words effectively capture my own search for the quotation. There was not only room but a necessity for plenty of computers and other digital devices to carry out this search. I first came across the quotation in a chapter from another volume on digital ethnography (Hjorth et al. 2016), published half a century after *The Use of Computers in Anthropology*. Levi-Strauss's words are discussed by three renowned anthropologists – Mike Fortun, Kim Fortun and Georges Marcus – in their text *Computers in/and anthropology: The poetics and politics of digitization* (Fortun et al. 2016). Noting the lack of metadata available for the quotation by Levi-Strauss, they further discuss the necessity and difficulty of digitally archiving ethnographic data and metadata, even (in 2016) "at this very different infrastructural moment" (Fortun et al. 2016: 12). The interest in digitization primarily as a methodological challenge and a tool for ethnographic archiving continues debates which were already central in

4 For a more thorough discussion of the use of computers in anthropology (which also starts with the quotation by Levi-Strauss), see the guest blog by Nick Seaver on the blog formerly called "savageminds": <https://savageminds.org/2014/05/19/computers-and-sociocultural-anthropology/#fn-11026-1>.

the 1965 companion. From an early point in anthropological study, the use of computers was considered less as an empirical target of an anthropological subdiscipline than as a starting point to address digitality as both a methodological challenge and potential for anthropology in general. Fortun, Fortun and Marcus state that “[t]he critical and experimental promise of digital anthropology [...] lies largely in the potential to enable more collaborative and open-ended ethnographic work/writing – across time, space, generations, and ‘cultures’” (Fortun et al. 2016: 13). They explicate this experimental promise by presenting their work on an open-source digital platform, the Platform for Experimental Collaborative Ethnography (PECE).⁵ The platform invites users not only to archive ethnographic data but, more importantly, also enables analytical collaboration between researchers. Through their experiments with archiving and interpreting ethnographic material in digital form, the authors explain that they have learned about the limitations of collaborative digital data infrastructures – but also about the potential of these infrastructures to produce what they call an “explanatory pluralism” (Fortun et al. 2016: 17). While I share their interest in collaboration – or co-laboration (Bieler et al. 2021; Niewöhner 2016) – within and beyond anthropology, I want to highlight here another learning outcome of their practical experiments to develop a platform for ethnographic data: the valuation of noise. The authors remind us of the methodological signature of anthropology as defined by Marilyn Strathern, the “deliberate attempt to generate more data than the investigator is aware of at the time of collection” (Strathern 2004: 4–5). This excess of ethnographic data, both in quantity and, more importantly, in generating various relations and interpretations, is, however, at odds with the digital form, which “tends primarily to reduce or filter out the ‘noise’ from which all information systems want to extract the ‘signal’ of truth and established meaning” (Fortun et al. 2016: 19). Experimenting with digital data infrastructures ourselves reminds us of the high demands of formatting, simplifying and standardizing data that is used in digitization processes, as well as that which is left aside, the noise. At the same time, the PECE experiment demonstrates the potential for the digital form to forge new forms of connectivity and collaborative work that remain mostly uncommon in anthropology. Overall, we, as anthropologists, need to remain sensitive to the specific logics built into digital infrastructures and their impact on data sharing and joint analysis – on our own work and that of our partners in the fields we study.

Before I continue with more empirical insights in the second part of this article, let me briefly sum up what I consider to be the main outline for a ‘more-than-digital anthropology.’ First of all, such an anthropological approach to digitality takes the technically induced differentiations and binary character underlying all processes of digitization and datafication seriously. Without understanding the workings of the ‘digital format’, we will not be able to scrutinize the powerful impact of the promised

5 <https://worldpece.org/>.

technological fixes for problems facing contemporary societies. However, being rooted in the tradition of a relational, practice-oriented anthropology, such an endeavor does not end at the technical moment of differentiating between zeros and ones. Rather, we need to attend to the manifold processes wherein the digits embedded in infrastructures gain a certain meaning through their integration in more-than-digital systems of value, and, thus, in new forms of relations and connectivity. Secondly, following the many translations along manifold interfaces is but one part of the story. As we learn, especially from our own experiences with digitization, for example, in response to the increasing demand to archive ethnographic data for potential reuse, we must remain attentive to the noise, the everyday mess that is difficult or impossible to translate into the digital form. We, as anthropologists and ethnographers, are and should be especially sensitive to this problem. From such a perspective, digitization is always already about the more-than-digital.

A More-than-digital FfM

To empirically investigate processes of digitization, I consider it crucial to attend to not only digital infrastructures and their world-making capacities but also mundane ways of doing ‘the digital’ in the context of specific lifeworlds. In order to link these two research interests, and following a long tradition in European ethnology which addresses urban spaces as laboratories of and for a civil society (Kaschuba 2015), I propose to use the city of Frankfurt as an example to center empirically on ways of ‘digitally seeing like a city’ – both from the viewpoint of the municipality and its citizen and civil society organizations – and to investigate how ways of knowing and living in the city are reconfigured by digital information infrastructures. In the following, I will outline two threads of ethnographic research, one addressing the digitalization of public administration and another focusing on citizen participation on and beyond online platforms.

Legibility of/in Municipal Administration

Public administration has been faced in recent years with demands to digitize its internal processes and its citizen services. Legal regulations, such as the online access act (*Onlinezugangsgesetz*) and the E-Government Act (*EGovG*), obliges public administration to digitize to a high degree, often flanked by calls for a data-driven or smart government. Municipal administration could be expected to be a highly fertile ground for digitization and datafication given the long-established tendency of public administration to generate large amounts of data regarding populations and territories, and the manifold administrative practices of categorizing, standardizing, processing, storing and sharing such data. However, the digitization of public administration remains a complicated and challenging process in Germany, to say the least. By the same token, the inherent challenges make it a particularly interesting case to study from the perspective of a more-than-digital anthropology, to understand digitization’s potentials

and challenges, continuities and transformations, and to ask how an integration of digital technologies, infrastructures and the digital processing of administrative data has consequences for the governance of the common good.

Municipal governance relies on data as the basis for planning and managing diverse public functions. A central function of municipal governments is the provision of 'services of general interest' (*'gemeinwohlorientierte Daseinsvorsorge'*). The history of the term 'municipal services of general interest' is linked to the rise of the social constitutional state in the late nineteenth century due to industrialization and urbanization. These were among the driving forces that led to a recognition of the state's responsibility to provide forms of communal welfare to the populace (or rather, to those who counted as citizens at that time), mainly through the provision of communal infrastructures, such as waste management and public transport systems. Developing and maintaining public infrastructures, and thereby generating data, has been the task of the state for much longer than this, and is inextricably bound to the rise of the nation-state and the production of knowledge regarding its population and territories. The anthropologist and political scientist James Scott has given a detailed description of some of these processes in the twentieth century, which inspired his phrase "seeing like a state". In his book *Seeing Like a State: How Certain Schemes for Improving the Human Condition Have Failed* (1998), Scott sets out a broad account of the recurring patterns of failure of central planning and social engineering by the state. He details how modernist states developed alongside large, standardized information systems, which produced knowledge to govern the population. Two points of his analysis are important: Firstly, he argues that representations of societal issues produced by large-scale information systems are always simplifications of local lived complexity. He likens these acts of representation to the creation of maps: A map can never create a 1:1 image of the territory it represents but, instead, creates an abstraction of that lived space. Secondly, Scott emphasizes that these simplifications, similar to a map or statistics (and I would add digitally produced datasets), are performative, in the sense that the state is acting upon phenomena according to how such phenomena are rendered legible. This legibility is instrumental in intervening in local practices with tangible effects. The point here is that data are instrumental in not only knowing but also intervening in and enacting public affairs, and, thereby, in constructing society as a particular object of governance.

The term "seeing like" has since been adapted to various other domains (Dourish 2007; Ferguson 2005; Law 2009; Seaver 2021; Tréguer 2019) and is in keeping with the focus on issues of legibility and standardization through infrastructuring in science and technology studies and anthropology (Bowker/Star 2000; Lampland/Star 2009). Approaches which complement Scott's analysis and adapt it specifically to the urban context, thus, "seeing like a city" are of particular interest here (Amin/Thrift 2017; Valverde 2011). Common to the framing of seeing like a city is a focus on the dynamic, patchy, and sometimes contradictory political, infrastructural and legal composition of

cities. The sociolegal scholar Mariana Valverde (2011), for example, argues that urban governance is less uniform and homogenous than seeing like a state. Cities are more like patchworks of related but not quite consonant areas of regulation and management. She states that, consequently, unity is a less pronounced feature of urban ordering, and there is more space for heterogeneous orderings, negotiations and responsibilities, which also involve premodern ways of seeing. What we encounter in cities is fragmentation, in both terms of scale and the nature of the municipality's affairs. This compositional quality of seeing like a city has been further developed by the geographers Ash Amin and Nigel Thrift (2017), who, in their version of seeing like a city, center on the infrastructural becoming of cities. Their main point is that cities are composed of multiple layers of infrastructures, and this compositional character of urban infrastructures is crucial to understanding the politics of seeing like a city.

Drawing from this body of work, I want to stress two key features in investigating digitally seeing like a city: Firstly, investigating the digitization of urban knowledge-production and governance must start with the highly fragmented quality of urban governance and the historically patchy character of municipalities and their infrastructures. In Germany, municipalities are divided into several administrative and political subunits. These units are politically and legally equipped with a high degree of autonomy and have developed their own data architectures, with the result that they aggregate data in different formats and on different scales to form a complex and patchy urban data assemblage. Secondly, what comes to the fore here is less an issue of homogenization and standardization than of creating forms of interoperability and recombination across data patches of only partially connected infrastructures. This leads potentially toward new compositions of knowledge production in and of the city. Such issues of interoperability and recombination are also crucial to the wider questions of digitization, reaching beyond the city and its administration.

Digitally Seeing Like FfM

Against this backdrop, I want to take a closer look at the digitization efforts of public administration in Frankfurt. The administrative unit coordinating Frankfurt's digitization (*Stabsstelle Digitalisierung*) presented a "city-wide digitization strategy paper" titled "Smart City FfM" (Stadt Frankfurt am Main 2020) to the public in 2020. In one of the introductory sections, the paper states the benefits of digital transformation for the provision of services of general interest:

"The digital transformation offers numerous opportunities, particularly in the area of services of general interest, to address the structural problems of municipalities with the support of digital solutions. Today's services, processes and technologies, which are often still analogue, can be comprehensively put to the test for the first time and reshaped in terms of efficiency, resource minimization, service expectations, networking and sustainability." (Stadt Frankfurt am Main 2020: 14)

A central paradigm for a digital transformation of services of general interest is the availability of data on the issues concerned. "Good data", states another policy paper, is the basis for "good administration" (Polyteia 2020). The notion that is invoked in such policy papers is the idea of evidence-based policy-making and governance. This kind of data-driven urbanism (Kitchin 2017) stresses the potential of data to enable a seemingly neutral, apolitical, evidence-based form of responsive urban governance; however, as especially those critical studies in the social sciences with a focus on smart cities demonstrate (Dourish 2016; Marvin et al. 2016), data are produced by people and technologies embedded within socio-material relations situated within time and space. They are the result of data practices and modes of data governance operating within specific data cultures. The crucial question for a more-than-digital anthropology is: How do these promises of efficiency and transparency through data and connectivity play out in practice, when they are confronted with the conditions of a fragmented or decentralized city, as described by the concept of seeing like a city?

What usually remains uncommented on in policy papers and political visions of digitizing public services and administrative processes is the actual "data labour" (Amelang/Bauer 2019; Nadim 2016): the labor required to generate data, to render the latter interoperable across different domains and to provide them in a way that enables 'smart' analytics. I will provide some examples from the existing open data platform for Frankfurt⁶ to attend to the actual practices of "data labour" in the city's municipality. The vision for the future is to develop this open data platform into a more encompassing urban data platform as part of the Smart City FFM concept. I interviewed members of the Stabsstelle Digitalisierung and also from other administrative units together with students of my classes at the Institute of Cultural Anthropology and European Ethnology at Goethe University.⁷ When we interviewed the person responsible for the city's open data platform, we learned that the first step in opening up data consists of finding data. We were told that the problem is not the lack of data. In fact, public administration generates massive amounts of data; there are "*Datenschätze*" (data treasures) everywhere, waiting to be discovered. The problem is rather that, due to the decentralized architecture of public administration and its information systems, there is no shared register or data bank where one can see what data is available; instead, the person in charge must spend time finding data. As the interviewee explained to us, he periodically scrolls through the official web portal of the City of Frankfurt and the various websites of the departments to see if there are any mentions of new data; if he is lucky, he "accidentally" stumbles over data. In the next step, the operator of the data portal approaches the "owners of that data", asking whether he can receive

6 <https://www.offenedaten.frankfurt.de/>.

7 I want to thank the students of the courses "On the Imaginaries, Infrastructures, and Practices of Openness" (MA STS) and "Digital Urban Society" (BA KAEE) for preparing and conducting the interviews together.

the datasets; if the data is available, he must make sure the data is “raw enough” and machine-readable; data sometimes come in a suitable format already, but often it is necessary to tinker with it, for example, by copy-pasting data into excel sheets. When the data is in a suitable form, he can make it available via the open data platform: to do so, data has to be classified under certain categories, which are partly preset by the actual data providers; furthermore, data is organized into certain “data groups”, which follow the preset metadata structure of the German national open data platform,⁸ which itself follows the specifications of a European Union working group. We obviously encountered on the platform what the geographer Ola Söderström and his co-authors (2021) have called the more-than-local references shaping the workings of smart urban governance. Taking a closer look at the datasets currently available on the platform, we find an interesting dominance of datasets from certain administrative departments, such as the “Citizen’s Office, Statistics and Elections” or the “Land Registry Office”; and also an obvious absence of data from other departments, for example, data related to environmental issues (e.g. noise, air pollution, temperature rises) which are not available here. This is especially striking as the environmental office is probably the most advanced when it comes to the datafication and digitization of its affairs. This particular absence is due to the fact that Frankfurt’s environmental data is gathered mostly by the environmental office of the state of Hesse, and there is no direct data link between this office and the open data portal in Frankfurt. As these examples indicate, ‘being open’ and ‘becoming smart’ require significant labor and depend upon particular social and organizational relations, forming part of a complex system of value exchange. As the computer scientist (and ethnographer) Paul Dourish has pointed out, smart cities do not usually develop according to a master plan but rather through an incremental and uneven process, and they should, therefore, be described as “accidentally smart cities” (Dourish 2016: 36). An ethnographic, practice-oriented approach to data-driven governance sheds light on not only the digital but also the more-than-digital workings of data sharing, and on the digital and more-than-digital contexts of smart urban governance.

Formatting Participation

Starting from administrative ways of digitally seeing like a city provides an entry point into larger research concerns about how digital infrastructures and platforms might re-assemble forms of democratic participation and accountability. Digital infrastructures have the potential to involve and align (new) civic actors and concerned groups in governance issues. Based on my previous research experience with participation procedures in policy-making in Berlin’s administration (Klausner 2021), I am particularly

8 <https://www.govdata.de/>.

interested in the way digital infrastructures may enable or disable the inclusion of different concerns and issues, other ways of seeing and living in the city.

Participation is one of the buzzwords frequently used across various academic fields, but also in politics, design, art, public health, social media, museums, and so on – often in fields that were until recently the exclusive preserve of experts (Chilvers/Kearnes 2020; Fish et al. 2011; Lengwiler 2008; Marres/Lezaun 2011). This participatory turn (Bherer et al. 2016) can be read as a redistribution of expertise and an attempt to incorporate a range of alternative actors and knowledge into processes of technological decision-making. As is common at such junctures, participation is sometimes celebrated as a solution to societal problems, at other times criticized as a way of co-opting and levelling political conflicts. The anthropologist Christopher Kelty, who has carried out substantial research on participation in recent years, summarizes this situation as follows: “[O]n one day, participation is the solution to our most practical concerns or even an ethical calling; on the next day it is a containment strategy designed to keep us chillingly in place or to extract data and money from us at every turn” (Kelty 2017: 77). He proposes that we attend closely to the specific forms and practices of participation, rather than a priori judge the actual enactments of participation. The framing of participation and the publics involved as emergent and fluid, rather than the assumption of a ready-to-participate public is key to such studies (Marres 2007). Jason Chilvers and Mathew Kearnes, for example, call for a rethinking of participation as a relational phenomenon, encompassing “multiple, diverse, entangled and interrelating collectives of public involvement within particular political constitutions, systems or issue spaces” (Chilvers/Kearnes 2015: 16). We need to attend to the specifics of the actual practices in various settings to provide an analysis of such relational ecologies of participation. The crucial questions are: How is participation formatted and pursued and what are the consequences in practice? These questions are particularly important for digital forms of participation. The Internet was welcomed as providing a whole new ‘architecture of participation’. Such a one-sided celebration of the democratic potential of the Internet has been heavily criticized and countered by highlighting the growing digital divide (Murthy 2008), the potential increase of surveillance (Bauman et al. 2014), and, more generally, the abandonment of ideals of participation and democratic values by mainly profit-driven manipulative digital services (Faßler 2020). Placing practices of participation in a wider, more-than-digital context is crucial to escape a techno-deterministic view of any sort.

Following up on the proposed analytics to investigate participation, I would, however, shift the focus slightly in two ways: Firstly, despite the declared necessary shift away from the very events and degrees of participation towards “ecologies of participation” (Chilvers/Kearnes 2015: 51), the focus of most studies remains on those participating – on the figure of what Kelty calls the “Participant” (Kelty 2019). A crucial finding in my previous research into the practices of participation in Berlin’s administration

was that we need to consider the hinterland and infrastructures of participation, especially in projects that embed public participation in the affairs of the municipality. Participation is often scrutinized as an issue of degree: Are citizens merely informed, asked to agree or actually invited to participate in planning and decision-making? This normative framing is regularly evoked by the so-called “ladder of citizen participation” first developed by Sherry Arnstein (1969), which has dominated participation research for several decades. What became a pressing question in my research in Berlin, however, was this: What is the ladder positioned against? A closer look at the wider context of participation reveals how factors that shape the conditions of participation fundamentally were actually decided at other times and other sites. Degrees of participation are not simply the result of an intentional decision; instead, they are influenced by factors such as complex organizational structures, legal regulations and, again, more-than-local references. To link this to my earlier discussion on seeing like a city: Where and how is participation embedded in digitally seeing like a city? A second point relates to the hinterland of those participating and their resourcefulness in engaging with politics in various ways. One of the most interesting lines of conceptual work in recent years emphasizes the dual, experimental character of participation. Participation is both an object of investigation and tightly linked to our own methodology, as studies in anthropology and science and technology studies have shown (Chilvers/Kearnes 2020; Lezaun et al. 2016). Just think about anthropology’s traditional method: We consider ourselves as observing participants in the fields we study. In recent years (and this is especially true for science and technology studies), participation has also become an explicit experimental tool for intervening in the fields we study. Scholars such as Nortje Marres (2015) and others (Bellamy et al. 2017) propose that we look at participation as an experiment, and also pay close attention to the devices and materials employed. One of the aspects Marres and others highlight is the inventive force of staging participation as part of our own research agenda. Engaging in experiments of participation as part of our research then enables us, as scholars, to learn and reflect on the very constitution of participation, the “grammar of participation”, as Kelty (2017) has called it. And this is similar as we reflect on the digital form through our own use of computers. I consider this learning effect crucial, but I would expand this idea of a ‘reflexive’ use of the grammar of participation to those participating. As I will show, such a focus brings about unintended ways of questioning, experimenting with or countering proposed forms of engagement on the part of the participants.

Frankfurt’s Grammar of Participation

In order to exemplify this shift, I will take a closer look at another of Frankfurt’s online platforms, www.ffm.de (*Frankfurt Fragt Mich* – Frankfurt Asks Me), the city’s central online platform that aims to “involve the citizens of Frankfurt in decision-making pro-

cesses to help shape their living and working environments”.⁹ It functions as a portal to all pending participation processes in the city – from the planning of new urban quarters to projects addressing the participation of young people or immigrants. The core of the platform is the so-called “Platform of Ideas.” Citizens are asked to place an idea on the platform and gather support for it. If an idea finds at least 200 supporters, the city council promises to examine the proposal and report the result on the website. There are twenty categories for ideas, such as traffic, energy and environment. Again, my students and I had the opportunity to interview two members of the team responsible for the ffm platform. We gained insights into how the “ideas” of Frankfurt’s citizens are processed in the administrative hinterland (e.g. we learned that there are actually up to sixteen offices involved in issues of waste management), and the actual formatting of participation through what our interviewees described as a toolbox for participation underpinning the platform. This ‘toolboxing’ or platformization of politics and participation implements a specific form of digitally seeing like a city: It simplifies and represents complex concerns and issues, and, thereby, intervenes in how problems raised by citizens are considered legitimate and relevant for decision-making processes. In addition, it invites citizens to participate in this simplification and intervention – to digitally see like a city.

When scrolling through the numerous ideas and exchanges on the platform, we find a considerable number of examples that play and interfere with the very idea of participation. In some cases, ideas proposed want to intervene in the very setup of the platform, demanding new categories or questioning the seriousness of the participation allowed. We find users cross-referencing other ideas, comparing their own number of supporters with others. In several cases, idea providers use the platform not just to gain support and publicity for their cause but also as an element in a network of protest and citizen engagement activities. As part of a much wider ecology of participation, the platform serves not only as a contact zone for direct negotiation with the municipality but also as a link to other sites and issues. This decenters the platform and locates it within “a-more-than-digital politics”, as Ignacio Farías and Sara Widmer (2017) framed a similar finding of forms of participation in their work on citizen-engagement in smart city projects in Munich.

I want to focus on one example from the platform, an idea posted by the citizen initiative Riederwald in May 2015, to explain this reflexive use of the grammar of participation: “Finally protect the people of Riederwald! No exceeding of the limit values for pollutants and noise during the construction and operation of the Riederwald tunnel!” The focus of their concern and protest is the construction of a tunnel which is causing great disturbance to the residents in the area. In the description of the idea, the initiative describes the massive negative impact of noise and air pollution during the first

9 Taken from the website: www.ffm.de – translation by MK.

phase of construction of the new tunnel; they describe the specific effects on people and places in the neighborhood, including on retirement homes, schools and kindergartens; they refer to existing legally defined limit values which were exceeded; and they propose specific measures to compensate for the impact of the construction. Their crucial aim is to bring together environmental and health data and demand that the municipality act upon this. This successful idea, which gained 600 supporters, prompted a statement from the administration explaining certain legal norms, and referring to other responsible political stakeholders, such as the state of Hesse. This statement then received a response from the citizen initiative in the form of an open letter, which again resulted in a statement from the administration. Throughout this exchange, the initiative also directly addressed the promises of participation offered by the platform, citing the stated intentions of ffm, and comparing their issue to other ideas to illustrate their high degree of support. Furthermore, they countered certain interpretations regarding limit values, challenged the referral of responsibility to other political bodies, and referenced studies correlating air pollution and health hazards, especially among children and senior citizens. The initiative was clearly operating here within the acknowledged system of communal politics and the logics of governance. The anthropologist Hanna Knox has described such forms of activist engagement in official politics and administrative workings as “propositional politics” (Knox 2020: 230 ff.), which operate within the logics provided by official political institutions. Such propositional politics mimic and experiment with rather than openly oppose conventional political decision-making and planning procedures.

To interpret such practices of participation simply as instances of co-optation and manipulation by official politics would negate their generative force in not only challenging those offering participation, but also generating publicity and cultivating networks across different sites. A closer look at the Riederwald initiative, and many other examples on the platform, shows how the platform has become only one element in a wider set of digital and more-than-digital forms of protests and activities, which are resourcefully used by the initiative to pressure the administration to take their concerns seriously. As I am writing this article, more than six years after the initiative posted their idea on the platform, the tunnel is not yet completed and many issues remain the same. However, today, the initiative is part of a much larger alliance of initiatives and actors which together aim to intervene in urban traffic planning and climate change mitigation in a much broader and more fundamental way.

What these insights into some practices of online participation have hopefully demonstrated is the need to decenter our analytical focus from the activities of online participation to the wider digital and more-than-digital contexts of these practices. The digital form undoubtedly shapes politics and public engagement in many ways and can potentially reinforce the power imbalance between the municipality and its citizens. However, seeing such practices of participation as part of a wider, more-than-digital

ecology enables us to sidestep the dominant techno-deterministic framing of digitality as something that either liberates or manipulates users. Rather – and this will be a key part of my research in the future – a more-than-digital anthropological account of participation and administration remains open to the often unexpected ‘looping effects’ of both participation and digitality.

Concluding Remarks

The call for a more-than-digital anthropology, as outlined in the first part of the article, functions foremost as a ‘decentering device’: while remaining aware of the impact of digitization on urban politics, participation and governance (and beyond), it, nevertheless, positions anthropological research on ‘the digital’ against any *a priori* essentializing assumptions about the digital and the analogue, fostering instead an analytics that is interested in illuminating the manifold relations and transitions that enact ‘the digital’ in different ways. Sharing some resemblance with other ‘more-than’ prefix uses, it signals the consequential and problematic narrowing following conventional conceptual bifurcations: of human, nonhuman and/or more-than-human actors, of physical vs. virtual worlds, the social and natural as distinct domains of the sciences, and a differentiation of the impact of culture and technology in more or less deterministic ways. ‘More-than’ redirects our theoretical and ethnographic focus on the ongoing transitions, translations but also gaps and glitches we encounter when we focus on practice as our core analytic unit (Beck 1997). Such a theoretical and ethnographic decentering also enables us to remain attentive to both historic continuities and emergent conjunctures when we engage with digitization efforts and its potential effects. And, as I have demonstrated throughout the article, it particularly gains insights from our own engagement with ‘the digital format’ – with collaborative platforms, data sharing infrastructures, and experiments in participation, or with digital methods in general, in a co-laborative manner. It is my conviction that widening our focus in this way enables us to genuinely learn more about digitality, its intended and unintended effects, and its potentials and limitations.

With my explorative empirical insights, I have added some empirical flesh to these abstract ideas and demonstrated how such an approach shifts our attention to the wider contexts of smart urban governance and citizen participation: to the labor involved to work with only partially connected infrastructures and the wider networks of more-than-digital politics of citizen engagement. I see many promising avenues to follow further: from the platforms presented to the hinterland and more-than-local scales of policy-making and governance; the actual devices measuring air pollution at a construction site; the processing of such data within but also across different administrative and political bodies, or by other agents of expertise; the experiments to create new convergences and recombinations of such data; and last but not least, the ways in

which citizens use the digital form to negotiate and contest official politics, and their efforts to create new public issue spaces.

Bibliography

- Amelang, Katrin, and Susanne Bauer. 2019. Following the Algorithm: How Epidemiological Risk-Scores Do Accountability. *Social Studies of Science* 49/4: 476–502. <https://doi.org/10.1177/0306312719862049>
- Amin, Ash, and Nigel Thrift. 2017. *Seeing Like a City*. Cambridge, Malden: Polity Press.
- Arnstein, Sherry. 1969. A Ladder of Citizen Participation. *Journal of the American Institute of Planners* 35/4: 216–224. <https://doi.org/10.1080/01944366908977225>
- Bauman, Zygmunt, Didier Bigo, Paulo Esteves, Elspeth Guild, Vivienne Jabri, David Lyon, and Rob B. J. Walker. 2014. After Snowden: Rethinking the Impact of Surveillance. *International Political Sociology* 8/2: 121–144. <https://doi.org/10.1111/ips.12048>
- Beck, Stefan. 1997. *Umgang mit Technik. Kulturelle Praxen und kulturwissenschaftliche Forschungskonzepte*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Beck, Stefan. 2008. Natur | Kultur: Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie. *Zeitschrift für Volkskunde* 104/2: 161–199.
- Beck, Stefan. 2015. Von Praxistheorie 1.0 zu 3.0 – oder: wie analoge und digitale Praxen relationiert werden sollten. *Tagung „Digitale Praxen“* (January 19–21, 2015, Goethe Universität, Frankfurt am Main) (unpublished manuscript)
- Bellamy, Rob, Javier Lezaun, and James Palmer. 2017. Public Perceptions of Geoengineering Research Governance: An Experimental Deliberative Approach. *Global Environmental Change* 45: 194–202. <https://doi.org/10.1016/j.gloenvcha.2017.06.004>
- Bherer, Laurence, Pascale Dufour, and Françoise Montambeault. 2016. The Participatory Democracy Turn: An Introduction. *Journal of Civil Society* 12/3: 225–230. <https://doi.org/10.1080/17448689.2016.1216383>
- Bieler, Patrick, Milena D. Bister, Janine Hauer, Martina Klausner, Jörg Niewöhner, Christine Schmid, and Sebastian von Peter. 2021. Distributing Reflexivity Through Co-laborative Ethnography. *Journal of Contemporary Ethnography* 50/1: 77–98. <https://doi.org/10.1177/0891241620968271>
- Boellstorff, Tom. 2013. Digital Anthropology. Accessed February 4, 2022. <https://escholarship.org/uc/item/94j4h0p4>.
- Bowker, Geoffrey, and Susan Leigh Star. 2000. *Sorting Things Out: Classification and its Consequences*. London: MIT Press. <https://doi.org/10.7551/mitpress/6352.001.0001>
- Chilvers, Jason, and Matthew Kearnes. 2015. *Remaking Participation: Science, Environment and Emergent Publics*. Oxford, and New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9780203797693>
- Chilvers, Jason, and Matthew Kearnes. 2020. Remaking Participation in Science and Democracy. *Science, Technology, & Human Values* 45/3: 347–380. <https://doi.org/10.1177/0162243919850885>
- Dourish, Paul. 2007. Seeing Like an Interface. *Proceedings of the 19th Australasian Conference on Computer-Human Interaction: Entertaining User Interfaces*: 1–8.
- Dourish, Paul. 2016. The Internet of Urban Things. In *Code and the City*, ed. by Rob Kitchin, 27–46. London: Routledge.

- Escobar, Arturo. 1994. Welcome to Cyberia: Notes on the Anthropology of Cyberculture. *Current Anthropology* 35/3: 211–231. <https://doi.org/10.1086/204266>
- Farías, Ignacio, and Sarah Widmer. 2017. Ordinary Smart Cities: How Calculated Users, Professional Citizens, Technology Companies and City Administrations Engage in a More-Than-Digital Politics. *TECNOSCIENZA. Italian Journal of Science & Technology Studies* 8/2: 43–60.
- Faßler, Manfred. 2020. *Partizipation ohne Demokratie: Über die Folgen der Netz- und Geopolitik von Facebook, Google, Amazon & Co.* Paderborn: Brill Fink. <https://doi.org/10.30965/9783846762493>
- Ferguson, James. 2005. Seeing Like an Oil Company: Space, Security, and Global Capital in Neoliberal Africa. *American Anthropologist* 107/3: 377–382. <https://doi.org/10.1525/aa.2005.107.3.377>
- Fish, Adam, Luis F. R. Murillo, Lilly Nguyen, Aaron Panofsky, and Christopher M. Kelty. 2011. Birds of the Internet: Towards a Field Guide to the Organization and Governance of Participation. *Journal of Cultural Economy* 4/2: 157–187. <https://doi.org/10.1080/17530350.2011.563069>
- Fortun, Mike, Kim Fortun, and George E. Marcus. 2016. Computers in/and Anthropology: The Poetics and Politics of Digitization. In *The Routledge Companion to Digital Ethnography*, ed. by Larissa Hjorth, Anne Galloway, Genevieve Bell, and Heather Horst, 11–20. New York, and London: Routledge.
- Geismar, Haidy, and Hannah Knox, eds. 2021. *Digital Anthropology*, 2nd edition. Oxford, and New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781003087885>
- Gesing, Friederike, Michi Knecht, Michael Flitner, and Katrin Amelang, eds. 2018. *NaturenKulturen: Denkräume und Werkzeuge für neue politische Ökologien*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839440070>
- Hine, Christine M. 2000. *Virtual Ethnography*. London, Thousand Oaks, and New Delhi: Sage Publications.
- Hjorth, Larissa, Anne Galloway, Genevieve Bell, and Heather Horst, eds. 2016. *The Routledge Companion to Digital Ethnography*. New York, and London: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315673974>
- Horst, Heather A., and Daniel Miller, eds. 2012. *Digital Anthropology*. London: Routledge.
- Hymes, Dell, ed. 1965. *The Use of Computers in Anthropology*. University of Michigan. <https://doi.org/10.1515/9783111718101>
- Kaschuba, Wolfgang. 2015. Vom Wissen der Städte: Urbane Räume als Labore der Zivilgesellschaft. In *Urbane Aushandlungen. Die Stadt als Aktionsraum*, ed. by Wolfgang Kaschuba, Dominik Kleinen, and Cornelia Kühn, 13–29. Berlin: Panama-Verlag
- Kelty, Christopher M. 2017. Too Much Democracy in All the Wrong Places: Toward a Grammar of Participation. *Current Anthropology* 58/S15: S77–S90. <https://doi.org/10.1086/688705>
- Kelty, Christopher M. 2019. *The Participant: A Century of Participation in Four Stories*. Chicago: University of Chicago Press.
- Kitchin, Rob. 2017. Data-driven Urbanism. *Data and the City*: 44–56. <https://doi.org/10.4324/9781315407388-4>
- Klausner, Martina. 2021. Das Format „Beteiligung“ als Arbeit am Verhältnis von Recht und Politik. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie (HJK)* 13: 635–642.
- Knox, Hannah. 2020. *Thinking Like a Climate: Governing a City in Times of Environmental Change*. Durham, NC: Duke University Press. <https://doi.org/10.1515/9781478012405>

- Knox, Hannah, and Dawn Nafus, eds. 2018. *Ethnography for a Data-saturated World*. Manchester: Manchester University Press. <https://doi.org/10.7765/9781526127600>
- Koch, Gertraud, ed. 2017. *Digitisation: Theories and Concepts for Empirical Cultural Research*. London, and New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315627731>
- Lampland, Martha, and Susan Leigh Star, eds. 2009. *Standards and Their Stories: How Quantifying, Classifying, and Formalizing Practices Shape Everyday Life*. Ithaca, NY: Cornell University Press.
- Law, John. 2009. Seeing Like a Survey. *Cultural Sociology* 3/2: 239–256. <https://doi.org/10.1177/1749975509105533>
- Lengwiler, Martin. 2008. Participatory Approaches in Science and Technology: Historical Origins and Current Practices in Critical Perspective. *Science, Technology, & Human Values* 33/2: 186–200. <https://doi.org/10.1177/0162243907311262>
- Lezaun, Javier, Noortje Marres, and Manuel Tironi. 2017. Experiments in Participation. In *The Handbook of Science and Technology Studies*, ed. by Ulrike Felt, Rayvon Fouché, Clark A. Miller, and Laurel Smith-Doerr, 195–221. Cambridge, MA: The MIT Press.
- Marres, Noortje. 2007. The Issues Deserve More Credit: Pragmatist Contributions to the Study of Public Involvement in Controversy. *Social Studies of Science* 37/5: 759–780. <https://doi.org/10.1177/0306312706077367>
- Marres, Noortje. 2015. *Material Participation: Technology, the Environment and Everyday Publics*. London: Palgrave Macmillan.
- Marres, Noortje, and Javier Lezaun. 2011. Materials and Devices of the Public: An Introduction. *Economy and Society* 40/4: 489–509. <https://doi.org/10.1080/03085147.2011.602293>
- Marvin, Simon, Andrés Luque-Ayala, and Colin McFarlane, eds. 2016. *Smart Urbanism: Utopian Vision or False Dawn?* Oxford, and New York: Routledge. <https://doi.org/10.4324/9781315730554>
- Murthy, Dhiraj. 2008. Digital Ethnography: An Examination of the Use of New Technologies for Social Research. *Sociology* 42/5: 837–855. <https://doi.org/10.1177/0038038508094565>
- Nadim, Tahani. 2016. Data Labours: How the Sequence Databases GenBank and EMBL-Bank Make Data. *Science as Culture* 25/4: 496–519. <https://doi.org/10.1080/09505431.2016.1189894>
- Niewöhner, Jörg. 2016. Co-laborative Anthropology: Crafting Reflexivities Experimentally. In *Etnologinen tulkinta ja analyysi: Kohti avoimempaa tutkimusprosessia*, ed. by Jukka Jouhki, and Tytti Steel, 81–125. Tallinn: Ethnos.
- Parry, Ross. 2013. The End of the Beginning: Normativity in the Postdigital Museum. *Museum Worlds: Advances in Research* 1: 24–39. <https://doi.org/10.3167/armw.2013.010103>
- Pink, Sarah, Heather Horst, John Postill, Larissa Hjorth, Tania Lewis, and Jo Tacchi. 2015. *Digital Ethnography: Principles and Practice*. London: Sage.
- Polyteia. 2020. *Gute Daten. Gute Verwaltung. Chancen und Herausforderungen der Nutzung von Daten in Städten, Gemeinden und Kreisen*. Berlin: Polyteia GmbH.
- Scott, James C. 1998. *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition Have Failed*. New Haven: Yale University Press.
- Seaver, Nick. 2021. Seeing Like an Infrastructure: Avidity and Difference in Algorithmic Recommendation. *Cultural Studies* 35/4–5: 1–21. <https://doi.org/10.1080/09502386.2021.1895248>

- Söderström, Ola, Evan Blake, and Nancy Odendaal. 2021. More-Than-Local, More-Than-Mobile: The Smart City Effect in South Africa. *Geoforum* 122: 103–117. <https://doi.org/10.1016/j.geoforum.2021.03.017>
- Stadt Frankfurt am Main. 2020. *Smart City FFM – Gesamtstädtische Digitalisierungsstrategie*. Frankfurt.
- Star, Susan Leigh. 1990. Power, Technology and the Phenomenology of Conventions: On Being Allergic to Onions. *The Sociological Review* 38.S1: 26–56. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1990.tb03347.x>
- Star, Susan Leigh, and Karen Ruhleder. 1996. Steps Toward an Ecology of Infrastructure: Design and Access for Large Information Spaces. *Information Systems Research* 7/1: 111–134. <https://doi.org/10.1287/isre.7.1.111>
- Strathern, Marilyn. 2004. *Commons and Borderlands: Working Papers on Interdisciplinarity, Accountability, and the Flow of Knowledge*. Oxford: Sean Kingston Publishing.
- Tréguer, Félix. 2019. Seeing Like Big Tech: Security Assemblages, Technology, and the Future of State Bureaucracy. *Data Politics*: 145–164. <https://doi.org/10.4324/9781315167305-8>
- Tsing, Anna. 2013. More-Than-Human Sociality: A Call for Critical Description. In *Anthropology and Nature*, ed. by Kirsten Hastrup, 37–52. New York: Routledge.
- Valverde, Mariana. 2011. Seeing Like a City: The Dialectic of Modern and Premodern Ways of Seeing in Urban Governance. *Law & Society Review* 45/2: 277–312. <https://doi.org/10.1111/j.1540-5893.2011.00441.x>
- Welz, Gisela. 2021. More-Than-Human Futures: Towards a Relational Anthropology in/of the Anthropocene. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie* 13: 36–46.

Robert Stock¹

Mobilität und Tuning-Prozesse

Zur Reorganisation materiell-sensorischer Praktiken blinder Fußgänger:innen durch digitale Medien²

Robert Stock

Mobility and Tuning Processes: On the Reorganisation of Material-Sensory Practices of Blind Pedestrians through Digital Media

Abstract: The mobility of blind people with long canes is currently increasingly reorganised by elements such as smartphones, voice output, apps or headphones and in this respect represents a digital media practice that requires learning, practice and a knowledge-based coordination of simultaneous practices, bodily techniques and heterogeneous things. This paper explores this form of mobility and elaborates its distributed sensory character. Locomotion flanked by long canes, smartphones and headphones is described with Pickering (1995) as a tuning process that is situated and practically produced and proves to be constitutive for the production of urban space in terms of urban practices.

Keywords: blindness, disability, mobility, digital media, tuning, socio-material practices

Vom Hören und Gehen

Die Hörfähigkeiten blinder Menschen werden oft als ‚herausragend‘ und ‚besonders‘ beschrieben. Erkennbar wird dies etwa in der Person von Daniel Kish, der sich in TED Talks oder im Rahmen der Organisation Visioneers für die Praktik der Echoortung stark macht. Die mit dieser Technik des Schnalzens assoziierten Super-Hörfähigkeiten kommen in Deutschland u. a. bei Dave Janischak zum Tragen, der in deutschen Abend- und Kinderprogrammen wie Das Superhirn (ZDF 2012) oder pur+ (ZDF 2012) aufgetreten ist. Mit der Echoortung erkannte er vor der Kamera in experimentellen Situationen und ohne Berührung Objekte wie Kerzenständer oder Teddybären und präsentierte so die Technik der Echoortung öffentlichkeitswirksam. Ohne Zweifel sind solche Formen massenmedialer Inszenierungen wichtig, können sie doch ein gewisses Bewusstsein

- 1 Ich bedanke mich für die Lektüre früherer Fassungen dieses Artikels durch Christian Meier zu Verl und Miklas Schulz. Des Weiteren danke ich den beiden anonymen Reviewer:innen der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft für ihre konstruktive Kritik. Diese Hinweise haben sich bei der Überarbeitung des Manuskripts als überaus produktiv erwiesen.
- 2 In diesem Beitrag werden eine gendersensible Sprache und der Doppelpunkt verwendet. Zur Bedeutung des Genderns für Screen-Reader-Praktiken vgl. z. B. Kunert (2020), obgleich die Funktionalität dieses Satzzeichens oder des Gender-Sternchens für Screen-Reader-Praktiken nicht abschließend geklärt ist.

für das Thema Behinderung generieren. Problematisch ist jedoch, dass damit auch Vorstellungen „außergewöhnlicher“ Körperlichkeit (Garland-Thomson 1997) produziert werden. Genau dieser Aspekt wurde von einigen der blinden und sehbehinderten Interviewpartner:innen problematisiert, die ich 2019 zu ihren Hörpraktiken und der Verwendung digitaler Medien befragte. Unter den befragten Personen gab es hinsichtlich der Darstellungsweise von „Superblinden“ (Schenker, M) in Fernsehen oder Film (Tacke 2016) kritische Stimmen. Sie seien häufig mit Vorbehalten konfrontiert, die ihre Wahrnehmung betreffen. Claudia Lagona, die als sehbehinderte Angestellte im öffentlichen Dienst arbeitet, erklärte mir im Interview dazu:

„Und wenn dann Leute so oft sagen ‚Ah, Sie hören ja so gut‘, dann sage ich immer ‚Nein, ich höre überhaupt nicht gut‘, also ich habe es auch mal testen lassen. Ich bin ein absoluter Durchschnittshörer. Aber ich hab’ natürlich die Aufmerksamkeitskapazität frei, um mich auf Höreindrücke zu konzentrieren. Und das macht es halt eben aus. Und das verstehen die Leute oft nicht.“

Hier werden Vorstellungen von blinden Menschen als Super-Hörer:innen deutlich, mit denen sich die betreffenden Personen jedoch nicht identifizieren und sich daher in Alltagssituationen oft dazu aufgefordert sehen, Vorannahmen immer wieder zu korrigieren.

Der vorliegende Beitrag nimmt diese Aushandlungsprozesse als Ausgangspunkt, um die Bedeutung des Hörens für blinde Mobilität und Orientierung zu reflektieren. Es geht folglich nicht darum, außergewöhnliche sinnliche Fähigkeiten herauszustellen, sondern diese Art der Wahrnehmung in ihrer Alltagsrelevanz für blinde Mobilität und in ihrer Verschränkung mit digitalen Endgeräten und Applikationen einzuordnen. Wenngleich Hören sich für viele Alltagspraktiken als elementar erweist, gehe ich davon aus, dass sich blinde Personen nicht per se durch außerordentliche Hörfähigkeiten auszeichnen oder sie gar eine einheitliche, homogene soziale Gruppe bilden. Der blinde Musiker Martin Heger, eine der befragten Personen, drückte dies so aus: „Jeder Blinde ist anders“.³ Blinde oder sehbehinderte Menschen sind folglich als eine heterogene Gruppe zu begreifen (Klettner/Lingelbach 2018), deren sensorische Praktiken in ihrer Spezifität hier von Interesse sind. Erstens erkenne ich an, dass es eine signifikante Variabilität auditiver Fähigkeiten bei Personen mit Sehbehinderung gibt und das Hören eine wichtige Ressource für den Alltag darstellt. Zweitens verknüpfen blinde Personen – ähnlich wie Sehende – Hören kontinuierlich mit anderen sensorischen Praktiken.⁴

Hören wird im Folgenden als eine spezifisch kulturelle, wissensbasierte „Praxis“ (Niewöhner 2017: 91) angesehen, die auf der Ebene des Alltags verschiedene Routinen und Interaktionen flankiert und ermöglicht. Die sinnliche Orientierung in der Lebens-

3 Die Namen der Interviewten sind in diesem Text pseudonymisiert.

4 Siegfried Saerberg zufolge ist dieser Wahrnehmungsstil „geprägt von einem hochgradig komplexen Ineinandergreifen verschiedener Sinnesfelder, indem sich die Aufmerksamkeit des navigierenden Subjektes ständig anderen Elementen des wahrnehmbaren Raumes zuwendet“ (Saerberg 2007: 204).

welt kann dabei ein nicht primär visuell informiertes Erfahrungswissen prägen, das alltäglich gebraucht, aktualisiert und verändert wird. Insofern ist davon auszugehen, dass alltägliche Praktiken eng mit den Sinnesmodalitäten verschränkt sind. Daher geht es mir darum nachzuvollziehen, wie sich Hören und Mobilität als „prozessuales Geflecht routinierter Tätigkeiten“ (Bareither 2019: 5) im Fall von Blindheit beschreiben lassen. Solche Arrangements routinierter Praktiken tragen zudem – mit Bareither gesprochen – einen mehrdimensionalen Charakter. An ihnen lässt sich ein „Wandel soziokultureller Routinen“ (Bareither 2019: 6) aufzeigen: Dieser ereignet sich im Zuge einer zunehmenden Digitalisierung der gegenwärtigen Lebenswelt, die von Vertreter:innen der Europäischen Ethnologie transdisziplinär analysiert wird (u. a. Bareither 2019; Koch 2015).

Behinderte Menschen sind von den umfassenden Wirkungen der Digitalisierung in verschiedener Hinsicht betroffen.⁵ Im Bereich privater Kommunikation und Mobilität erweitert sich etwa seit der Einführung von Smartphones der Kreis der blinden Personen. Zur gegenwärtigen Verbreitung digitaler Technologien unter Blinden und Sehbehinderten trägt ebenso der Aspekt der Verfügbarkeit und Zugänglichkeit bei: Mussten Handys noch extra mit kostenpflichtigen Programmen ausgestattet werden, um die Bedienung allein über Sprache zu realisieren, stellt sich dies bei Smartphones anders dar. Denn nicht-visuell basierte Bedienmöglichkeiten wie Sprachsteuerung und Sprachausgabe wurden bei Apple und Android-Geräten sukzessiv hinzugefügt und auch Touch-Screens entsprechend rekonfiguriert (Ellis/Goggin 2015). Hinzukommt, dass im App Store oder Google Play Store eine Reihe von Anwendungen angeboten wird, die sich speziell an Blinde und Sehbehinderte richten. Etablierte Programme zum Scannen und Vorlesen von Dokumenten wie der KNFB-Reader sind bereits seit einiger Zeit auch für mobile Geräte verfügbar. Im Bereich von Navigationsanwendungen konkurrieren Blindsquare, Google Maps, Ariadne GPS und weitere Produkte miteinander.

Die Lebenswelten, soziokulturellen Praktiken und Sinneswahrnehmungen blinder Menschen werden folglich zunehmend in die engen Verflechtungen von digitalen Medien und alltäglichen Routinen eingebunden bzw. mit diesen konfrontiert. Während Mobilität mit dem Langstock bereits als Medienpraktik begriffen werden kann (Niewöhner 2017: 91–92), werden die klassischen blinden Mobilitätsformen angesichts digitaler Endgeräte und Anwendungen reorganisiert und verschoben. Mobilität begreife ich folglich als Medienpraktik, die durch bestimmte soziokulturelle Prozesse geformt wird und „komplexe Arrangements (oder auch: Netzwerke, Assemblagen) aus menschlichen und nicht-menschlichen Entitäten [umfasst], die sich relational zueinander verhalten“ (Bareither 2019: 6). Die Erforschung solcher mobiler, digitaler Medienpraktiken ist dazu angehalten, auch die Verschränkung von Medien und sinnlichen Wahrnehmungsprozessen genauer in Betracht zu ziehen. Mit Judith Willkomm wäre nach „mediatisierten

5 Zur digitalen Arbeit vgl. Fischer-Tahir 2021.

Sinnen“ zu fragen, die „in Auseinandersetzung mit und im Gebrauch von technischen Medien entstehen“⁶. Ähnlich wie im Fall des Langstocks ginge es aber nicht um eine „Erweiterung“ des Tastraums, sondern vielmehr um die Dimension inkorporierten Medienwissens, d. h. mediatisierter bzw. „technisierter“ (Endter/Kienitz 2017) Hörpraktiken, die sich durch die „komplexen wechselseitigen Relationen und Verschränkungen“ (Bareither 2019: 18) von Sinnen, Körpern, digitalen Medien und gebauten Umwelten – d. h. dem „Sinnesraum Stadt“ (Diaconu 2012) – artikulieren.

Mobilitätspraktiken erforschen und beschreiben

Vor dem Hintergrund aktueller Bezüge zwischen Blindheit, Sehbehinderung und mobiler Digitalkultur werde ich im Folgenden relationale, durch digitale Technologien hergestellte sensorische Praktiken untersuchen. Besonderer Fokus liegt auf den ermöglichenden und behindernden Momenten dieser sensorischen Praktiken. Ich schließe damit nicht nur an die bereits erwähnten Forschungsansätze von Bareither, Koch und weiteren an, die sich mit der Frage von Medienpraktiken in digitalen Alltäglichkeiten befassen. Darüber hinaus beziehe ich mich auf dichte Beschreibungen sinnlicher Arrangements und medialer Hörpraktiken blinder Menschen aus dem Feld der *Disability Media Studies* in ihrer medienethnografischen Akzentuierung. Diese Forschungen gehen über eine Repräsentationskritik hinaus und widmen sich einem breiten Spektrum von Verkörperungen im Zusammenspiel diverser Medien, wobei sie dazu auffordern, auch die Positionalität von Wissenschaftler:innen und akademische Wissensproduktion zu reflektieren (Ellcessor/Hagood/Kirkpatrick 2017: 4). Diese Autor:innen argumentieren, dass: „Media technologies [...] raise further issues of materiality and embodiment“ (Ellcessor/Hagood/Kirkpatrick 2017: 16).

Weitere Analysen aus dem Bereich legen nahe, dass digitale Medienpraktiken behinderter Menschen durch zahlreiche Friktionen gekennzeichnet sind, obwohl Mobilgeräte und Anwendungen vielfach als „Problemlöser“ gelten (Dokumaci 2016; Saltes 2018; Wong 2018). Digitale Technologien, so Dokumaci, schreiben sich in das Verhältnis von körperlicher Differenz sowie gebauten Umwelten ein und stellen die Frage nach dem Status von ‚normalen‘ Körpern oder Sinneswahrnehmungen sowie nach Prozessen der Inklusion und Exklusion (Dokumaci 2016: 79). Daran anschließend schlage ich vor, die wechselseitigen Bezugnahmen und Relationen zu untersuchen, die sich zwischen materiellen, digitalen und sinnlich-medialen Handlungsinitiativen verorten (Belliger/Krieger 2006; Law 2013). Mit Niewöhner problematisiere ich „ein in-der-Welt-sein mittels komplizierter technischer Apparaturen“ (2017: 80) und zeichne mit Verweis auf Andrew Pickering „the reciprocal tuning of human and material agency“ (Pickering 1995: 21) nach. Ein solches „tuning“ umfasst die Abstimmungsprozesse heterogener Partizipationsinstanzen und grundiert die Aktualisierung und Reorganisation mate-

6 Willkomm 2014: 43, zit. in Bareither 2019: 18.

riell-sensorischer Mobilitätspraktiken, die kontinuierlich mit Friktionen konfrontiert sind.

Die Analyse dynamischer Verknüpfungen von Menschen, Sinneswahrnehmungen, digitalen Geräten und Praktiken in alltäglichen, digital-kulturellen Arrangements profitiert von Saerbergs autoethnografischer Studie über den blinden Wahrnehmungsstil (Saerberg 2006) und Geeses Ausführungen zu Mobilitätsassistenzen (Geese 2018). Ihre Überlegungen werde ich einbeziehen, wenn es um die Untersuchung blinder Mobilität durch digitale Anwendungen geht, und so die spezifische Materialität und verteilten Handlungsinitiativen digitaler Medienpraktiken herausarbeiten. Sowohl den Langstock als auch das Smartphone oder Apps fasse ich als „mediators“ (Latour 2005: 39) auf. Sie fungieren als Mittler, die Relationen zwischen Mensch und Umgebung durch Übersetzungsprozesse zeitweilig stabilisieren (Law 2013: 27).⁷ Medizintechnische Hilfsmittel wie der Langstock oder digitale Technologien werden also als Elemente begriffen, die an vielfältigen Beziehungsstrukturen partizipieren und durch diese geformt werden. Hilfsmittel, so Miklas Schulz im Anschluss an Latour, stellen Komponenten „umfassender Wissensordnungen“ dar, die „gewisse Handlungsprogramme“ implizieren: „Vermittels der Aneignung von Hilfstechnologien entsteht eine hybride Wesenhaftigkeit, die menschliches und nicht-menschliches zusammenschließt“ (Schulz 2017: 127). Diese Bündnisse artikulieren komplexe Relationen zwischen Träger:innen und Umwelten (Fries 2016), die hier in Bezug auf blinde Medienpraktiken und deren mobile und sinnlich-mediale Verfertigungen durch heterogene, verteilte *agencies* nachvollzogen werden.

Für eine solche Annäherung an prozessuale Arrangements und alltagspraktische Routinen blinder Menschen ist es notwendig, konventionelle oder überkommene Konzepte von Behinderung zu überdenken. Dafür kann Schillmeiers Konzeptualisierung von Blindheit herangezogen werden: In seiner Untersuchung fokussiert der Kulturosoziologe sensorische Praktiken und schlägt vor, „(visuelle) Behinderung/Ermöglichung [als] das Ergebnis sozialer und nicht-sozialer, menschlicher und nicht-menschlicher Konfigurationen“ (Schillmeier 2016: 285) zu untersuchen. Dieser Ansatz geht über das soziale und medizinische sowie auch das kulturelle Modell von Behinderung hinaus (Klettner/Lingelbach 2018). Mit dem Begriff *dis/ability* wird vielmehr vorgeschlagen, dass in Praktiken und Situationen sowohl ermöglichende als auch behindernde Momente wirksam werden. So sei von Fall zu Fall zu untersuchen, wie sich Menschen, Sinne und Dinge gegenseitig formen und – auf die vorliegende Analyse bezogen – wie Gehen und Hören als situierte, sensorische Praktiken in Zeiten digitaler Lebenswelten ausgestaltet werden. Schillmeiers Fokus kann um die Dimension digitaler Medien erweitert werden. Mack Hagoods Ansatz erweist sich dabei als produktiv: Sein medienethnografischer

7 Übersetzen bedeutet zum Beispiel, dass der Langstock die Bodenqualität in bestimmte Vibrationen transformiert, die Gehende im Abgleich mit Schall und Schuhsohlen als Hinweis auf die Qualität des Untergrunds begreifen.

Zugriff auf das Phänomen Tinnitus demonstriert, wie Alltags- und Medizintechnologien gebraucht werden, um belastende Störgeräusche je nach Situation, Akustik und Räumlichkeit zu regulieren. Er argumentiert in diesem Zusammenhang, dass „Medientechnologien oft daran beteiligt sind, Körper in bestimmten Momenten als ‚fähig oder behindert‘ herzustellen“ (Hagood 2019: 35, meine Übersetzung [R.S.]). Wie Hagood betone auch ich die Prozessualität mobiler Hörpraktiken, die medientechnologisch gerahmt und situativ durch behinderte Menschen produziert werden.

Ein von der Universität Konstanz gefördertes Projekt bot mir im Sommer 2019 die Möglichkeit, mit blinden und sehbehinderten Menschen unterschiedlicher Altersgruppen und Geschlechtszugehörigkeit ins Gespräch zu kommen.⁸ Es wurden sechs Interviews in Konstanz, Erlangen und Berlin durchgeführt. Ich habe die Interviewpartner:innen über verschiedene Wege gefunden: Einige von ihnen sind Mitglieder in jeweiligen regionalen Blinden- und Sehbehindertenvereinen. Andere schreiben auf Blogs über ihre Navigationspraktiken und die damit verbundenen Alltagsprobleme, wodurch ich auf sie aufmerksam wurde. Die Auswahl der Interviewten ist nicht repräsentativ. Personen, die digitale Technologien ablehnen, wurden nicht befragt. Ich habe mit den ausgewählten Personen leitfadengestützte Interviews und zwei mobile Interviews durchgeführt. Die aufgezeichneten Interviews wurden transkribiert und mit MaxQDA codiert, woran sich eine qualitative Inhaltsanalyse im engen Dialog mit der Forschungsliteratur anschloss. Die verschiedenen methodischen Herangehensweisen bei der qualitativen Forschung versuchen, auf die Veränderungen von Alltagspraktiken angesichts digitaler und mobiler Medienpraktiken Rücksicht zu nehmen. Zunächst zu den Interviews, die bei Personen zu Hause oder an öffentlichen Orten (z. B. im Café) stattfanden: Aus diesen themenfokussierten Gesprächen lassen sich – wenn auch nur in beschränktem Maße – bedeutende Hinweise auf materielle und sensorische Praktiken blinder Mobilität und Orientierung rekonstruktiv ableiten. Dabei folge ich Mol (2017). Sie plädiert dafür, Aussagen in Interviews nicht nur als Deutungen zu betrachten, sondern anzuerkennen, dass wir aus diesen Versprachlichungen etwas über die Materialität alltäglicher Verrichtungen erfahren können (Mol 2017: 450f.). Auf die Mobilität blinder Menschen mit Hilfsmitteln und in Begleitung digitaler Endgeräte sowie Applikationen übertragen bedeutet dies, alltagsrelevante Dinge wie den Langstock, Smartphones oder Kopfhörer nicht außer Acht zu lassen. Zugleich wird im Rahmen der Interviews der Vollzug von Alltagspraktiken – sowie auch Hörweisen – versprachlicht. Aber es bleibt offen, in welcher praktischen Form Hilfsmittel und Endgeräte an der Herstellung und Situierung akustischer, haptischer und visueller Dimensionen der Mobilität beteiligt sind.

8 Das Projekt wurde vom Young Scholar Fund der Universität Konstanz gefördert. Vielen Dank an dieser Stelle an Luca Fasold, die als studentische Mitarbeiterin des Projekts in Konstanz die Transkriptionen der Interviews besorgte.

Die Mobilität blinder Menschen umfasst folglich sozio-materielle und situierte Praktiken, die die Sinne involvieren und „enaktieren“⁹. Vor diesem Hintergrund und angesichts der mobilen Herstellung sinnlicher Medienpraktiken, Orientierung und Navigation entschied ich mich dazu, mit einigen Personen auch mobile Interviews durchzuführen. Die Methode des Go-Along-Interviews kann Forscher:innen nützlich sein, die sozialen Bedeutungen von Orten sowie etwa deren Auswirkungen auf die Gesundheit der dortigen Bewohner:innen besser zu verstehen (Carpiano 2009). Laurence Parent hat diese Methode im Sinne der kritischen Disability Studies weitergedacht und das Wheeling Interview (2016) konzipiert, um so die Erfahrung des Stadtraums vor dem Hintergrund körperlicher Differenz zu konturieren, Exklusionsprozesse zu verdeutlichen und schließlich auch Vorschläge für eine inklusivere Stadtgestaltung zu liefern (Parent 2021). Mobile Interviews mit blinden Personen oder Rollstuhl-Nutzer:innen können also situiertes Wissen über Mobilitätserfahrungen, Taktiken und Schwierigkeiten generieren sowie auf diese Weise Aufschluss über die „mobility issues“ (Wong 2018: 87) von Menschen mit Behinderung geben. Daran anschließend ging es mir darum, das Gehen blinder Menschen durch die Stadt zu begleiten und dabei ihre Praktiken mit digitalen Medien zu erfassen. Es lag nicht in meiner Absicht zu lernen, Routen mit dem Blindenstock zu verfolgen oder ein Simulationstraining zu durchlaufen (vgl. Titchkosky/Healey/Michalko 2018). Eher verstand ich mich als „sensory apprentice“ (Pink 2015: 103), der ausgestattet mit Audiorekorder das sich auf dem Gehweg bewegende Mobilitätsarrangement von blinder Person, Langstock und Smartphone erweitert. Interviewer:innen können als temporäre Begleiter:innen auf diese Weise etwas über bzw. von Mobilitätsformen durch Mitmenschen mit variierenden dis/abilities lernen (Parent 2016) und sich mit einer nicht vorwiegend durch den Sehsinn charakterisierten Sensibilität bezüglich urbaner Räume vertraut machen (Pink 2015: 114). Mobile Interviews eröffnen somit die Chance, Wissen über die Praktikabilität von Hilfsmitteln und anderen Geräten, über die Probleme mit GPS-Ortungen und die Optionsvielfalt von Apps sowie Handhabungen von Kopfhörern zu erhalten. Dies geschah bei einem Spaziergang durch die Heimatstadt der interviewten Personen und auf ihnen bekannten Routen. So erhielt ich einige Eindrücke über das praktische Wissen und die Techniken, die blinde Personen auf ihren täglichen Wegen einsetzen.¹⁰ Die Anwesenheit in einem „shared physical environment“ (Pink 2015: 101) bot die Möglichkeit einer Zugangsweise, in der

9 Den Begriff des *enactments* bzw. „to enact“ führt Mol (2002, 2017) ein, um über die Konstruktionsmetapher hinauszugehen und der Performativität von Praktiken gerecht zu werden. Zugleich wird damit das realitätsgenerierende Potenzial von Praktiken hervorgehoben (Law 2013; Mol 2002). Bezüglich der Diagnose- und Behandlungsmöglichkeiten von Arteriosklerose schreibt Mol: „Mit Beinen zu leben, die beim Gehen schmerzen, bringt einen nicht nur dazu, seiner neuen Situation Sinn und Bedeutung zu verleihen, sondern ist auch eine entschieden praktische Angelegenheit“ (2017: 450).

10 Diese Forschung konnte bislang nicht weiterverfolgt werden, um Personen etwa über längere Zeiträume in ihren Alltags zu begleiten und durch eine teilnehmende Beobachtung weitere Erkenntnisse zu gewinnen.

sich sensorische Erfahrung und situierte Aufmerksamkeit verbinden: „attention to our own, and other people’s, unanticipated sensory embodied, or emplaced, experiences can lead researchers to new routes to understanding“ (Pink 2015: 103).

Sensorische Operationen des Langstocks

Mobile, vernetzte Geräte und digitale Anwendungen (Apps) sind zwar zunehmend an der Herstellung von blinder Mobilität beteiligt. Doch diese Technologien sind nicht in der Lage, „eine sonst unzugängliche physikalische Welt ein für alle Mal zugänglich zu machen“, wie Dokumaci (2016: 74) betont. Es geht Natalie Geese zufolge ebenso wenig um eine Ersetzung des Langstocks: „Allerdings können diese [digitalen] Hilfen nur in Verbindung mit den primären Mobilitätsassistenzen Langstock, Führunghund oder sehende Begleitung sinnvoll eingesetzt werden und können diese nicht ersetzen“ (Geese 2018: 154). Der Langstock, der seit den 1950er Jahren ein Grundelement blinder Mobilität bildet (Geese 2018), wird von blinden Menschen folglich als zuverlässiges Hilfsmittel für eine eigenständige Lebensweise geschätzt. Seine verschiedenen Bauarten (einteilig, Teleskop oder Klappstöcke) sowie Variationen bei Griffen und Stockspitzen machen ihn für unterschiedliche Umgebungen und Situationen geeignet. Geese weist darauf hin, dass jede:r „Langstocknutzende mehrere Langstockmodelle besitzen sollte, um für die spezifischen Erfordernisse unterschiedlicher Situationen den passenden Langstock zur Verfügung zu haben“ (Geese 2018: 181). Vor diesem Hintergrund wird nun die sensorische Verfasstheit von Langstock-Mobilität problematisiert, also wie das Hilfsmittel durch Visualität, Haptik und Akustik an Kontur gewinnt. Durch die Materialität des Stocks und seinen Gebrauch werden heterogene Beziehungen zwischen blinden Fußgänger:innen und urbanen Umwelten gestiftet. Es handelt sich um dynamische sensorische Arrangements, die räumliche sowie zeitlich beschränkte Abstimmungsprozesse übersetzen. Deren Reorganisation durch digitale Medienpraktiken wird weiter unten genauer erörtert.

Visuelles Erkennungszeichen

Durch die Visualität erhält der Langstock eine Bedeutung als ein Faktor für Sicherheit, die gesetzlich festgelegt ist und „kundigen Einsatz“ (Miklas Schulz, persönliche Mitteilung) erfordert, also mit Wissen verbunden ist, das in Orientierungs- und Mobilitätstrainings vermittelt wird. Der Stock und seine Farbigkeit stellen die Sichtbarkeit blinder und sehbehinderter Menschen für andere sehende Verkehrsteilnehmer:innen her. Durch ihn wird eine Differenz markiert, die die Abweichung der Nutzer:innen von Normalsichtigen unterstreicht und Normalitätsvorstellungen festschreibt. Diese Unterscheidung wirkt sich sowohl auf Fußgänger:innen als auch auf Fahrzeugführer:innen aus, wie Frau Lagona beim Interview in Erlangen bekräftigt: „Also man kann als blinder Mensch ohne Langstock eigentlich nicht aus dem Haus gehen. [...] [W]eil man darf nicht vergessen, der Blindenlangstock ist ja auch ein Signal für andere“. Die Erkenn-

barkeit durch Visualität wird zugleich haptisch durch die Beschaffenheit des Stocks und dessen fortwährende Bewegung unterstützt. Die Bewegung mittels Pendeltechnik schafft auf dem Gehweg fortwährend eine Zone, der entgegenkommende Passant:innen ausweichen können, wie Natalie Geese (2020) argumentiert. Jedoch birgt die durch den Stock generierte Sichtbarkeit auch Probleme: Sehende Fußgänger:innen missverstehen ihn oft als Zeichen für Hilflosigkeit und Anlass für nicht immer willkommene Hilfeleistungen (Geese 2018: 183). Der Langstock gilt zwar als Symbol für Blindheit. Allerdings wird die damit verbundene Gangart von Sehenden oft mit Bedeutungen aufgeladen, die von Langstocknutzenden nicht geteilt werden (Saerberg 2007: 214). Unerwünschtes Anfassen – etwa beim Überqueren von Straßen oder an Kreuzungen – sei nicht selten, wie mehrere Befragte (vgl. Schneider II) und auch Bloggerinnen (lydiaswelt 2018a) berichten.

Langstock als Taststock

Langstock-Gehen wird ebenso als haptische Mobilitätsform hergestellt und fokussiert den städtischen Raum in einer haptisch-taktilen Dimension (Diaconu 2011). So dient etwa die Pendeltechnik der Lokalisierung von Hindernissen und bestimmter Charakteristika der physischen Umgebung. Stock und Technik bilden Magnus Schneider zufolge eine „Orientierungshilfe“, die eine aktuelle Verortung der blinden Langstock-Nutzer:innen im Stadtraum erlaubt. Das Abtasten (Schneider 2014) des Raumes beim Gehen ermöglicht es, diesen schrittweise zu erkunden und Oberflächenstrukturen zu identifizieren. Annika Heger, die in einem Dunkelrestaurant arbeitet und ihren Arbeitsplatz regelmäßig mit öffentlichen Verkehrsmitteln erreicht, erörtert, dass sie so das Vorhandensein von Stufen, Wänden, taktilem Leitsystem bzw. Aufmerksamkeitsfeldern nachvollzieht. Auch die Grenzen eines Gehwegs – etwa zu anliegenden Grünflächen – oder die Bahnsteigkante sowie auch taktile Leitsysteme samt Aufmerksamkeitsfeldern (wenn vorhanden) werden so erfasst. Durch Pendel-, Schleif-, Doppelpunkt- und Diagonaltechnik werden räumliche Gegebenheiten auf dem Weg durch die Stadt erkundet und so die Beschaffenheit der Route begriffen (vgl. Heinrich). Einer der befragten Langstock-Nutzenden, Martin Heger, formuliert dies so: „Der Stock, der zeigt einem ja Hindernisse an“. Das Verb „anzeigen“ wird hier freilich nicht dem visuellen Sinn, sondern dem Haptischen zugerechnet. Mit dem Stock, aber auch durch Schuhe und Füße, die den Untergrund spüren, wird haptisches Wissen in der Bewegung wahrnehmbar (Niewöhner 2017: 91), sodass Gehende und Umgebung in Beziehung gesetzt werden. Der Langstock wird zu einem bedeutsamen Element und gehört neben den Schuhen zu den „invited, indeed, sometimes necessary guests in the heterogeneous dialogue between humans and the environment“ (Michael 2000: 114). Der Stock ist sowohl für die Produktion der Umgebung, die hier als Vibration produziert wird, als auch für die Vorstellung von dieser seitens der Gehenden konstitutiv: „Es geht [...] darum, was der Stock ertastet und was ich daraus mache“, wie Martin Heger es formuliert. Daraus folgt

ebenso, dass die durch Haptik generierte Vorstellung von der Umgebung mit weiteren sensorischen Modalitäten zu koordinieren ist.

Ein Gerät zum Hören

Parallel zum Haptischen findet der Langstock beim Gehen als Hörgerät Verwendung. Wie Paul Rodaway in seinem Buch *Sensuous Geographies* bemerkt: „The white cane not only offers vibrations as it is tapped, but also sounds which can be heard and used in spatial orientation“ (Rodaway 1994: 54). Auch für Günther Palozak, der als Angestellter im öffentlichen Dienst in Karlsruhe arbeitet, erweisen sich „Schallinformationen“ als zentraler Aspekt blinder Mobilität. Schallreflexionen eröffnen Möglichkeiten, Elemente in der Umgebung wahrzunehmen. Martin Heger drückt dies folgendermaßen aus:

„Es geht aber auch darum, welche Geräusche verursacht der Stock in welcher Umgebung und was kann ich daraus ableiten. Weil jeder größere Gegenstand gibt ja ein Feedback von sich. Ein akustisches.“

Akustisches Feedback macht Fahrzeuge, Pflanzen oder Häuserwände detektierbar. Dies ist u. a. in schwer überschaubaren Settings nützlich: An Bushaltestellen oder Bahnhöfen, die schwierig zu navigieren sind (Wong 2018), können Wartehäuschen als akustische Wegmarken fungieren. Claudia Lagona bemerkt dazu: „Die kann ich hören, also die machen so ein Echo [...] das kommt vom Stock“. Blinde Mobilität per Langstock ist folglich eng mit einem akustischen Übersetzungsprozess urbaner Umwelten verwoben, „einer Sphäre von teils gleichzeitig, teils sukzessiv Hörbarem“, durch die „ein Koordinatennetz von räumlichen Relationen zwischen Geräuschen“ entsteht, wie es Saerberg (2007: 205) ausdrückt. Wissensbasierte Hörpraktiken ermöglichen Orientierung und damit eine Navigation auf gewünschten Routen.

Reguliert wird diese Schallproduktion u. a. durch die Wahl der Langstock-Spitze (Geese 2018: 179). Letztere passen zu unterschiedlichen Untergründen und variieren aufgrund des Materials auch in ihrer Lautstärke (vgl. *lydiaswelt* 2018b; *Mr BlindLife* 2017). Lagona gab über ihren Stock zu bedenken: „[D]as ist schon noch die leisere Spitze, also ich hatte früher so eine Spitze aus Keramik, die war ziemlich unkaputtbar, aber die war halt noch lauter“. Mitunter werden die für die Orientierung relevanten Geräusche als störend wahrgenommen, wie die Interviewte zur Auskunft gibt: „[D]as geht mir auch manchmal auch echt auf den Nerv, ne. Dass das Ding immer Geräusche macht“. Abgesehen vom Material des Stocks spielen die Witterungsbedingungen eine Rolle, denn Regen und Wind (Heger, M.; Lagona) sowie auch Schnee (Heger, M.; Lagona; Palozak; Schneider I) verändern die mit dem Langstock produzierten Geräusche und Reflexionen aus der Umgebung, aber auch Signale akustischer Ampeln oder Verkehrsgäusche, sodass Umgebungen schwieriger zu handhaben sind. Langstock-Mobilität setzt sich aus sensorischen Operationen und Wissen zusammen, die schrittweise, praktisch und multi-sensorisch mit dem jeweiligen städtischen Raum zu koordinieren sind.

Haptisch-auditiver „Hürdenlauf“

Akustische Reflexionen und haptische Eindrücke werden in einem sinnlichen Zusammenspiel von Langstock, Schuhsohlen und der Umgebung situiert. So entsteht blinde Mobilität als dynamische Anordnung unter der Beteiligung von Gehenden, Langstock, parkenden Autos, Bäumen und Architektur. Jedoch sind solche sensorisch-erfassten Medienpraktiken des Langstocks für Unterbrechungen anfällig, etwa durch Mülltonnen, Poller oder Blumenkübel. Insofern sei eine permanente Aufmerksamkeit notwendig, wie Annika Heger – die im Deutsch-Schweizer Grenzraum zu ihrem Arbeitsort pendelt – verdeutlicht: „[M]an muss ja schon immer damit rechnen, dass irgendwas im Weg steht“. Herr Schneider zieht einen Vergleich zwischen blindem Vorankommen und einem „Hürdenlauf“. Vor allem Hindernisse außerhalb der Reichweite des Stocks wie Ladekanten von Lkw oder Lenker geparkter Fahrräder sind oft im Weg. Zusätzlich kann der Lärm von Lkw, Motorrädern, Baustellen oder der Straßenreinigung das Fortkommen erschweren. Je nachdem, ob sie im Hintergrund bleiben oder in den Vordergrund rücken, können Gegenstände und Geräusche das Navigieren daher unterstützen oder behindern – und das Mobilitäts-Arrangement auf dem Weg durch die Stadt stabilisieren oder verunsichern. So rückt nicht nur eine „multisensoriality of walking“ (Pink 2015: 111) in greifbare Nähe, die variierende Formen des Sehens, Hörens sowie des Haptischen einbezieht. Auch die von Michel de Certeau beschriebene Herstellung des Stadtraums mittels urbaner Praktiken (de Certeau 1988: 179 ff.), zumal unter Rückgriff auf die verschiedenen Sinnesmodalitäten und Gehen als körperbasierte sowie von Taktiken angeleitete Technik (Edensor 2008), gewinnt an Kontur.

Digitale „Orientierungshilfen“

Die etablierten Orientierungs- und Mobilitätsformen blinder und sehbehinderter Menschen, die bezüglich des Langstocks erörtert wurden, eröffnen nicht-visuelle Perspektiven auf „urbane sensescapes“ (Diaconu 2011). Zugleich erscheint es wichtig, die gegenwärtige Reorganisation dieser Gehweisen durch digitale Medienpraktiken zu adressieren, verschränken sie sich doch in den letzten Jahren verstärkt mit digitalen Endgeräten und Anwendungen. Apps und Smartphones tragen dazu bei, das Verfolgen bekannter oder auch unbekannter Routen gegenwärtig neu zu justieren (Frith 2015). Digitale Karten, GPS-basierte Navigationsanwendungen und Smartphones werden vermehrt zu Bestandteilen relationaler Arrangements, deren räumliche Situierung und Mobilität sie wiederum bedingen. So stellt sich die Frage, inwiefern Apps nicht nur Informationen vermitteln, sondern konstitutiv an Übersetzungen und Transformationsprozessen beteiligt sind: „In the case of apps, user interfaces and functions are therefore understood as non-human actors that can be mediators“ (Light et al. 2018: 886). Elemente wie Apps werden als Materialitäten sensorisch-mobiler Arrangements von Menschen, Sinnen, Architekturen und Technologien hergestellt und tragen dazu bei, heterogene Praktiken des Wegfindens zu realisieren. Dies demonstriert etwa

Sybille Künzler, wobei ihre Analyse räumlicher Praktiken bezüglich Navigationsplattformen wie Google Earth betont, dass Räume durch Digitalität grundsätzlich anders produziert werden. Sie können nunmehr als konstruierte „geomediale Topologien“ (Künzler 2020: 87) begriffen werden, die Kulturtechniken wie Gehen, Klicken, Zoomen o.ä. versammeln und modifizieren (Künzler 2020: 91). Um näher auszuloten, wie blinde Personen sich in diesem Feld digitaler Orientierung und Navigationsanwendungen verorten, wird im Folgenden weniger auf die Analyse der App- oder Smartphone-Interfaces eingegangen, die über haptische Interaktionen und Sprachsteuerung funktionieren (Dokumaci 2016: 75). Vielmehr stehen die akustisch-digitalen Relationen und situiereten Verortungen blinden, alltäglichen Wegfindens im Mittelpunkt.

In der näheren Umgebung

Gehen wir zuerst auf die Herstellung der näheren Umgebung im Zusammenspiel von digitalen Karten und Langstock-Gehen ein. Die Übersetzung einer Route per Text und Sprachausgabe, z. B. bei Google Maps, folgt Standards, die Angaben von Entfernungen und Richtungen betreffen und sich in Äußerungen wie „Biegen sie in 25 Metern links ab“ zeigen. Solche Anweisungen müssen durch die Navigierenden situativ gedeutet und mit konkreten Umgebungen abgeglichen werden. Blinde User:innen koordinieren akustische Anhaltspunkte seitens des Navis mit Langstock-Daten und Schallreflexionen, um Entscheidungen bezüglich ihrer nächsten Schritte zu treffen. Im Rahmen eines mobilen Interviews und auf einem bekannten Weg zu einem regelmäßig besuchten Point of Interest im Bereich Freizeit und Sport kam es etwa dazu, dass solche Abstimmungsprozesse von Magnus Schneider, Angestellter und aktiver Klettersportler, in Radolfzell thematisiert wurden:

„50 Meter, das ist, naja, vage. Gut, das ist halt auch wirklich ein Nachteil. [...] [A]uch wenn man sagt, in 10 Metern ist die nächste Kreuzung, dann kann es auch manchmal zwei Meter sein. Wo man dann auch wirklich auf die Straße hören muss. [...] Man darf sich halt wirklich nicht auf diese [...] App verlassen.“

Wann eine Kreuzung erreicht wird, ergibt sich aus dem tatsächlichen und nicht dem mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit vorhergesagten Standpunkt. Das stellt auch Schneider fest, wenn er über das Verhältnis von Mobilität mit dem Langstock und digitaler Navigation spricht: „Man darf vor allen Dingen nicht den Bezug zum Geschehen verlieren.“

Neben Google Maps setzen blinde Menschen auch die kostenpflichtige App Blind-Square ein. Diese gilt als eine GPS-basierte „Orientierungshilfe“, mit der Points of Interest in einem bestimmten Umkreis lokalisiert und als Zielpunkte markiert werden können. Dabei greift die App bezüglich der POIs auf Daten von Foursquare (Frith 2015: 97) zu und kalkuliert Routenanweisungen auf der Basis von Open Street Maps (OSM). Paul Heinrich erklärt, wie die Anweisungen der App aufgebaut sind:

„Weil Blindsquare ist ja eine Orientierungshilfe, die Ihnen praktisch ansagt, dass Sie jetzt in Richtung Norden gehen müssen. Und Sie bekommen praktisch in einem Kreis angesagt, ob Sie sich jetzt auf die linke Seite bewegen müssen oder auf die rechte Seite bewegen müssen.“

Die App setzt voraus, dass blinde Personen mit dem Stock navigieren und digital hergestellte Hinweise auf Orte in der Nähe nutzen, um sich an diesen zu orientieren und sich dabei auf sie zuzubewegen, wenn sie es wünschen. Während des mobilen Interviews in Radolfzell wurde dies von Herrn Schneider reflektiert:¹¹

„iPhone: ‚Ziel [Angabe]. 480 Meter nordöstlich.‘ 480 Meter. Was hat er vorhergesagt, 530. Das ist jetzt schon ´mal ein Indiz, dass man, oder dass frau oder je nachdem, in die richtige Richtung läuft.“

Die von BlindSquare kalkulierten Routen sind jedoch teils für Fußgänger:innen problematisch. Das hängt u. a. damit zusammen, dass es sich bei den Angaben der App um „Luftlinienangaben“ (Schneider II) handelt. Zudem können bei der Orientierung per App in Richtung Ziel Gegebenheiten auftreten, die für blindes Vorwärtskommen ungünstig sind. Auch dies stellte sich beim mobilen Interview heraus: Als klar wurde, dass die vorgeschlagene Route an der Ausfahrt eines Parkplatzes vorbeiführen würde, entschied sich der Interviewte für einen alternativen Weg, der ihm geeigneter erschien. Später reflektierte der Befragte diesen Aspekt im Gespräch und plädierte für einen sorgsamen Umgang mit Hinweisen der Navigationsanwendungen. Denn: „[Per App kalkulierte] Fußgängerrouden stimmen nicht immer mit realen Bedingungen überein“ (Schneider II).

Die GPS-Genauigkeit, -stabilität und das Eintragen neuer POIs durch Nutzer:innen in Blindsquare stehen in engem Zusammenhang zueinander, wie auch das folgende Beispiel demonstriert. Bei einer öffentlichen Bildungseinrichtung in ihrer Stadt hatte Claudia Lagona einen Marker in Blindsquare gesetzt, um den Ort per App einfacher wiederzufinden. Auf dem gemeinsamen Weg dorthin im Rahmen eines mobilen Interviews haben wir den Ort aber nicht auf Anhieb gefunden. Dies mag einerseits dem parallelen Gespräch geschuldet sein, in dem die Befragte über die Verwendung des Langstocks und die Möglichkeiten von Apps Auskunft gibt und dabei stetig von Voice-Over-Anweisungen der App aus dem Smartphone-Lautsprecher unterbrochen wird. Andererseits, so stellt sich im Verlauf der Route heraus, ist der GPS-Marker im Innenhof des betreffenden Gebäudes gesetzt und nicht an dessen Eingangstür. Daher ist es nicht einfach, die Eingangstür beim ersten Anlauf zu finden. Dazu kommt, dass der Eingang dieses öffentlichen Gebäudes nicht durch ein taktiles Aufmerksamkeitsfeld markiert ist. Das Fehlen dieses – eigentlich gesetzlich vorgeschriebenen – physischen Elements ist in

11 App-Anweisungen bezüglich zu verfolgender Routen werden je nach Anwendung und Gerätekonfiguration auch über haptische Signale vermittelt. Dieser Aspekt wurde in der Befragung nicht problematisiert und müsste an anderer Stelle weiterverfolgt werden.

dieser Situation in entscheidender Weise dafür verantwortlich, dass der digital angereicherte Prozess des Wegfindens unterbrochen wird.

Obwohl es sich um keine schwerwiegende Situation handelt, wird das Verhältnis von aktueller Positionierung und ihrer Rahmung durch Standort-basierte Anwendungen greifbar: GPS-basierte Anwendungen produzieren akustische Anhaltspunkte für Ziele, deren Erreichbarkeit sich aufgrund von Standortangaben, tatsächlicher Position und Verkehrsgeschehen als schwierig herausstellen kann. Darüber hinaus sind weitere Elemente relevant, die neben der digitalen Infrastruktur als „Grundlagen“ (Koch 2016) alltäglicher blinder Praktiken auftreten: Ein taktiles Leitsystem erweist sich neben Langstock und digitalen Medienpraktiken als ebenso zentral, wenn es um Fragen der Zugänglichkeit und kultureller Teilhabe geht. Dessen Fehlen kann das Aufsuchen gewünschter Orte erschweren: So werden mediale Daten- und gebaute Infrastrukturen nur unzureichend gekoppelt, wodurch Nachteile für blinde und sehbehinderte Mitbürger:innen erwachsen können. Insofern können digitale Routenplaner den Hör- und Tastradius der Gehenden (Dokumaci 2016: 74) in gewisser Weise ergänzen und den wahr-genommenen Stadtraum mit weiteren Informationen anreichern. Im Sinne Künzlers umfasst die Konstruktion „augmentierter“ städtischer Räume dabei „all kinds of practices: clicking, watching, searching, walking, dreaming and so on“ (Künzler 2020: 91). Die Verknüpfung verschiedener Akteure (Code, Touchscreen, Endgeräte, Sprachausgabe) formiert sich als technisches Ereignis. Dessen unpräzise Berechnung erweist sich für Langstock-Nutzer:innen aber teilweise als Problem, das unter bestimmten räumlichen, zeitlichen, sozialen wie auch materiellen Gesichtspunkten zu lösen ist. Die Routen von Google Maps, Ariadne oder Blindsquare sind als Vorschläge einzuordnen und bedürfen der Prüfung – auch weil eine Optimierung für Fußgänger:innen oft noch aussteht.

Umkreissuche

Mobile Navigationsanwendungen werden für die Herstellung von umgebungsbezogenen Daten und Vorstellungen herangezogen. Dies betrifft auch Wissen über die Orte, die nicht direkt im Tast- oder Hörfeld der Gehenden situiert sind. Über Blindsquare kann etwa eine Umkreissuche mit variablem Radius und auswählbaren Kategorien (Essen, Kultur, Freizeit oder Tourismus) vorgenommen werden. Durch einen zu groß eingestellten Radius kann es zu einem Überangebot an Informationen kommen (vgl. Schneider II). Die App würde pausenlos Orte ansagen. Das Gegenteil wäre auf dem Land der Fall. Der Radius der App kann daher so reguliert werden, dass die digital-akustisch skizzierte Umgebung die haptisch-auditive ‚passgenau‘ ergänzt. Manchmal erweist sich ein großer Suchradius jedoch als sinnvoll, wie Herr Heinrich in Berlin bemerkt:

„[W]enn Sie jetzt den Radius auf 500 Meter einstellen, dann bekommen Sie sehr, sehr viele Informationen, können aber erfassen, wo ist [...] ein Supermarkt oder eine bestimmte Einrichtung, wie eine Bibliothek oder was auch immer. Und dann kann man ja,

wenn man sich erstmal soweit orientiert hat, [...] wiederum diesen Radius verringern. Um sich [...] gezielter informieren zu lassen.“

Bezüglich der Regulierung des Radius und der Umgebungssuche über Blindsquare sind folglich spezifische Abstimmungs- und Koordinierungsprozesse relevant. POIs werden akustisch erkennbar und als Zielpunkte markierbar. Umgebungen und Gehende werden so durch verteilte, sensorische Verfasstheiten hergestellt, die einer situierten, temporären Stabilisierung unterliegen.

Durch eine Reihe von Übersetzungen werden Kartendaten und Informationen über gewünschte Orte so aufbereitet, dass sie gehört werden können. Daran sind Mobilfunknetze, Smartphones, aber auch Kopfhörer beteiligt. Die weitere Umgebung, die sich außerhalb der Hör- und Abtastreichweite befindet, wird im Einklang mit digital aufbereiteten Daten hergestellt. Apps setzen so Umgebungen – in ihren physischen wie auch akustischen Charakteristika – und Langstock-Nutzer:innen in ein bestimmtes Verhältnis zueinander. Ein Blumenladen, eine Bibliothek oder eine Arzt-Praxis, die sich zwei Straßenecken weiter befinden, können zwar weder ertastet noch gehört werden. Durch die App werden sie in einer akustischen Geografie verortet, die dann eine Relationierung von Gehenden und bestimmten Points of Interest erlaubt (wenn die POIs in der digitalen Karte erfasst sind). Frau Lagona verdeutlicht dies mit einem Vergleich:

„Das ist so, wie so ein Auge im Prinzip. Weil jemand, der jetzt so unterwegs ist, der kann sich umkucken und sehen, was da ist. Und ich kann mir das dann halt anhören, was da so ist. Das ist schon schön. [...] Ich hab' das auch gern, wenn ich weiß, was so in der Umgebung ist. Und welche Straßen da so sind.“

Eine solche Realisierung der Umgebung lässt sich nicht nur in Bezug auf tägliche Routen wie den Arbeitsweg denken, sondern auch auf Orte, die erst zukünftig besucht werden. So gibt es die Funktion „Umsehen“, mit der über Blindsquare die Umgebung eines bestimmten Standorts erkundet werden kann, bevor dieser tatsächlich aufgesucht wird.

Anhand digital skizzierter Umgebungen, die akustisch per App-Ansage hergestellt und durch Langstock-Nutzer:innen verarbeitet werden, bilden sich situierte Verortungen, die teils als „Mental Map“ (Palozak) bezeichnet werden. Solche „mentalen Karten“ – die schon vor der Digitalisierung als Analysekatoren eingeführt wurden – werden in Koordination mit haptisch-akustischen Ereignissen verfertigt und weisen einen dynamischen Charakter auf. Wie Routen zwischen Gehenden, Apps, Langstöcken und Kopfhörern hervorgebracht werden, wird auch durch (un-)hörbare und (un-)bewegliche Hindernisse, Wetterbedingungen usw. bedingt. Zudem knüpfen die sensorischen Mobilitäts-Anordnungen an Wissen an, das im Orientierungs- und Mobilitätstraining erlernt wurde (Länger 2002). Vor diesem Hintergrund erfahren fragmentarische App-Daten eine kontinuierliche Einschätzung. Herr Schneider meint dazu: „Man muss ja einen Bezug herstellen. Man muss ja die Karte quasi schon im Kopf haben.“

Zur Reichweite mediatisierter Sinne

Anhand der geschilderten Erfahrungen zeigt sich die spezifische Eingebundenheit der Medienpraktiken blinder Menschen in die allgemeine Beschaffenheit digitaler Gegenwartskulturen. Erstens wird dabei die enge Verschränkung der menschlichen Sinne mit Dingen und Praktiken erkennbar. Hören kann als mobile Sinnesmodalität beschrieben werden, die sich als konstitutiv für urbane Praktiken wie das Gehen erweist. Es wird dabei nicht nur mit dem Langstock verknüpft, sondern auch durch die Kopplung mit digitalen Medienpraktiken anders ausgerichtet. Das hörende Wahrnehmen bildet sich hier durch sinnliche und bedeutsame Relationen zwischen Apps, digitalen Geräten und urbanen Umgebungen, die wiederum auf situierten Wissensbeständen der jeweiligen Hörenden aufbauen und so an der Herstellung städtischer Räume beteiligt sind. Durch die alltägliche Verschränkung sensorischer Praktiken mit digitalen Geräten und Anwendungen werden die konventionellen Arrangements der Langstock-Mobilität reorganisiert. Akustisch produzierte Points of Interests flankieren das Wahrnehmen naher Gegebenheiten durch Hören und Haptik, wodurch sich die Reichweite sinnlichen Wahrnehmens signifikant verschiebt. Daran lässt sich erkennen, dass „the ways in which we experience the human-made and the ‘natural’ elements of our environment are often inextricable from the ways they are digitally mediated“ (Pink 2015: 119). Urbane Praktiken blinder Personen sind insofern eingebettet in „digitally mediated environments“ (Pink 2015: 119), die die physische und datengesättigte Dimension städtischer Umgebungen reibungsvoll miteinander zu verbinden suchen.

Zweitens sind die Prozesse, die die digitale sensorische Reichweite betreffen, eng mit den jeweiligen eingesetzten Geräten verknüpft. Deren Arbeitsweise hängt aber massiv von Batterien ab (Müggenburg 2021). Navigations-Apps, die auf Online-Kartenmaterial zurückgreifen, beanspruchen Akkus in hohem Maße (Saltes 2018: 88). Potenzielles Akku-Versagen stellt folglich ein Problem dar, das auch den meisten Befragten bewusst ist. So gerät die Koordinierung von sich bewegenden Menschen und Infrastrukturen erneut in den Fokus, nun von der Warte der Energieversorgung aus (Sisnowski 2021: 793). Das bedeutet, dass sich die sensorisch verfasste, digitale Mobilität blinder Fußgänger:innen, ihre Praktikabilität weiterhin auch aus der Verknüpfung mobiler Devices, portabler Energiespeicher (Powerbanks) und voraussehender Routen- bzw. Tagesplanung speist. Nur auf diese Weise können die Operationen der App, der notwendige Datenverkehr oder der Kopfhörerbetrieb aufrechterhalten werden. Reichweite ist insofern nicht nur im Hinblick auf das Abtasten des nahen Stadtraums durch den Langstock oder das Hören der sich unmittelbar in der Nähe befindlichen Architekturen, Fahrzeuge oder Passant:innen zu denken. Die Reichweite blinden Wahrnehmens im Kontext digitaler Praktiken bezieht sich ebenfalls nicht nur auf den Prozess, mit dem Routen über Kopfhörer gehört werden und sich ein Wissen der Stadt und ihrer Bestandteile im Sinne eines „technischen Ereignisses“ (Künzel) vollziehen kann. Reichweite ist neben ihrer sensorischen Dimension vielmehr auch bezüglich des Entladeprozesses von

Akkus zu reflektieren, die die Alltäglichkeit digitaler Medienpraktiken – von Elektroauto über Rollstuhl-Akku (Stock 2021) usw. – konstitutiv rahmen und damit die Mobilität von behinderten Menschen in signifikanter Weise betreffen.

Kopfhörer als Medien

Gegenüber dem weit verbreiteten mobilen Musik-Hören sehender Nutzer:innen (Beer 2007; Bull 2005; Holfelder 2017) finden Kopfhörer für die Analyse blinder Mobilitätspraktiken noch wenig Beachtung. Es stellt sich jedoch die Frage, in welcher Weise sich Headphones aufgrund ihrer Materialität in die Möglichkeitsbedingungen blinder Mobilität und Hörpraktiken einschreiben. Wie Heike Weber (2010) herausarbeitet, stehen Kopfhörer für eine akustische Isolierung der Nutzer:innen von ihrer jeweiligen Umgebung. Sie ermöglichen es, Musik zu reproduzieren und individuell zu konsumieren. Zweitens dämpfen sie Umgebungsgeräusche. Headphones verschränken also Hören und Nichthören zu akustischen Arrangements von Verkehrsgeräuschen, Gesprächen von Passant:innen und tragen so zur Herstellung eines „individuellen akustischen Raum[s]“ (Holfelder 2017: 371) bei. Wie sich dies auf blinde Mobilitätspraktiken auswirkt, erörtert der folgende Abschnitt.

Zunächst ist zu bemerken, dass die interviewten Personen es tendenziell vermeiden, unterwegs Musik zu hören, um ihre Aufmerksamkeit auf das Verkehrsgeschehen und Umgebungsgeräusche zu fokussieren. Das Hören von Musik – ggf. auch App-Ansagen – würde diese akustisch-räumlichen Situierungen partiell überdecken und das Navigieren der gewählten Route – auch im öffentlichen Nahverkehr – behindern, wie es Annika Heger formuliert:

„Und wenn ich im Zug was höre, dann höre ich es so, dass ich den Rest noch mitkriege. Da höre ich noch, kommt die Fahrkartenkontrolle [...]. Oder die Ansagen muss man ja hören. Muss man schon so machen, dass man das andere, also die Umgebungsgeräusche mitbekommt.“

Ein „tuning out“ (Beer 2007), der Rückzug in eine „akustische Enklave“ bzw. Trennung vom „gemeinsamen Hörraum“ (Holfelder 2017: 374) der jeweiligen Umgebung durch Podcasts, Musik oder Nachrichten erscheinen insofern nicht als geeignete Taktik blinder Fußgänger:innen. Vielmehr kommt eine enge Bezugnahme zum Tragen, wenn es um blinde Mobilität geht. Wie fokussierte Hörweisen mit Bezug auf verschiedene Bauarten von Headphones zur Geltung kommen, wird im Folgenden beschrieben: Denn Kopfhörer mit und ohne Kabel, geschlossene, offene, in-Ear-Modelle oder Produkte mit Noise-Cancelling usw. (Hagood 2019) eröffnen je verschiedene Optionen, wie Langstock- und Smartphone-Nutzer:innen sich mit der Umgebung akustisch relationieren.

„Stöpsel“ im Ohr

Die Machart der Headphones setzt Fahrzeuggeräusche, Langstock-Schallreflexionen, Sprachausgabe des Mobilgeräts u. a. in ein bestimmtes Verhältnis zueinander. Bei In-Ear-Systemen wurden etwa Ein-Ohr-Praktiken als gängig beschrieben. So kann der abschließende bzw. entkoppelnde Effekt geschlossener Systeme partiell umgangen werden (Swain 2015). Doch es bleibt eine technisch konfigurierte Hör-Situation: Ein Ohr fokussiert die versprachlichten App-Daten und das andere skizziert die Umrisse der Umgebung auf der Basis gehörter Geräusche. So stellt es sich in Lagonas Perspektive dar:

„[M]an hört dann natürlich das Navi besser, wenn man so einen In-Ear-Kopfhörer hat, aber dafür hat man eben nur noch ein Ohr zum Umgebungshören. Und ein Ohr zum Umgebungshören bedeutet eben auch, dass das räumliche Hören erschwert ist.“

Ein solches einseitiges App-Hören wird etwa dann punktuell unterbrochen, wenn das Durchqueren kritischer Abschnitte ansteht, fährt sie fort:

„[W]enn ich zum Beispiel über die Straße muss und muss da genau hinhören, dann nehme ich die [Kopfhörer] dann auch mal raus. [...] [D]ann tue ich den Kopfhörer wieder rein, gut ist.“

Zum einen produzieren die einseitigen Kopfhörerpraktiken folglich eine räumliche Verortung der Hörenden über digitale Karteninformationen. Dieses App-Hören steht zum anderen aber auch in einem Spannungsverhältnis mit der Verortung in den akustisch-physischen Gegebenheiten der Stadt. Denn App-Anweisungen zu Entfernungen, Abbiegungen, Points of Interest oder Ähnlichem werden über Kopfhörer zwar verständlich, schränken jedoch teils das Umgebung-Hören des zweiten Ohres ein und müssen daher zeitweise unterbrochen werden.

Technisiertes Vibrationshören

Als eine Alternative zu In-Ohr-Modellen werden Knochenleitkopfhörer ins Spiel gebracht, die die Leitfähigkeit der menschlichen Gesichtsknochen für die Schallübertragung nutzen. Unter anderem nutzen Jogger:innen oder Fahrradfahrer:innen diese Modelle, um Verkehrsgeräusche aus der Umgebung besser zu hören (May/Walker 2017). Auch für blinde Menschen stellen Knochenleitkopfhörer eine Option dar. Einige solcher Fabrikate sind als Hilfsmittel anerkannt.¹² Bei der Frage nach dieser Art von Headphones gibt Claudia Lagona an: „Der Vorteil an den Knochenleitkopfhörern ist halt ganz klar, dass man die Umgebungsgeräusche sehr viel besser wahrnehmen kann.“ Ähnlich formuliert es Günther Palozak: „Man hat halt die Ohren offen.“ Knochenleitsysteme stellen Hören in zweifacher Hinsicht her: Erstens übersetzen sie Daten der Sprachausgabe so, dass diese haptisch erfahren werden. Das Vibrationshören bedingt zweitens,

12 Zum Beispiel das Modell Trezk Titanium, Rehadat Hilfsmittel: Hil132525.

dass Geräusche aus der mittelbaren Umgebung den Gehörkanal ungehindert passieren können.

Es stellt sich aber auch die Frage, inwiefern die unterschiedlichen Geräuschquellen und zeitweisen Überdeckungen bei der Navigation aufeinander wirken und wie sich Hörende in diesen akustischen Überlagerungen situieren. Der Blogger Michael Ritter macht dazu folgende Beobachtungen:

„[I]m Gegensatz zu konventionellen Headsets habe ich beim [Aftershockz] Bluez nicht die geringsten Probleme, das Gequassel meines iPhones bei Bedarf in meinem Gehirn auszublenden. Das bedeutet, dass ich ein munterdrauflos quatschendes Blindsquare spontan aus meiner Wahrnehmung verbannen kann, während ich an einer Kreuzung auf den Verkehr höre.“ (Ritter 2014)

Jedoch kommt es vor, dass Verkehrsgeräusche und Vibrationshören nicht auf einen Nenner gebracht werden können. Kopfhörer konkurrieren dann mit lauten Umgebungsgeräuschen, die für das kontinuierliche und sichere Verfolgen der Route in Richtung Ziel relevant sind.

Smartphone-Speaker

Eine andere Praktik des Hörens, die die Ohren wenig behindert, verbindet sich mit dem eingebauten Lautsprecher des Smartphones. Das Smartphone wird auf laut gestellt, sodass die Sprachausgabe akustisch die Navi-App-Hörer:innen erreicht. Lagona meint dazu: „Oft habe ich aber auch gar keine Kopfhörer dabei, sondern habe dann, wie jetzt auch, das Handy in der Hand und höre mir das an, was der so spricht.“ Doch ist dieser Lautsprecher in der Verkehrssituation nur eine Schallquelle von vielen, was die Frage nach dessen Hörbarkeit oder auch Unüberhörbarkeit aufwirft. Das gilt nicht nur für die blinde Person, sondern Schneider zufolge auch für Passant:innen: „Ich mache es ja nie [Hören mit Kopfhörer], ich tue es ja dann einfach über Lautsprecher laufen lassen.“ In dieser Hinsicht können Bedenken auftreten, wenn es z. B. um die Frage nach der Sicherheit des Wegs für die betreffende Person und um die Vertraulichkeit des ausgewählten Zielorts geht. Das Hören mit dem Smartphone-Lautsprecher ist auch in anderer Hinsicht eine entschieden „praktische Angelegenheit“ (Mol 2017: 450). So wendet Lagona ein: App-Hören mit Telefon-Lautsprecher ist möglich, „wenn ich jetzt nichts zu tragen habe oder wenn ich einen Rucksack dabei habe, dann geht das eigentlich auch ganz gut“. Wie beim Navigieren mit der App stellt sich beim App-Kopfhörer-Hören die Frage nach der Koordination verschiedener Techniken. Während eine Hand mit dem Langstock belegt ist, hält die andere das Smartphone vor dem Körper oder auf Kopfhöhe, um die App besser wahrzunehmen.

Mobiles Hören

Kopfhörer sind konstitutiv daran beteiligt, Medienpraktiken des Langstocks und digitaler Endgeräte umzusetzen. Indem sie unterwegs Situationen des Hörens wie auch des Nicht-Hörens generieren, tragen sie dazu bei, Relationen zwischen Geräten, Sinnen, Dingen und Architekturen zu stiften und in einem dynamischen, mehrdimensionalen Arrangement zu versammeln. Jede Hörer-Form verlangt andere Handhabungen des Aufsetzens, Lagerns oder Aufladens, wie die Interviewten betonen. „[H]ow we interact with buttons, dials [...]; how we plug in earbuds“ (Elcessor/Hagood/Kirkpatrick 2017: 16) macht folglich Verschränkungen sinnlichen Wahrnehmens und medialer Anordnungen greifbar. Zudem werden Kopfhörer-Mobilität und Langstock miteinander koordiniert und der Situation entsprechend zueinander ins Verhältnis gesetzt. Solche Vorgänge umfassen ein wechselseitig bedingtes „tuning“ (Pickering 1995: 20 f.) zwischen mediatisierten Sinnen, beweglichen Körpern und städtischen Umgebungen. In diesem Geflecht erscheint Hören folglich nicht nur als eine alltägliche Praktik, die mit bestimmten Wissensbeständen und Körpern verbunden ist. Hören wird zudem materiell grundiert und durch Dinge wie Kopfhörer handhabbar gemacht. Die Übersetzungsprozesse, in denen sich wissendes Hören mit Routen, Langstock-Sensorik sowie Kopfhörertechnologien verschränken, stellen blinde Mobilität folglich als kulturelle und mediale Praxis her. Es handelt sich jedoch keinesfalls um isolierte Medienpraktiken. Denn immer mehr Kopfhörer stellen komplexe, vernetzte Geräte dar: Die in der Gegenwart digitaler Medien- und Dateninfrastrukturen verankerten Hörpraktiken blinder – sowie auch sehender – Menschen werden so mitunter in spätkapitalistische Marktlogiken eingebettet. Sogenannte smarte Hörtechnologien bieten Beate Ochsner zufolge umfassende Vernetzungsmöglichkeiten und zielen darauf ab, urbane Alltagsräume als personalisierbare, „erweiterte‘ Hörereignisse“ (2020: 163) auf der Basis relationaler Verschaltungen wahrnehmbar und erfahrbar zu machen.

Fazit

Die Mobilität blinder Fußgänger:innen basiert nicht auf außergewöhnlichen Hörfähigkeiten, wie sie eingangs erwähnt wurden. Sie setzt sich vielmehr aus einer Reihe von Praktiken zusammen, die Haptik, Hören und Motorik involvieren. Dieses Gehen wird, so lässt sich mit Mol sagen, „von mehreren Menschen und einer Menge von Dingen geschaffen“ (2017: 464 f.). Städtische Umgebungen werden folglich situativ sensorisch wie auch praktisch schrittweise verfertigt. Mobilität zu praktizieren umfasst – wie dieser Artikel skizziert – akustische, haptische und weitere (z. B. olfaktorische) Dimensionen, die sich als dynamische Anordnungen von Sinnen, Menschen und sich verändernden Umgebungen erweisen. In einer Zeit, in der Lebenswelten sowie auch Stadträume zunehmend von digitalen Geräten und Anwendungen durchdrungen werden, wird auch das Fortkommen mit dem Langstock durch Elemente wie Smartphone, Sprachausgabe, App oder Kopfhörer angereichert und rekonfiguriert. Die oben gemachten Überlegun-

gen zu einer Reorganisation mobiler Medienpraktiken blinder Menschen weisen so auf „die komplexen Relationen von Menschen und materiellen, technischen oder digitalen Entitäten [hin], in deren Wechselspiel die Akteur*innen miteinander (oder auch mit sich selbst) in sozialen, kulturellen, sinnlichen oder emotionalen Austausch treten“ (Bareither 2019: 21f.).

Blinde Mobilität als digitale und sinnlich fundierte Medienpraktik ist damit auch als Bestandteil eines neuen Spektrums mediatisierter Mobilität aufzufassen. Basierend auf medialen, global vernetzten Infrastrukturen (Koch 2016) wie mobilem Internet und GPS sowie abhängig von einer gewissen Reichweite, die sich aus Akku-Laufzeiten und Powerbanks speist, kann blindes Fortkommen zu Fuß als eine Form von Elektromobilität beschrieben werden, die sinn-volle Lernprozesse (Niewöhner 2017: 81), Routinisierung sowie wissensbasierte Koordination digitaler Medienpraktiken erfordert und die Verknüpfung heterogener Dinge, Körper und Sinneswahrnehmungen weiter intensiviert. Diese verteilte, sensorisch verfasste Mobilität stellt eine alltägliche Technologie digitaler Kulturen dar, die in situierter Weise Momenten der Ermöglichung und Behinderung ausgesetzt ist. Blindheit, mediatisierte Sinne und Alltagsroutinen werden in dieser Perspektive als (veränderbare) Effekte sozio-materieller Praktiken begreifbar. Der medienethnografische „Besuch“ (Pink 2015: 101) dieser sensorischen Alltagswelt erlaubt es, einen dynamischen Stadtraum angesichts differenter Sinnlichkeit und Körperlichkeit nachvollziehbar zu machen und komplementäre Einsichten angesichts von Untersuchungen zu geben, die die Intersektionen von Kategorien wie Gender, Race und Ethnizität in den Vordergrund rücken (Shortell/Brown 2014: 5).

Während dieser Beitrag das Ziel verfolgt, sinnlich-mediale Praktiken im Bereich der Mobilität von blinden und sehbehinderten Fußgänger:innen in ihrer Situiertheit aus der Nahsicht zu beschreiben und somit ein primär visuell geprägtes Stadt-Bild zu dezentrieren (Devlieger 2011), steht die grundlegende Bedeutung solcher Medienpraktiken für kulturelle und politische Teilhabe – zumal angesichts einer unvollständigen Umsetzung der UN-Behindertenrechtskonvention (Degener/Diehl 2015) in Deutschland – weiterhin infrage. Ohne Zweifel sind Apps und Kopfhörer zunehmend daran beteiligt, auf Routen zum Arzt, Wegen zur Arbeit oder beim Aufsuchen von Freizeiteinrichtungen relevante und wichtige Informationen zu liefern. Dies eröffnet aber zugleich die Frage danach, in welcher Weise etwa die Klinik, die Firma oder das Kino bzw. die Sporthalle erreicht werden können und ob dafür eine kostenpflichtige App oder ein selbst finanziertes Smartphone eingesetzt werden bzw. ob auch im öffentlichen Nahverkehr entsprechende Voraussetzungen und Zugänge geschaffen werden.¹³ Eine Digitalisierung der Alltagswelt – auch in punkto Navigation – eröffnet bei nur unzureichender Zugänglichkeit nicht automatisch mehr Möglichkeiten der Teilhabe: „Digital

13 Erschwerend kommt hinzu, dass Produkte und (digitale) Serviceleistungen im Bereich der Privatwirtschaft auch nach der Ratifizierung des European Accessibility Act (EAA, 2019) durch das Barrierefreiheitsstärkungsgesetz (BFSG, 2021) nicht vollständig zur Barrierefreiheit verpflichtet sind.

participation, while offering new solutions to navigational tasks, does not overcome all the possible problems of and barriers to navigation“ (Dokumaci 2016: 74).

Die untersuchten Formen blinder Mobilität und deren Verschränkung mit sinnlicher Wahrnehmung stellen für blinde oder sehbehinderte Menschen sowohl Möglichkeiten als auch Herausforderungen dar. Jedoch bilden diese Medienpraktiken blinder Fußgänger:innen nur *eine* mögliche Variation gegenwärtigen Vorankommens in sich wandelnden Städten. In den oft durch Automobilität geprägten Räumen europäischer Städte (Shortell/Brown 2014: 6, 13) werden auch Gehwege zunehmend zu einem umkämpften Ort. Dort spitzen sich Konflikte angesichts neuer, ‚innovativer‘ Fortbewegungsweisen zu. Differenzen zwischen sehenden, blinden oder anderen Verkehrsteilnehmenden verschärfen sich mitunter, denn relativ ‚stille‘ Fahrzeuge wie E-Scooter oder elektrische Fahrzeuge mit akustischen Warnsystemen beginnen dieses Feld zu re-organisieren, wie Positionspapiere des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbands signalisieren (DBSV 2019). Die anvisierte Verkehrswende, Konzepte autonomen Fahrens (Sprenger 2021) sowie die daraus resultierenden Potenziale und Unwägbarkeiten werden Szenarien produzieren, die bezüglich Ermöglichung und Behinderung überraschende wie auch risikoreiche Situationen kreieren werden. Städtische Mobilitätsformen bedürfen auch zukünftig einer differenzierten Analyse, der sich weitere Forschungen widmen müssen. Die Frage nach gleichberechtigter Teilhabe und Mobilitätsgerechtigkeit für alle Menschen (Diehl 2022; Sheller 2018) wird sich dabei als zentral erweisen.

Interviews

Heger:	Martin Heger und Annika Heger, Radolfzell, Datum: 09. Juli 2019
Heinrich:	Paul Heinrich, Berlin, Datum: 8. August 2019
Lagona:	Claudia Lagona, Erlangen, Datum: 11. Juli 2019
Palozak:	Günther Palozak, Karlsruhe, Datum: 01. Juli 2019
Schneider I:	Magnus Schneider, Konstanz, Datum: 18. Juli 2019
Schneider II:	Magnus Schneider, Radolfzell, Datum: 31. Juli 2019

Anmerkung

Der Beitrag basiert auf Forschungen des Projekts „Mobilität und Orientierung mit Sehbehinderung: wie sich sensorische Praktiken blinder Menschen durch digitale Anwendungen verändern“, das vom Young Scholar Fund der Universität Konstanz 2019 unter der Projektnummer 1414/54741/43/83970819 gefördert wurde.

Literatur

- Bareither, Christoph. 2019. Medien der Alltäglichkeit: Der Beitrag der Europäischen Ethnologie zum Feld der Medien und Digitalanthropologie. *Zeitschrift für Volkskunde* 115 (1): 3–26.
- Beer, David. 2007. Tune out: Music, Soundscapes and the urban mise-en-scène. *Information, Communication & Society* 10 (6): 846–866. <https://doi.org/10.1080/13691180701751031>

- Belliger, Andrea, und David J. Krieger, Hrsg. 2006. *ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie*. Bielefeld: transcript.
- Bull, Michael. 2005. No Dead Air! The iPod and the Culture of Mobile Listening. *Leisure Studies* 24 (4): 343–355. <https://doi.org/10.1080/0261436052000330447>
- Carpiano, Richard M. 2009. Come take a walk with me: The “Go-Along” interview as a novel method for studying the implications of place for health and well-being. *Health & Place* 15 (1): 263–72. <https://doi.org/10.1016/j.healthplace.2008.05.003>
- Certeau, Michel de. 1988. *Kunst des Handelns*. Berlin: Merve-Verlag.
- Degener, Theresia, und Elke Diehl, Hrsg. 2015. *Handbuch Behindertenrechtskonvention. Teilhabe als Menschenrecht – Inklusion als gesellschaftliche Aufgabe*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Deutscher Blinden- und Sehbehindertenverband e.V. 2019. E-Scooter im Verkehrsraum: Forderungen des Deutschen Blinden- und Sehbehindertenverbandes. <https://www.dbsv.org/positionspapiere-gfuv.html?file=files/ueber-dbsv/struktur/fachausschuesse/gfuv/Positionspapiere%20GFUV/DBSV-Forderungen%20zu%20E-Scootern%20-%20Stand-26-08-2019.pdf>. Zugriff 11.02.2022.
- Devlieger, Patrick. 2011. Blindness/City: The Local Making of Multisensorial Public Spaces. In *Senses and the city: An interdisciplinary approach to urban sensescapes*, ed. by Mădălina Diaconu, 87–98. Wien, Berlin, and Münster: LIT.
- Diaconu, Mădălina, Hrsg. 2012. *Sinnesraum Stadt: Eine multisensorische Anthropologie*. Wien, Berlin, und Münster: LIT.
- Diaconu, Mădălina. 2011. Matter, Movement, Memory: Footnotes to an Urban Tactile Design. In *Senses and the city: An interdisciplinary approach to urban sensescapes*, ed. by Mădălina Diaconu, 13–32. Wien, Berlin, and Münster: LIT.
- Diehl, Katja. 2022. *Autokorrektur. Mobilität für eine lebenswerte Welt*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Dokumaci, Arseli. 2016. Micro-activist Affordances of Disability. Transformative Potential of Participation. In *ReClaiming Participation. Technology, Mediation, Collectivity*, ed. by Mathias Denecke, Anne Ganzert, Isabell Otto, and Robert Stock, 67–84. Bielefeld: transcript.
- Edensor, Tim. 2008. Walking through ruins. In *Ways of walking: Ethnography and practice on foot*, ed. by Tim Ingold, 123–42. Aldershot: Ashgate Publishing Ltd.
- Ellcessor, Elizabeth, Mack Hagood, and Bill Kirkpatrick. 2017. Introduction: Toward a Disability Media Studies. In *Disability media studies*, ed. by Elizabeth Ellcessor, and Bill Kirkpatrick, 1–30. New York: New York University Press.
- Ellis, Katie, and Gerard Goggin. 2015. Disability, Locative Media, and Complex Ubiquity. In *Ubiquitous Computing, Complexity and Culture*, ed. by Ulrik Ekman, Jay David Bolter, Lily Diaz, Morten Søndergaard, and Maria Engberg, 272–287. New York, and London: Routledge.
- Endter, Cordula, und Sabine Kienitz. 2017. Technisierte Sinne – sinnliche Technik? Eine Einleitung. In *Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Thomas Hengartner, und Bernhard Tschofen, 309–310. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Fischer-Tahir, Andrea. 2021. *Sehbehinderung und Arbeit: Rekonfigurationen im digitalen Kapitalismus*. Bielefeld: transcript.

- Fries, Kenny. 2016. Die Geschichte meiner Schuhe und die Evolution von Darwins Theorie. In *Parahuman. Neue Perspektiven auf das Leben mit Technik*, hrsg. von Karin Harrasser, und Susanne Roeßinger, 130–142. Köln, Weimar, und Wien: Böhlau.
- Frith, Jordan. 2015. *Smartphones as locative media*. Cambridge: Polity.
- Garland-Thomson, Rosemarie. 1997. *Extraordinary bodies. Figuring physical disability in American culture and literature*. New York: Columbia Univ. Press.
- Geese, Natalie. 2018. Mobilitätsassistenzen für blinde Menschen. In *Blindheit in der Gesellschaft. Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge*, hrsg. von Alexa Karina Klettner, und Gabriele Lingelbach, 153–190. Frankfurt: Campus Verlag.
- Geese, Natalie. 2020. „Wir haben doch unsere Waffen dabei!“. Wie Mobilitätsassistenzen und ihre blinden Nutzer*innen mit anderen Personen ihren Anspruch auf einen bestimmten Raum aushandeln, Vortrag an der Universität Konstanz, 03.02.2020, <https://mediaand-participation.com/2020/01/31/natalie-geese-ueber-mobilitaetsassistenzen-und-ihre-blinden-nutzerinnen/>. Zugriff 19.02.2022.
- Hagood, Mack. 2019. *Hush. Media and sonic self-control*. Durham: Duke University Press.
- Holfelder, Ute. 2017. Kopfhören: Sinnliche Wahrnehmungen als ästhetische Praktiken. In *Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Thomas Hengartner, und Bernhard Tschofen, 371–377. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Klettner, Alexa Karina, und Gabriele Lingelbach. 2018. Potenziale und Grenzen einer multi- bzw. interdisziplinären Analyse von Blindheit als gesellschaftlichem Phänomen. In *Blindheit in der Gesellschaft. Historischer Wandel und interdisziplinäre Zugänge*, hrsg. von Alexa Karina Klettner, und Gabriele Lingelbach, 7–34. Frankfurt: Campus Verlag.
- Koch, Gertraud. 2015. Empirische Kulturanalyse in digitalisierten Lebenswelten. *Zeitschrift für Volkskunde* 111 (2): 179–200. <https://doi:10.31244/zfvk/2015/02.01>
- Koch, Gertraud. 2016. Ethnografie digitaler Infrastrukturen. In *Digitalisierung: Theorien und Konzepte für die empirische Kulturforschung*, hrsg. von Gertraud Koch, 107–26. Köln: Halem Verlag.
- Kunert, Heiko. 2020. Diskriminiert das Gender-Sternchen blinde Menschen? <https://heikos.blog/2020/11/08/diskriminiert-das-gender-sternechen-blinde-menschen/>. Zugriff 08.11.2020.
- Künzler, Sybille. 2020. Walking – Clicking – Locating – Zooming: Circulations of Spatial Practices Through Navigational Geodata Platforms Like Google Maps. In *Fixing and Circulating the Popular: Ethnographies of Technology, Media, Archives and the Dissemination of Culture*, ed. by Johannes Müske, Ute Holfelder, and Thomas Hengartner, 87–106. Zürich: Chronos.
- Länger, Carolin. 2002. *Im Spiegel von Blindheit. Zur Kulturosoziologie des Sehsinns*. Stuttgart: Lucius.
- Latour, Bruno. 2005. *Reassembling the social: An introduction to Actor-Network-Theory*. Oxford: Oxford University Press.
- Law, John. 2013. Akteur-Netzwerk-Theorie und materiale Semiotik. In *Strukturentstehung durch Verflechtung: Akteur-Netzwerk-Theorie(n) und Automatismen*, hrsg. von Tobias Conradi, 21–49. München: Fink.
- Light, Ben, Jean Burgess, and Stefanie Duguay. 2018. The walkthrough method: An approach to the study of apps. *New Media & Society* 20 (3): 881–900. <https://doi:10.1177/1461444816675438>

- lydiaswelt. 2018a. Tips im Umgang mit blinden Menschen. <https://lydiaswelt.com/2018/02/16/umgang-mit-blinden-menschen/>.
- lydiaswelt. 2018b. Welche Blindenstöcke gibt es? <https://lydiaswelt.com/2018/06/01/der-blindenstock-funktionen-und-unterschiede/>. Zugriff 02.12.2020.
- May, Keenan R., and Bruce N. Walker. 2017. The effects of distractor sounds presented through bone conduction headphones on the localization of critical environmental sounds. *Applied ergonomics* 61: 144–158. <https://doi.org/10.1016/j.apergo.2017.01.009>
- Michael, Mike. 2000. These Boots Are Made for Walking...: Mundane Technology, the Body and Human-Environment Relations. *Body & Society* 6 (3–4): 107–126. <https://doi.org/10.1177/1357034X00006003006>
- Mol, Annemarie. 2002. *The body multiple. Ontology in medical practice*. Durham, and London: Duke University Press.
- Mol, Annemarie. 2017. Krankheit tun. Eine Bewegung zwischen Feldern. In *Science and technology studies. Klassische Positionen und aktuelle Perspektiven*, hrsg. von Susanne Bauer, Torsten Heinemann, und Thomas Lemke, 429–467. Berlin: Suhrkamp.
- Mr BlindLife. 2017. Langstock / Blindenstock Comde SD-IF25 mit Rollspitze DS35KB. https://www.youtube.com/watch?v=cSQztsCa_TE.
- Müggenburg, Jan, Hrsg. 2021. *Reichweitenangst: Batterien und Akkus als Medien des Digitalen Zeitalters*. Bielefeld: transcript.
- Niewöhner, Jörg. 2017. Phänomenographie: Sinn-volle Ethnographie jenseits des menschlichen Maßstabs. In *Kulturen der Sinne: Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*, hrsg. von Karl Braun, Claus-Marco Dieterich, Thomas Hengartner, und Bernhard Tschofen, 78–95. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Ochsner, Beate. 2020. „Die Zukunft smarten Hörens hat begonnen“ (ReSound). Anmerkungen zu einer technosensorischen Regierungspraktik. In *Physiognomien des Lebens: Physiognomik im Spannungsverhältnis zwischen Biopolitik und Ästhetik*, hrsg. von Vittoria Borsò, Sieglinde Borvitz, und Luca Viglialoro, 161–82. Berlin, und Boston: de Gruyter.
- Parent, Laurence. 2016. The wheeling interview: mobile methods and disability. *Mobilities* 11 (4): 521–532. <https://doi.org/10.1080/17450101.2016.1211820>
- Parent, Laurence. 2021. 33 actions for an anti-ableist Montréal. *Canadian Journal Of Disability Studies* 10 (2): 43–67. <https://doi.org/10.15353/cjds.v10i2.790>
- Pickering, Andrew. 1995. *The mangle of practice: Time, agency, and science*. Chicago: University of Chicago Press.
- Pink, Sarah. 2015. *Doing Sensory Ethnography*. 2nd rev. edition. Los Angeles, Calif.: Sage.
- Ritter, Michael. 2014. Im Test: das Aftershokz Bluez Knochenleit-Headset. <https://blindleben.blogspot.com/2014/02/im-test-das-aftershokz-bluez.html>. Zugriff 08.11.2020.
- Rodaway, Paul. 1994. *Sensuous geographies. Body, sense and place*. London: Routledge.
- Saerberg, Siegfried. 2006. „Geradeaus ist einfach immer geradeaus.“ *Eine lebensweltliche Ethnographie blinder Raumorientierung*. Konstanz: UVK.
- Saerberg, Siegfried. 2007. Über die Differenz des Geradeaus: Alltagsinszenierungen von Blindheit. In *Disability Studies, Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, hrsg. von Anne Waldschmidt, und Werner Schneider, 201–224. Bielefeld: transcript.

- Saltes, Natasha. 2018. Navigating disabling spaces: challenging ontological norms and the spatialization of difference through 'embodied practices of mobility'. *Mobilities* 13 (1): 81–95. <https://doi.org/10.1080/17450101.2017.1333279>
- Schillmeier, Michael. 2016. Praktiken der Behinderung und Ermöglichung: Behinderung neu denken. In *senseAbility – Mediale Praktiken des Sehens und Hörens*, hrsg. von Beate Ochsner, und Robert Stock, 281–300. Bielefeld: transcript.
- Schneider, Birgit. 2014. Abtasten. In *Historisches Wörterbuch des Mediengebrauchs: Band 2*, hrsg. von Heiko Christians, Nikolaus Wegmann, und Matthias Bickenbach, 33–52. Köln, und Wien: Böhlau Verlag.
- Schulz, Miklas. 2017. Das Hilfsmitteldispositiv bei Behinderung. Reflexion paradoxer Verhältnisse der Inklusion. In *Arbeit, Gerechtigkeit und Inklusion: Wege zu gleichberechtigter gesellschaftlicher Teilhabe*, hrsg. von Catrin Misselhorn, und Hauke Behrendt, 120–133. Stuttgart: J. B. Metzler.
- Sheller, Mimi. 2018. *Mobility justice: The politics of movement in the age of extremes*. London: Verso.
- Shortell, Timothy, und Evrick Brown. 2014. Introduction: Walking in the European City. In *Walking in the European city: Quotidian mobility and urban ethnography*, ed. by Timothy Shortell, and Evrick Brown, 1–18. Farnham: Ashgate.
- Sisnowski, Maja. 2021. Journeys, Mobility and Flows: Accessibility Work in Berlin's Public Transport. *Medical anthropology* 40 (8): 785–98. <https://doi.org/10.1080/01459740.2021.1946804>
- Sprenger, Florian, Hrsg. 2021. *Autonome Autos: Medien- und kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Zukunft der Mobilität* (Digitale Gesellschaft, 32). Bielefeld: transcript.
- Stock, Robert. 2021. Roll-E-Mobilität: Doing Akkus und Dis-/Ability. In *Reichweitenangst: Batterien und Akkus als Medien des Digitalen Zeitalters*, hrsg. von Jan Müggenburg, 219–39. Bielefeld: transcript.
- Swain, Frank. 2015. What to think about when you think about hearables. July 14, <https://medium.com/@sciencepunk/what-to-think-about-when-you-think-about-hearables-131d847125a>. Accessed November 8, 2020.
- Tacke, Alexandra, Hrsg. 2016. *Blind Spots – eine Filmgeschichte der Blindheit vom frühen Stummfilm bis in die Gegenwart*. Bielefeld: transcript.
- Titchkosky, Tanya, Devon Healey, and Rod Michalko. 2018. Blindness Simulation and the Culture of Sight. *Journal of Literary & Cultural Disability Studies* 13 (2): 123–39. <https://doi.org/10.3828/jlcds.2018.47>.
- Weber, Heike. 2010. Head Cocoons: A Sensori-Social History of Earphone Use in West Germany, 1950–2010. *The Senses and Society* 5 (3): 339–63. <https://doi.org/10.2752/174589210X12753842356089>
- Willkomm, Judith. 2014. Mediatisierte Sinne und die Eigensinnigkeit der Medien. Für eine medientheoretische Sensibilisierung der sinnlichen Ethnographie. In *Ethnographien der Sinne. Wahrnehmung und Methode in empirisch-kulturwissenschaftlichen Forschungen*, hrsg. von Lydia M. Arantes, und Elisa Rieger, 39–56. Bielefeld: transcript.
- Wong, Sandy. 2018. Traveling with blindness: A qualitative space-time approach to understanding visual impairment and urban mobility. *Health & Place* 49: 85–92. <https://doi.org/10.1016/j.healthplace.2017.11.009>

Alain Müller

Der schmale Grat zwischen Realismus und Interpretation

Ein rekursiver Dialog zwischen „realistischem“ franko-belgischem Comic und Ethnographie¹

Alain Müller

The Fine Line between Realism and Interpretation. A Recursive Dialogue between “realistic” Franco-Belgian Comics and Ethnography

Abstract: This article questions and accounts for the collective management of “the relation to reality” among the amateurs – that is, the interpretative community of authors and readers – of so-called “realistic” Franco-Belgian Comics. My analysis aims at asking to what extent and in what ways this collective management, with its conventions and provisional agreements but also its tensions and controversies, can recursively inform ethnographic methods and theories as to their own collective management of “the relation to reality”. To do so, I examine how the narrative conventions of realistic Franco-Belgian Comics are rhetorically maintained through a tension between two dimensions, which are constantly negotiated among the amateurs of comics: a strong expectation that both the drawings and the storyline faithfully represent “reality” in giving a meticulous and meticulously documented account of “it” on one side, and an acceptance of the interpretative dimension inherent in creative and artistic representations on the other. Questioning the tradition of ethnographic realism in the recursive light of this analysis, I argue in conclusion that this tension pertains to an ontological misunderstanding, and plead for an articulation of ontological multiplicity, i.e., multiple relations to multiple realities, and for granting both fictional beings of comics and ethnographic beings their own modes of existence.

Keywords: ethnography, Franco-Belgian Comics, recursivity, realism, representation, ontologies

Unterwegs zu einer rekursiven Anthropologie des realistischen Comic

„Mein Stil ist nicht von hyperrealistischen, sondern von neorealistischen Szenarien geprägt. Darin ist bei mir etwas Synthetisches enthalten, etwa so, wie es die Ägypter machten. Wenn sie eine Katze zeichnen, malten sie nicht das ganze Fell. Dies mag

1 Die erste Version dieses Artikels wurde auf Französisch geschrieben und von Claudia Brede-Konermann übersetzt, der ich meinen Dank für ihre rigorose, aufmerksame und akribische Arbeit aussprechen möchte. Auch Magdalena Bucher gilt mein Dank für ein weiteres, aufmerksames Durchgehen des Artikels. Dank geht zudem an die zwei anonymen Peer Reviewer sowie die Editor:innen der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* und hier besonders Regina Bendix für ihre sorgfältige Lektüre und pointierten Kommentare.

man mögen oder auch nicht. Ich füge viele Details hinzu. Ich versuche, exakt zu sein. Wenn ich meinem Szenario ein Auto einfüge, dann zeichne ich das Auto. Wenn ich ein Flugzeug einfüge, zeichne ich das Flugzeug. Ich bin einer jener seltenen Zeichner, der ein Instrumentenbrett so darstellt, als wäre man im Flugzeug. Ich beschaffe mir Informationsmaterial, ich suche ...“

Dieses Zitat aus einem Interview mit Roger Leloup bildet den Ausgangspunkt der in diesem Aufsatz angestellten Überlegungen.² Leloup ist der Autor der Serie *Yoko Tsuno* und ein Vertreter des franko-belgischen Comic – und zwar der sogenannten „realistischen“³ Stilrichtung. Dabei handelt es sich um eine Stilrichtung, die auf der zentralen Erzählkonvention beruht, die „Wirklichkeit“ möglichst exakt zu beschreiben und den fiktiven Handlungsablauf der Erzählung mit „plausiblen“ und „wahrscheinlichen“ Elementen zu konturieren.

Die Anwendungen und Abwandlungen dieses Grundprinzips können je nach Gebrauchsweise variieren; sie sind abhängig von Interpretationen und Aushandlungen, wovon die von Leloup ausgedrückte Spannung zeugt: Diese liegt zwischen einem „Hyperrealismus“, der auf vollkommen „exakte“ Weise *die Welt, wie sie ist*, darstellen soll und impliziert, dass mit dieser Übersetzungsbewegung ein Minimum an Veränderung einhergeht, und einer „Synthese“, die ihrerseits eine Reihe von Transformationen und Übersetzungen zwischen der Vorlage und ihrer Darstellung voraussetzt und bewirkt – also eine interpretative Dimension einschließt. Indem Leloup diese Synthese als *neorealistic* bezeichnet und einen reflexiven Blick auf seine eigene Praxis wirft, positioniert er seine künstlerische Vorgehensweise an der Schnittstelle zwischen diesen beiden Polen: Diese ist, wie er sagt, *exakt* und *detailliert* und erkennt zugleich eine gewisse *Synthese* an.

Die damit ausgedrückte Spannung erinnert an diejenige, die nach wie vor die Theoretisierungen und Anwendungen der ethnographischen Methode in den Kultur- und Sozialwissenschaften, insbesondere in ihrer *deskriptiven* Anwendung⁴, durchzieht, nämlich die Spannung zwischen dem Bestreben um Realismus und der Anerkennung einer interpretativen Dimension.⁵ In seiner Analyse der Erzählkonventionen und -stra-

2 „bd-best.com – Entretien avec Roger Leloup pour le Secret de Khany“, <http://www.bd-best.com/entretien-avec-roger-leloup-pour-le-secret-de-khany-news-8020.html> (abgerufen am 10. Mai 2016 sowie am 28. Februar 2021). Französische Originalzitate wurden, wenn nicht bereits auf Deutsch vorliegend, ebenfalls übersetzt.

3 Siehe beispielsweise den folgenden Artikel, der diese Tradition in Erinnerung ruft und den Comic *Yoko Tsuno* hier einordnet: <https://www.lemonde.fr/blog/bandedessinee/2015/06/30/yoko-tsuno-lanti-manga/> (abgerufen am 28. Februar 2021).

4 Meine Diskussion bezieht sich weniger auf zeitgenössischere methodische Verfahren wie die kollaborative Ethnographie oder jede Form von ethnographischer *Intervention*, sondern vielmehr auf das dominante historisch-gewachsene Verständnis und dessen Anwendung in der Ethnographie.

5 Die Veröffentlichung von *Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography* (1986) hat zu nachhaltiger Kritik an ethnographischen Darstellungspolitiken geführt und wirkmächtige Spuren hinterlassen, sodass sich der ethnographische Positivismus heute nicht mehr von selbst versteht. Jede

tegien, die der ethnographischen Arbeit zugrunde liegen, hebt Clifford Geertz hervor, wie diese stets zwischen deskriptivem Realismus und Interpretation, zwischen *insensitivity* und *impressionism* oszillieren (Geertz 1988: 10). Die Voraussetzungen für das Gelingen einer Ethnographie beruhen nach Geertz auf ihrer Fähigkeit, die „Wirklichkeit“ darzustellen und abzubilden – oder, so ließe sich sagen: der Wirklichkeit gegenüber Rechenschaft abzulegen, indem man eine interpretative Bewegung vollzieht und sich im Zuge dessen selbst verortet. Damit positioniert man sich, ganz wie Leloup in seiner Arbeit, an einer Schnittstelle zwischen Synthese und Realismus, „at one and the same time an intimate view and a cool assessment“ (Geertz 1988: 10).

Durch diese Ähnlichkeiten neugierig geworden, möchte ich in diesem Artikel die beiden „Darstellungsweisen“ (Becker 2019), die der realistischen Tradition des frankobelgischen Comic und die der Ethnographie, miteinander vergleichen. Selbstverständlich kann mir nun entgegenhalten werden, dass es einen sehr großen Unterschied zwischen der Ethnographie und dem Comic gibt: Während sich erstere einer heuristischen Vorgehensweise und einem „wissenschaftlichen“ Programm verschreibt, dem Programm der Sozial- und Geisteswissenschaften, ist der Comic weiterhin größtenteils fiktional.⁶

Ich bin mir dieser Divergenz bewusst und werde mich dieser Frage deshalb behutsam nähern, indem ich von den *Gemeinsamkeiten* beider Darstellungsweisen ausgehe:

ethnographische Arbeit verlangt eine reflexive Positionierung hinsichtlich jener Politiken, die ihr Informationen liefern – eine Arbeit, die derjenigen ähnelt, zu der sich Leloup, wie im Eingangszitat ersichtlich, bekennt. Auch wenn die Theoretisierungen der ethnographischen Methode eng mit der anthropologischen Disziplin verknüpft sind, so findet sich diese Spannung auch in der qualitativen Sozialforschung wieder. Insbesondere in der Tradition und im Gefolge der sogenannten Chicago School schreiben sich die heuristischen Vorgehensweisen und die Erzählkonventionen deutlich in den Rahmen einer realistischen Logik ein (siehe beispielsweise Lindner 2007). Mag vielleicht der ethnographische Realismus von der qualitativen Sozialforschung auf eine nachdrücklichere Weise beansprucht werden und noch tiefer in ihr verankert sein als es in der Sozial- und Kulturanthropologie der Fall ist, so werden doch die Fragen zur interpretativen Dimension der ethnographischen Arbeit, zu den Darstellungspolitiken und zur Position der Forscherin auf ihrem Gebiet auch hier berücksichtigt (vgl. die von Erwan Le Méner [2003: 9] vorgelegte Analyse der Positionierung von Howard Becker).

6 Bekanntlich gibt es eine zwar kleine, doch gut etablierte Tradition ethnographischer Fiktion (siehe beispielsweise Langness/Frank 1978; Laterza 2007; Schmidt 1984; Tallman 2002). Diese Ausnahme, welche die Regel bestätigt, hat jedoch die epistemologischen und realistischen Grundlagen der Methode nur gestärkt: „The writing of fiction in ethnography remained moderately acceptable as long as it did not challenge the preeminence of the realist or naturalistic genre and the epistemological foundations of that genre: fact vs. fiction, objectivity vs. subjectivity“ (Reck 1993). Anzumerken ist ebenfalls, dass diese Beobachtung zweifelsohne auf die jüngste Verwendung des Mediums Comic zur Berichterstattung über „ethnografische Untersuchungen“ zutrifft (Fassin et al. 2020; vgl. Hamdy et al. 2017), die ich jedoch in diesem Artikel nicht diskutiere, da meine Absicht eine andere ist. Für eine analytische Gegenbewegung können hier beispielsweise Handler und Segal stehen, die Klassiker des literarischen Realismus des 18. und 19. Jahrhunderts einer Relektüre unterziehen und ihr ethnographisches Potenzial und interpretatorische Qualität hervorheben und in diesem Zug Realismus analytisch als „dialogic modes of relation“ anstatt „mimesis and accuracy“ fassen (Handler/Segal 1999: 151).

das heißt vor allem von dem Bestreben, „die Welt“ auf „realistische Weise“ darzustellen, aber auch von einem gemeinsamen Erbe und gemeinsamen Einflüssen, insbesondere von der europäischen realistischen Literatur des 19. Jahrhunderts.⁷ Mein Ansatz versteht sich somit als Antwort auf Beckers Anregung in seinem Werk *Telling About Society* (2007)⁸: Sein Ziel ist es, verschiedene Darstellungsweisen und die mit ihnen in Verbindung stehenden „Interpretationsgemeinschaften“ (Becker 2019: 7) – oder „worlds of makers and users of representations“ (Becker 2007: 16)⁹ – zu vergleichen. Es geht ihm darum,

„[to] see the problems anyone who tries to do the job of representing society has to solve, what kinds of solutions have been found and tried, and with what results. To see what the problems of different media have in common and how solutions that work for one kind of telling look when you try them on some other kind. [...] To see what solutions to the problem of description one field might import from another.“
(Becker 2007: 3 f.)

Becker geht vergleichend vor, stützt sich dabei auf mehrere Fallstudien zu spezifischen Autor:innen und konzentriert sich eher auf die *makers* als auf die *users*. Ich erweitere dies in zweifacher Weise: Erstens löse ich die Darstellungsweisen aus der exklusiven Kontrolle der Autor:innen und betone eine kollektive Aktivität, welche Autor:innen wie Leser:innen einschließt. Zweitens konzentriere ich mich in meiner Analyse auf eine Studie der Welt des realistischen Comic, des *Kollektivs* seiner Liebhaber:innen [*amateurs*] (Hennion 2009), um darüber in einer rekursiven Bewegung im Sinn Holbraads (2012) die ethnographischen Darstellungsweisen, Epistemologien und Ontologien heuristisch zu ermitteln. Meine Herangehensweise knüpft so an das epistemologische Projekt von Viveiros de Castro an, die Allianz zwischen Anthropologie und ihren „Gegenständen“ in ein neues Gleichgewicht zu bringen und sie zu symmetrisieren, indem die Anthropologie sich fragt, wie die „geistigen Pragmatiken von Kollektiven“ (Viveiros De Castro 2009: 6), die sie untersucht, die eigenen Theorien potenziell anreichern, vermitteln und kollektiv hervorbringen können. Mit derselben Absicht wie Becker und ähnlich wie Marcus (der das Denken und die Methoden des Designs nutzt, um ethnographische und anthropologische Fragen aufzuwerfen und zu ermitteln [Marcus 2013]), besteht meine Vorgehensweise erstens darin, die narrativen Methoden, Techniken und Konventionen zu beobachten, die beim Comic Verwendung finden. In einem zweiten Schritt nehme ich die kollektive Verhandlung der Modi des „Realitätsbezugs“ (Blumenberg 1964)

7 Im Fall der Comics nähere ich mich diesem Erbe als einer *Rechtfertigung* im Sinn von Boltanski und Thévenot (2018) an, die von den Liebhaber:innen selbst beansprucht wird, anstatt sie analytisch beweisen zu wollen. In Bezug auf die Ethnographie hingegen verweise ich auf Marcus/Cushman (1982: 29, vgl. Geertz 1988; Reck 1993; Webster 1983) für eine Analyse dieses Erbes.

8 Dt.: Becker. 2019. *Erzählen über Gesellschaft*.

9 „These worlds“, schreibt Becker (2019: 16), „consist of all the people and artifacts whose activities of making and using center on a particular kind of representation“.

in den Blick. Dies geht über die bloße Frage nach den Darstellungen *der Wirklichkeit* hinaus und wirft stattdessen die Frage nach den Ontologien auf, also nach den Modi des Realitätsbezugs, und deren *politics*¹⁰. Ich werde so aufzeigen, wie die narrativen Rechtfertigungen für einen gewissen Realismus der Comic-Liebhaber:innen von einer modernen Ontologie gekennzeichnet sind – im Sinne Latours (1995). In ihren Praktiken und vor allem in ihren Kontroversen kommen hingegen vielfältigere Ontologien zum Tragen. Um es mit Mol auszudrücken: Es gibt Kollisionen zwischen der Realität, die in den Rechtfertigungen *artikuliert* wird, und den Realitäten, die in den Praktiken *eingebettet* sind (Mol 2003: 31). Drittens schließlich frage ich, inwieweit diese Realitätsbezüge ihrerseits die Darstellungsweisen und die Modi des Realitätsbezugs anreichern und erläutern können, die sowohl in der Praxis der ethnographischen Methoden als auch sozialanthropologischen Theorien hervortreten. Mit anderen Worten: Ich schaue „bei den anderen“ – etwas, woran Ethnograph:innen gewöhnt und worin sie geübt sind –; beobachte, wie sie aus einem Problem „herauskommen“, aus Konflikten, die jenen ähneln, die „wir“ in der ethnographischen Arbeit kennen. Daran anschließend fokussiere ich, in welchem Maße das, was man „dort“ über eine rekursive Dynamik wiederfinden wird, uns über unsere eigenen Konflikte aufklären und uns – mangels einer endgültigen Lösung – helfen kann, diese Konflikte besser zu verstehen. Oder, weiter gefasst, und wie Dumit es in seinem Vorschlag für eine analytische Intervention formuliert: „You listen to others because you want to challenge your habitual theorizations and bring your own attention to your way of struggling with objects, relations, and worlds“ (Dumit 2021: 180).

Es handelt sich hier also in erster Linie um eine ethnographische Studie. Sie ist zugegebenermaßen „egoistisch“ in ihrer Zweckbestimmtheit, da sie ja darauf abzielt, die Praktiken des untersuchten Kollektivs so zutage zu fördern, dass sie die Epistemologien der Ethnographie selbst sowie die Ontologien, die ihm zugrunde liegen, aufzeigen kann, dennoch aber redlich in ihrem empirischen Ansatz bleibt.

Methodisch beruht die Vorgehensweise also auf einer gewöhnlichen teilnehmenden Beobachtung „innerhalb“ der Interpretationsgemeinschaft des Comic, wobei die Einklammerung des Ausdrucks „innerhalb“ ein besonderes Merkmal des untersuchten Kollektivs bezeichnet: Es ist mit keinem ihm eigenen Territorium identifizierbar (außer mit gewissen virtuellen Räumen), und es gibt keine feste Grenze, die das Innen vom Außen zu unterscheiden erlaubt. Seine „Mitglieder“ engagieren sich in unterschiedlichem Maße – von der einfachen gelegentlichen Lektüre bis hin zur Professionalität –, wobei ihr Grad der Identifizierung nicht gleichermaßen ausgeprägt ist wie in anderen Arten von Vergesellschaftung.

10 Über die Frage nach den *Darstellungen der Realität* hinausgehend, befasse ich mich mit der Frage nach der *Produktion von Realitäten*. Deshalb beziehe ich mich nur wenig auf die Forschung, die sich mit dem Comic als Darstellungsmodus befasst, eben weil sie ihn als *Darstellung* betrachtet und somit in einer repräsentationalistischen Ontologie verankert bleibt.

Diese Präzisierungen mögen prosaisch erscheinen, doch tatsächlich sind sie wichtig, denn die oben vorgestellten Theorien der Rekursion beruhen oft auf einer relativ homogenen Vorstellung von „Gesellschaften“ und „Kollektiven“, deren Pragmatiken und Ontologien sich mehr oder weniger grundlegend der „abendländischen“ Moderne widersetzen. Ich werde mich bei dieser Übung also ebenfalls fragen, ob das rekursive Manöver auch dann heuristisch fruchtbar ist, wenn es sich auf die Untersuchung von Kollektiven stützt, die diffuser, fragmentierter, virtueller, „rhizomartiger“ (Müller 2016) und großteils von für die Moderne charakteristischen Darstellungsweisen, Epistemologien und Ontologien durchzogen sind.¹¹

Zurückgeführt auf die methodische Ebene, erfordert dies deswegen Anpassungen. Meine Vorgehensweise beruht auf einer Ethnographie, die im Wesentlichen online durchgeführt wurde. Sie bestand darin, jene virtuellen Räume zu durchschreiten und zu durchmessen, die vom Kollektiv der Liebhaber:innen des franko-belgischen Comic geschaffen wurden und die zu ihm gehören, um in ihnen zu beobachten, teilzunehmen und zu interagieren.

Der franko-belgische Comic zwischen Realität und Fiktion: Verifikationsprüfungen, Beweisdispositive und Kontroversen

Dieser Abschnitt ordnet die untersuchten Praktiken, Konventionen und Aushandlungen ein, indem der Referenzrahmen und das Raster der Konventionen dargelegt werden, in die sie sich einschreiben (und die sie auf rekursive Weise mit hervorbringen). Die verschiedenen praktischen Abwandlungen der „realistischen“ Erzählkonvention, welche die untersuchte Interpretationsgemeinschaft durchdringen, werden dargestellt. Dies betrifft vor allem historische Referenzen, die herangezogen werden, um diese Erzählkonvention zu rechtfertigen und zu standardisieren. Anschließend wird nach den individuellen und kollektiven Aushandlungen dieser realistischen Konvention im Liebhaber:innenkollektiv des franko-belgischen Comic gefragt, indem versucht wird, die ihr zugrunde liegenden Positionierungen zur *Natur* der Realität zwischen den Zeilen hervortreten zu lassen. Ziel ist es zu zeigen, wie diese Aushandlungen Verifikationsprüfungen und Beweisdispositive bereitstellen und wie sie darauf abzielen, die Natur der Realität aufrechtzuerhalten. Abschließend wird auf Kontroversen eingegangen, die für diese Aushandlungen konstitutiv sind.

11 Wie Descola (2010) zu bedenken gibt, sollte auch gefragt werden, in welchem Maß verschiedene Formen von Ontologien auf fluide Weise koexistieren können und ob das untersuchte Kollektiv – trotz seiner Einbettung in die Moderne – Logiken, Epistemologien und Ontologien entwickeln kann, die der Ontologie der Moderne entgegengehen.

Historische Referenzen als Rechtfertigungs- und Standardisierungsmittel realistischer Erzählkonventionen

Interpretationsgemeinschaften stellen eine eigene Geschichte und eine damit einhergehende Tradition her, um die sie durchdringenden Konventionen immer wieder aufrechterhalten und standardisieren zu können (vgl. Müller/Schulze 2021). Genau diese Tendenz ist auch in der Welt des franko-belgischen Comic zu beobachten, wo der ständige Rekurs auf historische Referenzen, auf eine realistische „Tradition“ der Standardisierung und auf den Austausch realistischer Erzählkonventionen sich nicht nur über die Autoren¹² vollzieht, sondern auch über Kommentator:innen, Kritiker:innen, Expert:innen unterschiedlicher Niveaus und Leser:innen – das heißt über das Kollektiv der Liebhaber:innen des Comic im weiteren Sinne. Im Folgenden werden nun in Umrissen die wichtigsten Referenzrahmen und Erzählraster aufgeschlagen. Leloup selbst weist hier weiterhin den Weg. In einem Gespräch über sein Album *L'astrologue de Bruges* [dt. *Der Astrologe von Brügge*] stellt Leloup fest:

„Ich bin kein Historiker, aber deshalb muss man die Geschichte noch lange nicht verfälschen. [...] Auf der Grundlage von Photos und persönlich erstellten Skizzen, von Geschichtsbüchern und Museumskatalogen habe ich allgemeine Schlüsse gezogen, um das Gewisse mit dem Wahrscheinlichen zu verbinden. Ich habe Hergés größten Fehler übernommen: die Pedanterie. Aber auch die Tatsache, an die Figur zu glauben und an die Szenerie, in der sie sich bewegt. Es ist dieses Bemühen um Präzision in der Fiktion, das bewirkt, dass der Leser [sic] ebenfalls daran glauben kann.“¹³

Dieses Zitat ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich. Es liefert nicht nur die ersten Hinweise, um die praktischen Abwandlungen der realistischen Konvention in Leloups Arbeit besser zu verstehen („an die Figur glauben und an die Szenerie, in der sie sich bewegt“, „das Gewisse mit dem Wahrscheinlichen verbinden“), sondern fügt sie überdies in einen Herkunftszusammenhang ein, der Leloup – zusammen mit anderen – in die Nachfolge von Hergé stellt. Die Arbeit von Hergé, der in den 1920er Jahren *Les Aventures de Tintin* [dt. *Tim und Struppi*] schuf, bildet die historische Referenz, die den Grundpfeiler dieser „realistisch“ genannten Tradition im franko-belgischen Comic darstellt. Die ersten *strips* und die ersten Tintin-Geschichten schreiben sich trotz ihrer Verankerung im jeweiligen Zeitgeschehen eher einer weiteren Diskursform – im foucaultschen und saïdschen Sinn (Saïd 1978) – ein, einer Diskursform, die eine Form von Alterität hervorbrachte, mittels derer sie das europäische „Wir“ und seine Werte durch eine radikale Gegenüberstellung definierte. Hergés Begegnung mit Tschang Tschongjen, einem chinesischen Studenten der Académie royale des Beaux-Arts in Brüssel 1934, markierte jedoch eine Neuausrichtung im Erzählssystem von Tintin. Zahlreiche Analysen

12 Die maskuline Form ist hier nicht generisch, sondern spezifisch gemeint: Die von mir behandelten Autoren der franko-belgischen Tradition sind ausschließlich Männer.

13 https://www.yokotsuno.com/rombaldi/com_album20.html (abgerufen am 28. Februar 2021).

und Kritiken¹⁴ belegen, wie diese Begegnung und die daraus resultierende Arbeit am Album *Le Lotus Bleu* [dt. *Der Blaue Lotos*] – der Erzählleitfaden, die Kulissen und einige in Ideogramme transkribierte Dialoge – eine Art Gründungsmythos des realistischen Genres innerhalb des franko-belgischen Comic bilden und darüber hinaus eine jenseits stereotyper Darstellung „realistische“ Sicht auf China werfen. Viele Analytiker – allen voran Michel Serres (2010) und Philippe Descola (2010) – haben diesen Moment als einen Kipppunkt in der Arbeit von Hergé erkannt, die infolgedessen an ethnographischer Brisanz gewinnen und sogar einen anthropologischen Beitrag leisten sollte.

Auch wenn, wie Léon Vandermeersch (2010)¹⁵ bemerkt, *Le Lotus Bleu* gleichwohl eine Reihe von Stereotypen aufweist (sowohl China als auch Japan betreffend) und von Vorstellungen und Diskursen durchdrungen ist, die als orientalisierend bezeichnet werden können, markiert dieses Album doch ein neues Paradigma in der Arbeit von Hergé. In der Folge bemüht er sich um einen Realismus, der auf mehreren Ebenen lebendig wird und den wir schließlich in Leloups Zitat wiederfinden.

Vor allem auf der Ebene der Zeichnung wird dieses Bemühen um Realismus offenkundig. Es betrifft zunächst die *Figuren*, vorwiegend im Hinblick auf die Proportionen, aber auch im Hinblick auf ihre Art, sich zu bewegen, ihre Kinesis. Darüber hinaus betrifft es die *Kulissen*. Obwohl Hergé nur wenig reiste, stellte er ein umfangreiches – hauptsächlich photographisches – Dokumentationsarchiv zusammen, auf das er und sein Team sich stützten, um Tintins Abenteuer in möglichst realistischen Kulissen zu zeigen. „Kulisse“ bezieht sich hier sowohl auf die Topographie der Orte, die der Held durchquert, wie auch auf die wirklichkeitsgetreu abgebildeten Requisiten und technischen Gegenstände. Überdies greift dieses Bemühen um Realismus auch in den Erzählleitfaden ein, der nunmehr „plausibel“ – „der Leser muss daran glauben können“, wie Leloup resümiert – und kontextuell verankert sein soll, ohne „die Geschichte zu verfälschen“, indem dieser das *Gewisse* mit dem *Wahrscheinlichen* verbindet“. Noch heute stellen viele Historiker:innen fest, in welchem Maße Hergé sich von den soziokulturellen und geopolitischen Realitäten seiner Zeit inspirieren ließ.

Der von Hergé, seinen Mitarbeiter:innen und „Erb:innen“ entwickelte bildliche und narrative Stil, der später kennzeichnend für die Gesamtheit der von der Zeitschrift *Tintin* publizierten Serien werden sollte, wurde mit dem Begriff der „ligne claire“ eingefangen. Der 1977 vom niederländischen Künstler Jooste Swarte erstmals so genutzte Begriff weist auf die exemplarische Lesbarkeit von Hergés Zeichenkunst hin, die sich durch die typische Technik des Tuschens der Konturen einer Zeichnung in einfacher, klarer und homogener Linienführung ohne Schattierung oder Schraffur sowie einfarbiger Flächenkolorierung auszeichnet. Während der Ausdruck zunächst auf die Bilddimension verweist, wird er darüber hinaus auch verwendet, um die narrative und szenische Lesbarkeit von Hergés Werk anzuzeigen (z. B. Peeters 1993: 57). Die klare Linie

14 Vgl. z. B. Peeters 2002: 145 ff.

15 Vgl. hierzu auch Duperrex et al. 2012.

verweist also auf eine Form der Abstraktion und in diesem Sinne auf eine Übersetzung, worin sie sich von einem Realismus *sensu stricto* unterscheidet. Dennoch besitzt diese Technik die Fähigkeit, die Wirklichkeit „täuschend echt“ wiederzugeben; indem sie die Konturen betont und überflüssige Details entfernt, und es ist genau dieses Verfahren, was ihr eine außergewöhnliche Lesbarkeit verleiht.

Auf dieser Basis wird in der Welt des franko-belgischen Comic jenes Bemühen erkennbar, die eigenen Narrative in eine Form des Realismus einzuschreiben und die Kulissen ebenso wie die Szenarien minutiös auf der Basis einer umfassenden Dokumentation zu erstellen. Die repräsentativsten Beispiele seien genannt: Unter den bekanntesten Vertretern dieser realistischen Tradition sind im Grunde genommen viele ehemalige Mitarbeiter von Hergé, etwa Edgar P. Jacobs, Bob de Moor, Jacques Martin oder eben Roger Leloup. Edgar P. Jacobs ist der Schöpfer von *Les Aventures de Blake et Mortimer* [dt. *Blake und Mortimer*] und der andere große Name des franko-belgischen Comic, dessen Begegnung mit Hergé oft als der entscheidende Augenblick für die Entstehung des Stils der *ligne claire* betrachtet wird. Jacobs war ebenso sehr darum bemüht, seine Figuren in plausible Erzählzusammenhänge und realistische Kulissen einzubinden, obwohl seine Figuren sich im Science-Fiction-Genre bewegen. Kommentatoren und Biographen berichten, wie der Abschluss von Jacobs letztem Album vor seinem Tod im Jahr 1987 – dem ersten Band von *Les trois formules du Professeur Sato* [dt. *Die drei Formeln des Professor Sato = Blake und Mortimer, Bd. 8*] – sich verzögerte, weil Jacobs wartete, bis ihm die Photographie eines öffentlichen Abfallimers aus Tokio zugesandt wurde, damit er ihn wirklichkeitsgetreu wiedergeben konnte (Biermé/Nève 2004: 71). Die Arbeit von Roger Leloup stellt ebenfalls ein anschauliches Beispiel dar. Leloup erklärt, sowohl die Kulisse als auch die Orte sowie die technischen Vorrichtungen und Maschinen äußerst gründlich dokumentieren zu wollen, um sie realistisch in Szene setzen zu können. Ein letztes Beispiel für die Standardisierung der Tradition und der realistischen Konventionen im franko-belgischen Comic ist dasjenige von Jean-Michel Charlier. Dieser produktive Autor zahlreicher „klassischer“ Serien des franko-belgischen Comic wie *Blueberry*, *Tanguy et Laverdure*, *Buck Danny* und *Barbe-Rouge* [dt. *Leutnant Blueberry*, *Mick Tanguy*, *Rex Danny*, *Der rote Korsar*] war Luftfahrtspezialist, und auch er hat seinen Ruf erworben, indem er auf der Gründlichkeit seiner Dokumentationsarbeit und damit auf der soliden Verankerung seiner Szenarien „in der Wirklichkeit“ bestand.

Im Rahmen der in diesem Artikel angestrebten rekursiven heuristischen Diskussion lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass die narrativen Konventionen und Strategien des realistischen franko-belgischen Comic sich stark vom fiktionalen literarischen Realismus vor allem des 19. Jahrhunderts inspirieren ließen. Hergé selbst und ebenso die Analytiker:innen seines Werks erwähnen unter anderen Balzac, Dumas oder Dickens als Haupteinflüsse (Peeters 2002: 452), ein Erbe, das auf interessante Weise an das der Ethnographie erinnert (vgl. Fußnote 7).

Zur Bewertung eines „realistischen“ Comic: Verifikationsprüfungen und Beweisregime

Die realistischen Erzählkonventionen entfalten und etablieren sich mit dem Bezug auf diese historische Filiation innerhalb der Welt des franko-belgischen Comic. Diese haben teil an einer Übereinkunft, an einer kollektiv von ihren Liebhaber:innen getragenen Annahme, wonach sich die Erzählhandlung auf als „real“ angesehene „Fakten“ und „Kulissen“ stützen muss. Die Erzählhandlung muss, mit anderen Worten, beständig der Wirklichkeit gegenüber Rechenschaft ablegen [*rendre des comptes au réel*].

Von diesem Prinzip ausgehend, ist eine Übereinstimmung zwischen dem Modell – der „Wirklichkeit“ – und seiner Darstellung – seiner „Kopie“ – nicht nur erwartbar, sondern sie wird stetig gefordert, zelebriert und verifiziert. Infolgedessen führt die Annahme des Realismus zu entsprechenden Beweisregimes, die ihrerseits auf Verifikationsprüfungen¹⁶ beruhen und zugleich den Anlass für sie geben. Im Folgenden wird anhand einiger Beispiele auf zwei unterschiedliche, dominante Verfahren dieser Prüfungen eingegangen.

Das erste Beispiel stellt ein Prüfungsverfahren dar, das in der Welt des Comic sehr häufig angewandt wird und darin besteht, *Montagen*¹⁷ einzusetzen. Die Darstellung (die Zeichnung) wird dem Modell (der „Wirklichkeit“) gegenübergestellt, das sie inspiriert hat. Der Gebrauch dieses technischen Dispositivs beruht auf der Identifizierung der als „real“ betrachteten Modelle – Landschaften, architektonische Monumente, technische Geräte aller Art –, auf die sich die Zeichnungen stützen. Entweder wird direkt nach den Dokumentationen des betreffenden Comiczeichners gesucht – die zum Beispiel in Form von Photographien vorliegen (wobei diese als eine wirklichkeitsgetreue Übertragung der Realität angesehen werden), oder die Elemente, die dem Autor als Vorlage dienten, werden selbst gesammelt und/oder photographiert. Auf dieser Basis des Vergleichs wird die Zeichnung schließlich beurteilt und, das heißt, in ihrem Verhältnis zur Realität auf die Probe gestellt.

Auch wenn diese Methode oft als Spiel betrieben wird – sie erinnert ein wenig an das „Suchbildspiel“ (*spot the difference* – Finde den Unterschied) –, so ist sie gleichwohl ein technisches Dispositiv, das kollektiv oder individuell ausgeführte Verifikationsprüfungen erlaubt. Anerkannte Expert:innen haben in ihren Publikationen zu Hergés Werk diese Vorgehensweise als Mittel hervorgehoben, um sowohl die Gründlichkeit seiner Dokumentationsarbeit als auch die Verankerung seines Werks in der „Realität“ zu betonen und somit zu würdigen. So macht beispielsweise das Buch des englischen Journalisten Michael Farr mit dem besonders anschaulichen Titel *Tintin: le rêve et la réa-*

16 Ich beziehe mich hier insbesondere auf Bessy/Chateauraynaud (1995: 245), die sich auf die körperliche Erprobung von Objekten befassen, die ihnen nach den „Verifikationshandlungen“ [*actes de vérification*] zugrunde liegen, um falsifizierte von „authentischen“ Objekten zu unterscheiden.

17 Ich behandle das Wort wie einen emischen Ausdruck; er wird vor allem im ersten Beispiel eines Blogs, den ich weiter unten untersuche, zum Tragen kommen.

Quelques montages réalité et fiction



Abb. 1: Screenshot der Website „Blogoth 67 – Yoko Tsuno & Rothenburg ob der Tauber“, <http://blogoth67.wordpress.com/2012/04/23/yoko-tsuno-rothenburg-ob-der-tauber/>

lité. *L'Histoire de la création des aventures de Tintin* (2001)¹⁸ diese Gegenüberstellung von „Modellen“ und „Kopien“ zu seiner entscheidenden narrativen Grundlage. In *Le monde d'Hergé* (1983)¹⁹ stellt Benoît Peeters ähnliche Vergleiche an. Dieser vergleichende Ansatz findet sich in verschiedenen, Hergé oder allgemein dem realistisch genannten Stil der franko-belgischen Comics gewidmeten Medien wieder, vor allem in museographischen Dispositiven, aber auch in persönlicheren Produktionen wie in Blogs, die sogenannte „Montagen von Realität und Fiktion“ herstellen und auf diese Weise versuchen, „die Genauigkeit der Szenerie zu verifizieren“. In der Montage werden laut Kommentar auf dem Blog eine Photographie der nebeneinanderstehenden Wahrzeichen der Stadt, das Plönlein mit dem Siebersturm und das Kobolzeller Tor, und die entsprechende Zeichnung im Album übereinander gesetzt. Die Montage soll hier idealerweise als perfekte Parallelverschiebung oder Translation im geometrischen Sinne erscheinen. Die Perspektive ist hier von größter Bedeutung: Der Translationseffekt beruht auf der Tatsache, dass die Photographie (wahrscheinlich von den Autor:innen des Blogs aufgenommen) so gerahmt wurde, dass diese die Perspektive der Zeichnung aufnimmt und somit eher die „Realität“ an die Darstellung angepasst wird als umgekehrt. Auf der Grundlage dieses Beweisdispositivs kann die Verifikationsprüfung funktionieren: Jede Form von Ungenauigkeit, jede Ausnahme von der idealisierten Translation, stellt potenziell einen „Fehler“ des Zeichners dar.

Derartige Beispiele gibt es viele im Internet; die Tatsache, dass bereits dieses Album den Anlass für drei verschiedene Blogeinträge liefert, zeugt davon.²⁰

Doch die Verifikationsprüfungen beruhen nicht ausschließlich auf solchen Montagen und somit auf rein visuellen Dispositiven. Vielmehr bündeln sie verschiedene Dispositive und finden ihre Anhaltspunkte [*prises*] im Sinn von Bessy und Chateauraynaud (1995) in hervorstechenden Elementen des rein Visuellen, Bildlichen – wie im Falle der „Montage“ – und/oder im Hinzuziehen von räumlichen als auch historischen Distanzen und Skalierungen. Sie können auch auf einer individuelleren Ebene eingebunden sein, ohne dass sie „äußere“ technische Dispositive wie die Montage zwingend einsetzen. Folglich nutzen sie auch „kognitive Dispositive“ (Bessy/Chateauraynaud 1995), die vor allem auf dem Gedächtnis und der individuellen Kenntnis von Orten und ihren Geschichten fußen. So hat mir beispielsweise H.-E., ein Leser-Liebhaber von ungefähr vierzig Jahren, seine Einschätzung einer Szene aus einem Album mitgeteilt, das zu einer „klassischen“ franko-belgischen Serie gehört:

„Man sieht hier [...], wie der von einer Horde von Schergen verfolgte Held beim Öffnen einer Tür mit Verblüffung feststellt, dass er sich in einem luxuriösen Einkaufszentrum befindet; er fährt eine Rolltreppe hoch, um sich auf dem Gipfel des Victoria Peak wie-

18 Dt.: Farr. 2007. *Auf den Spuren von Tim & Struppi*.

19 Dt.: Hergé. 1983. *Ein Leben für die Comics*.

20 Vgl. auch „J'ai vu Leloup...“, <https://thanagra.typepad.com/blog/2008/02/070-jai-vu-leloup.html> (abgerufen am 12. April 2016 sowie am 11. Oktober 2022).

derzufinden – die Handlung spielt in Hongkong. Auch wenn diese beiden Orte sehr wohl existieren, so sind sie doch keineswegs benachbart. Ich kenne die Stadt ein wenig, und ich war an beiden Orten. [...] Es ist für einen Pariser, als wäre man im Forum des Halles und würde sich dank einer Treppe oben auf der Kuppe von Montmartre wiederfinden. Es versteht sich von selbst, dass ich dies nicht akzeptieren kann.“

Dieses Beispiel zeigt, wie das Missverhältnis zwischen dem Modell und seiner Darstellung – hier beurteilt anhand metrischer Raumskalen – von H.-E. als etwas „Inakzeptables“ betrachtet wird. Die Prüfung, ob eine Geschichte plausibel und wahrscheinlich ist, ob sie der Realität entspricht oder nicht, ist für Liebhaber:innen zusammenfassend entscheidend für die Beurteilung eines bestimmten Werkes, denn diese ermöglicht es, dessen Qualität zu bestimmen und sie zu beurteilen.

Von den Verifikationsprüfungen zu den Politiken des Wirklichen

Zwischen den Zeilen zeichnet sich hier *die Welt* ab, wie *diese* aus der Perspektive der Liebhaber:innen *ist*. Ihre Ontologien und Realitätsbezüge²¹ werden ständig und in erster Linie durch die Verifikationsprüfungen konstruiert und ausgehandelt, wobei sich diese wiederum an die Orte des Hervortretens der Wirklichkeit halten und darin ihre Anhaltspunkte identifizieren. Der Ausdruck „Perspektive“ entfaltet an dieser Stelle seine volle Bedeutung, weil *die Welt, wie sie ist*, hier im Wesentlichen als *die Welt, wie sie gesehen wird*, definiert wird. Daraus geht eine Ontologie hervor, die stark von der Vorrangstellung des Visuellen geprägt ist, und die – typisch für die Moderne (vgl. Haraway 1988) – über das Prisma der Proportionen, des *Metrischen* (die metrische Distanz zwischen zwei Punkten gilt als durch die Natur des Wirklichen bedingt) und der *Perspektiven* definiert ist. Ein zweiter Konvergenzpunkt zwischen realistischem Comic und Ethnographie scheint sich hier abzuzeichnen. Er beruht auf der Vorrangstellung des Visuellen in den modernen Epistemologien und Ontologien, die sowohl im Comic als auch in der Ethnographie besonders betont werden; aber auch auf der Betonung der Perspektive, dem Standpunkt [*standpoint*] in jeder dieser beiden Darstellungsweisen sowie den Interpretationsgemeinschaften, die sich darauf beziehen, um die Glaubwürdigkeit des Werks hinsichtlich der Realismusannahme zu beurteilen. So betont Geertz beispielsweise und exemplarisch, wie die Glaubwürdigkeit eines ethnographischen Berichts auf seiner Fähigkeit beruhe, nicht nur eine Reihe „objektiver“ Details – *things*

21 Auch Becker erwähnt diese implizite Verbindung zwischen Darstellungsweisen und dem, was er „Theorien“ nennt. Diese zielen auf die Definition dessen ab, *what entities are* (Becker 2007: 11), und die jedem Vorhaben zugrunde liegen, das anstrebt, Tatsachen darzustellen. Es handelt sich hier um eine ontologische Frage, denn bevor *die Welt* auf exakte und realistische Weise abgebildet wird, muss man sich über die *Beschaffenheit* der Welt einig sein. Dies zeigt sich im Zusammenspiel der Modi und Politiken der Darstellung und dem, was ich die Modi der Wirklichkeitsverbundenheit nenne – in Reaktion auf Pollner (1975), der von „Politiken des Wirklichen“ spricht, und Mol (1999), die das Konzept ontologischer Politiken einführt –, mit all den Kontroversen, Disputen und „Wertekonflikten“, zu denen diese Anlass geben können.

as they are – zum Ausdruck zu bringen, sondern auch und vor allem, *things as one would have [seen] them*, das heißt aus der Sichtweise der Autor:innen, aus *ihrer Perspektive*. Geertz zufolge ist diese Spannung zwischen der gleichzeitigen Abwesenheit (objektive Sichtweise) und Anwesenheit (subjektive Sichtweise) der Autor:innen konstitutiv für das Rechtfertigungsgeraster, das es erlaubt, die Glaubwürdigkeit eines ethnographischen Werks zu beurteilen.

Der Comic zwischen Fiktion und Realität: Spannungen und Kontroversen

Bisher wurde gezeigt, wie stark die individuelle und kollektive Produktion, Evaluation und Bewertung des Comic auf einer realistischen Konvention beruht. Das Wort ‚Konvention‘ erhält an dieser Stelle seine volle Bedeutung, weil die Annahme, der zufolge ein Comic „realistisch“ und „glaubwürdig“ sein *muss*, auf einer kollektiv, sowohl von den Autor:innen als auch von den Liebhaber:innen geteilten Arbeitsgrundlage beruht.

Die Anwendung dieser Konvention, ihre Interpretation und vor allem, wie sie in ein Spannungsverhältnis dazu gesetzt wird, dass der Comic gleichwohl *fiktional* bleibt, führt zu Aushandlungen und lebhaften Kontroversen. Wenn sich Leloup in dem Zitat, das diesen Aufsatz eröffnete, auf seine realistische Strenge bezieht, aber zugleich den Hyperrealismus zurückweist und sagt, „dies mag man mögen oder auch nicht“, so gibt er damit ausdrücklich zu verstehen, dass diese Frage Gegenstand von Kontroversen ist.

Das Spannungsverhältnis zwischen objektivem Ultrarealismus und interpretativer Fiktion – um die von Leloup genannten Kategorien aufzugreifen – ist, wie ich zeigen werde, kollektiv, aber auch auf individueller Ebene an die einzelnen *Bewertungsprüfungen* eines spezifischen Comic geknüpft – wobei *bewerten* zugleich *evaluieren* und *einschätzen* meint²². In meinem Interview mit H.-E. wog dieser in der Bewertung eines Comic zwischen der Annahme eines Realismus und dem Status der Fiktion ab, und so zeugt seine Antwort von dieser geschilderten Spannung:

„Ich denke, dass die Kulisse so glaubwürdig wie möglich sein muss, wobei mir sehr technische Details bei Flugzeugen, Schiffen und anderen Fahrzeugen gleichgültig sind, solange es glaubwürdig bleibt. Ich bin tatsächlich bereit, alle möglichen und vorstellbaren Fiktionen zu akzeptieren, solange sie im Rahmen eines sehr weiten Realismus gehalten sind; dies lässt mich die Geschichte, die ich gerade [lese], noch leichter akzeptieren und macht sie noch realer, auch wenn ich in meinem Kopf weiß, dass es sich nur um Fiktion handelt. [...] Ich lasse mich gern von einer Geschichte packen, ohne durch ein störendes Detail abgelenkt zu werden, weil die Autoren ihre Arbeit schlecht getan und/oder Detailfragen ignoriert haben.“

Für H.-E. hängt also die Bewertung eines Comic von der Aufrechterhaltung einer ständigen Spannung zwischen „Ultrarealismus“ und „Fiktion“ ab. Er lehnt damit eine definitive Entscheidung und die eindeutige Wahl eines „Interpretationsschlüssels“ ab. Den

22 Auf eben diese doppelte Dimension bezieht sich der Begriff *valuation* [Bewertung], wie er von Dewey (1939) diskutiert wird (vgl. Helgesson/Muniesa 2013).

Begriff des „Interpretationsschlüssels“ entlehne ich Latours Terminologie (2012)²³, die er in seiner Erörterung der „Existenzweisen“ entwickelt. Für Latour ist jede der vielfältigen Existenzweisen, welche die Welt ausmachen – und zu denen „das Wissenschaftliche“ (das, was er „wissenschaftliche Referenz [REF]“ nennt) sowie „das Fiktionale [FIK]“ gehören –, durch besondere Felizitäts- bzw. Nicht-Felizitätsbedingungen, also durch bestimmte Voraussetzungen des Gelingens bzw. Nicht-Gelingens gekennzeichnet.²⁴ Jeder Existenzweise ist ein „Interpretationsschlüssel“ zugeordnet, der durch einen „Kategorienfehler“ (Latour 2012: 60 f., 2014: 92 f.) in einer Art Gegenbeweis aufgedeckt werden kann. Einer der Hauptgründe für diese Kategorienfehler besteht in der Moderne im Vorrang der wissenschaftlichen Erkenntnis, die Latour „objektiv und berichtet“ nennt; einen Referenzmodus also, der eine ständige Quelle von Missverständnissen ist. Diese wissenschaftliche Erkenntnis beruht auf ihrer Fähigkeit, das Territorium oder den Gegenstand der Erkenntnis als vollkommen identisch mit der Karte, das heißt mit der Gegenstandsdarstellung, zu präsentieren, und zwar indem die Referenzketten unsichtbar gemacht werden und dadurch eine Entsprechung zwischen der Aussage, der Karte und dem Sachverhalt, dem Territorium, etabliert wird: Karte und Territorium „vermischen sich“ auf diese Weise „bis hin zum Ineinanderübergehen“ (Latour 2012: 81, 2014: 122). Die objektive und *berichtigte Erkenntnis* beruht also auf dem Mythos einer Erkenntnis, die sich auf „eine Fortbewegung ohne jegliche Transformation“ stützt, auf ein „bloßes Gleiten von einer Identität zu einer Identität durch eine Identität“ (Latour 2012: 87, 2014: 129).

Übertragen auf meine Diskussion der Dispositive der Realismusprüfung für Comic-Zeichnungen und bezogen auf das Zitat von H.-E. wirft die Latour'sche Analyse folgende Frage auf: Verirren sich die Comic-Liebhaber:innen in einem Kategoriefehler, wenn sie das Fiktionale anhand eines falschen Interpretationsschlüssels, nämlich des Referenzmodus, beurteilen? Es scheint gerade der Modus der Weltverbundenheit zu sein, der von Liebhaber:innen des realistischen Comic bevorzugt wird: Er beruht auf der Annahme, dass die Übertragung des Modells auf seine Darstellung heruntergespielt werden müsse, die Karte mit dem Territorium – dem Modell – identisch sein solle, sei dies als piktorales Modell oder szenisches Modell in Form der Berichterstattung historischer Fakten.

Als Kontrapunkt zu dieser Frage stellt sich eine weitere: Beruht das Gelingen eines Comic, seine Felizitätsbedingungen, auf der Aufrechterhaltung jener Spannung zwischen Referenz und Fiktion und folglich auf einer Form von „Zusammenarbeit“ zwischen beiden Existenzweisen? Die Frage knüpft an diejenige Latours an, wenn er

23 Dt.: 2014.

24 So gesehen existiert nicht eine Welt, sondern mehrere Welten; jede Existenzweise bringt folglich ihre Welt hervor. Dieses Begriffsvokabular ist für meinen Argumentationszusammenhang und entsprechend meiner Vorgehensweise insoweit geeignet, als es darauf abzielt, die Analyse der Darstellungsweisen auf die grundlegendere Frage der Ontologien und der ontologischen Politiken zu verlagern.

sich fragt, „wie zwei Modi sowohl zusammenarbeiten als auch die Missverständnisse wechselseitig vervielfältigen können“, und als Beispiel der Zusammenarbeit den Moment zitiert, wo „die Wissenschaftler [anfängen], die erkannte Welt nach dem Modell zu denken, welches ihnen im selben Moment eine sogenannte ‚realistische‘ Malerei vorschlägt, ausgeführt von Künstlern, die selbst ganz erfüllt sind von den neuen Wissenschaften“ (Latour 2014: 358).

Um diese doppelte Frage zu beantworten, richtet sich der Blick nun auf kollektive Aushandlungen, auf Missverständnisse und auf Kontroversen, die genau von diesem Kategorienfehler oder dieser gegenseitigen kollaborativen Mischung von Referenzmodus und fiktionalem Modus verursacht werden.

Kontroversen

Die Spannung zwischen Ultrarealismus und interpretativer Fiktion durchdringt das Kollektiv der Autor:innen sowie der Liebhaber:innen des Comic weit stärker als bisher ausgeführt. Eine Position akzeptiert, dass die Übertragung des Modells auf die Darstellung einen interpretativen Spielraum einschließt, in dem auch der künstlerische Mehrwert angesiedelt ist (dies ist der Fall bei der oben erwähnten *ligne claire* Hergés). Hier werden eher Merkmale einer Übersetzung fokussiert als eine isomorphe, mimetische Übertragung. Eine andere Position verfiicht die realistische Garde und betrachtet jede „Abweichung von der Wirklichkeit“ als Zeichen der Mittelmäßigkeit. Aus der Verteidigung dieser Positionen ergeben sich Kontroversen, die die realistische Konvention – oder den Referenzmodus – mobilisieren, nicht um die Qualität der Arbeit der Autor:innen hervorzuheben, sondern eher deren Versäumnisse. Einige Beispiele sollen nun die Arten der Auseinandersetzung zeigen.

Die Kontroversen können erstens als formalisierte und aufwendig begründete Kritik auftreten, die in der Welt der Comic-Liebhaber:innen und mit dem Publikum im weiteren Sinn geteilt wird. Diese Vorgehensweisen sind mit einer Verifikationsprüfung verbunden und beruhen auf Beweisdispositiven, die jeweils ein „negatives“ Prüfungsergebnis aufweisen. Ein besonders anschauliches Beispiel dafür ist der Blog „Salimbet.com – US Military aviation: US Jet Age Aircraft and Equipment“: In einem der Abschnitte über die Comic-Serie *Buck Danny* [dt. *Rex Danny*] – einem weiteren Flaggschiff des franko-belgischen Comic mit einem amerikanischen Militärflieger als Helden – sollen die „Fehler“ aufgedeckt werden, die der von Jean-Michel Charlier inszenierte und von Victor Hubinon gezeichnete Comic aufweist; beide sind für ihren Realismus bekannt. Diese Fehler betreffen insbesondere die Kulissen und die technischen Elemente sowie ganz besonders die Flugausrüstung der Piloten. Der Autor des Blogs fertigt selbst

Zeichnungen an und ordnet sie nach der Logik der „Montage“ an, um so zu korrigieren, zu *berichtigen*.²⁵

Wir haben es hier nicht mit einer virulenten Kontroverse zu tun, da ja die Angeklagten nicht mehr da sind, um sich zu verteidigen; und doch deutet die Vorgehensweise eine kritische Infragestellung der Arbeit von Hubinon und Charlier an, von denen vom Kollektiv der Comic-Liebhaber:innen ein unerschütterlicher Realismus erwartet wird. Die Verifikationsprüfung und damit das technische Dispositiv, auf dem die Kontroverse beruht, führen zu einem Dispositiv der Anklage.

Zweitens können Verifikationsprüfungen auch Anlass für Kontroversen sein, welche die Form von Debatten annehmen. Sie finden häufig auf virtuellen Diskussionsplattformen statt. Ich nenne exemplarisch jene Kontroverse, die in einem Diskussionsforum zum Werk von Jacques Martin stattgefunden hat und sich auf die Episode „*Loasis*“ der *Lefranc*-Serie bezieht [dt. „*Die Oase*“, L. Frank, Bd. 7]. Ausgelöst wird sie durch die Frage der Plausibilität der geschilderten Tatsachen und fokussiert damit auf den Bereich eines szenaristischen Realismus mit Blick auf ein sehr spezifisches Element, nämlich den Wassermangel, dem der Held in einem Abenteuerkontext wie der Sahara ausgesetzt sein müsste. So fragt eine:r der Teilnehmer:innen:

„Ich erinnere mich nicht mehr an die Details der Geschichte von *L'Oasis*, aber wenn ich die Bilder wieder sehe, die etwas weiter oben online gestellt worden sind, sieht Lefranc in dieser Hinsicht mit seinem Motorsegler hilflos aus ... Es sei denn – ich erinnere mich nicht mehr genau –, er hätte vorhergesehen, dass sich dort, wo er landen würde, eine Quelle befände. Aber wie konnte er das wissen ...? Und wie konnte er wissen, dass es Trinkwasser ist? Ansonsten sieht es mit dem Auftritt des jungen Brahim, der oben erwähnt wurde und an den ich mich nicht erinnern konnte, so aus, als sei dieses Problem gelöst, denn Brahim scheint zwei Schläuche umgehängt zu haben, von denen ich annehme, dass sie voller Wasser sind, aber [...] Lefranc hätte diese Begegnung nicht voraussehen können ...“

Die Debatte beginnt dann damit, gegen defensive Antworten das Argument der Nicht-Plausibilität anzuführen: „Er [der Held Lefranc] hat doch eine ganze Ausrüstung in seinem Flugzeug befördert, und man kann annehmen, dass er genügend Wasser mitgenommen hat, um in der Wüste zu überleben“, erwidert ein:e andere:r Teilnehmer:in. Das Beispiel ist interessant, weil sich die Kontroverse bis zu diesem Zeitpunkt einzig auf den Referenzrahmen bezieht, an dem die realistische Annahme teilhat: Ist es technisch gesehen möglich, dass Lefranc in diesem Kontext Zugang zu Wasser hätte haben können, oder nicht? Auf diese Weise wird eine Ontologie der Realität als selbstverständlich vorausgesetzt, die durch die Zwänge des physischen, natürlichen Körpers bestimmt wird; ein bisher im Laufe der Diskussion unbeachtetes Element.

25 <http://www.salimbeti.com/aviation/comics14.htm> (abgerufen am 21. April 2016 sowie am 28. Februar 2021) – da ist sie wieder: die berichtigte Erkenntnis.

Im weiteren Verlauf der Kontroverse findet ferner eine Verschiebung statt, die der realistischen Position diejenige der fiktiven Dimension der erzählerischen Äußerung gegenüberstellt, die als Interpretation bezeichnet werden kann. So entgegnet derjenige, dessen Fragen die Debatte ausgelöst haben, mit den folgenden Worten:

„Es hängt auch davon ab, wie man eine Geschichte (Comic, Roman oder ähnliches) begreift: als eine realistisch scharfe und bis in die kleinsten Details dokumentierte Erzählung oder aber als ein Märchen, eine Art Allegorie, oder auch als die Evokation oder die Anzeige eines gesellschaftlichen Problems (im vorliegenden Fall des Problems der Episode *Oase*: der Entführungswelle von Linienflugzeugen durch Terroristen; oder des Unwillens und der Unfähigkeit militärischer und politischer Kräfte, wenn es darum geht, als Geiseln genommene Passagiere zu befreien; was weiß ich).“

Ein anderes, ähnliches Beispiel stellt eine Diskussion dar, die in einem Comic-Forum über die 2016 erschienene Veröffentlichung eines Albums der Serie *Tanguy et Laverdure* mit dem Titel *Menace sur Mirage F1* [dt. *Mick Tanguy; Tanguy und Laverdure Klassik 1: Gefahr für Mirage F1*] geführt wurde. Die Serie inszeniert Piloten der französischen Luftwaffe und wurde erstmals 1959 von Uderzo (dem Zeichner von Asterix) und dem Szenaristen Charlier in der Comic-Zeitschrift *Pilote* herausgebracht. Das neue, 2016 erschienene Opus wurde von Matthieu Durand, einem der neuen Szenaristen der Serie, auf der Grundlage eines unveröffentlichten Romanmanuskripts von Charlier gezeichnet. Den Ausgangspunkt der Diskussion bildet die Umschlagrückseite des Albums, die die beiden Helden zeigt, wie sie mit Schiffchen und Kampfstiefeln über das Rollfeld eines Militärflugplatzes marschieren. „Das Tragen eines Schiffchens auf einem Parkplatz oder einem Rollweg ist, außer eventuell bei einer Zeremonie, strafbesetzt“, beginnt ein:e:r Teilnehmer:innen. „Und da wir ja auf Kleinigkeiten herumreiten, [...] Fliegen mit Kampfstiefeln, das kann nicht besonders praktisch sein“, fügt ein anderer hinzu.

Diesen Bemerkungen in Richtung eines *Ultrarealismus*, wie ihn Leloup in dem Eingangszitat versteht, wird von einem weiteren Teilnehmer widersprochen:

„Ich erkenne die Linienführung von Uderzo wieder, und das freut mich[.] Ich lese zunächst einmal einen Comic ... und nicht ein Spezialwerk zur Luftfahrt[;] also mache ich einfach kein Hehl aus meiner Freude, die ursprünglichen Merkmale der Figuren wiederzufinden ... Ich habe sie gesucht, seit Uderzo die Serie gestoppt hatte ... immerhin mehr als 40 Jahre lang[;] das ist schon ein sehr positiver Punkt ... der Rest ist nicht so wichtig.“

Aber die Verteidiger:innen des Ultrarealismus lassen es dabei nicht bewenden; einer führt darauf besonders detaillierte technische Argumente an:

„Das [Tragen des Schiffchens auf dem Rollfeld] war in der Vergangenheit üblich (und dennoch ... Dies stellte bei den Propellern nicht wirklich ein Problem dar, sondern eher seit den Triebwerken ...), aber mindestens seit der *Mirage F1* wird es nicht mehr praktiziert ... [...] Und bei der gewählten Vignette kann man sich vorstellen, dass sich die Inspektion außerhalb einer Tätigkeit auf dem besagten Parkplatz ereignet (was den

Fehler nicht wirklich entschuldigt ...). Aber der Begriff F. O. D. (Foreign Object Damage/ Fremdkörperschaden) ist gleichwohl seit einer Ewigkeit bekannt und wird überall dort konsequent verwendet, wo ich eine Gelegenheit hatte, hereinzuschauen ...“

Die Nennung eines „unentschuldbaren Fehlers“ ist symptomatisch für die typische Entfaltung der Gelingens- bzw. Nicht-Gelingensbedingungen objektiver und berechtigter Erkenntnis sowie der Ontologie, die diese mitherstellt: etwas ist nicht „real“, nicht „objektiv“ oder „faktenbasiert“, es spiegelt nicht *eine* bestimmte Welt wider. Das dagegehaltene Argument erinnert daran, dass es sich um eine Fiktion mit ihren eigenen Gelingens- und Nicht-Gelingensbedingungen handelt und nicht um ein „Spezialwerk zur Luftfahrt“. Damit wird hier Fiktion als eigene, wenn auch erfundene Welt verteidigt und zugleich hergestellt.

Die geschilderten Kontroversen entsprechen genau der analytischen Definition, die Cyril Lemieux vorschlägt. Seiner Auffassung nach stellt die Kontroverse nämlich einen „triadischen Konflikt“ dar, der auf „Situationen“ verweist, in denen „eine Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Parteien vor einem Publikum inszeniert wird, wobei der Dritte von diesem Zeitpunkt an die Position des Richters einnimmt“ (Lemieux 2007: 195 f.). In unserem Fall werden nämlich die anderen Lesenden des Forums in die Rolle des öffentlichen Richters versetzt und können anschließend auch die Rolle des Publikums oder des Akteurs der Kontroverse übernehmen. Ohne die virtuelle Präsenz einer Gemeinschaft von Liebhaber:innen, die alle die Annahme der realistischen Konvention beim Comic teilen, hätte die Kontroverse wenig Sinn.

Überdies taucht hier die Frage des Wertekonflikts und des Kategorienfehlers wieder auf, wozu Latour schreibt:

„Indem man paarweise Wertekonflikte vergleicht, beispielsweise zwischen Wissenschaftlichem und Religiösem oder zwischen Recht und Politik oder Wissenschaftlichem und Fiktionalem etc., werden wir recht schnell gewahr werden, daß ein großer Teil der Spannungen [...] daher rührt, daß man, um die *Wahrhaftigkeit* eines Modus zu beurteilen, die Bedingungen für das Wahrsprechen eines anderen Modus verwendet.“

(Latour 2012: 29, 2014: 52)

Diese Kontroversen lassen ein weiteres Mal – beurteilt anhand des Latour’schen Vokabulars – eine Konfusion erahnen zwischen einem „realistischen“ Modus, zu welchem man über objektive Erkenntnis gelangt, und einem „fiktionalen“ Modus. Anders gefasst, scheint hier ein invasives Eindringen der objektiven und berechtigten Erkenntnis in einen fiktionalen Modus vorzuliegen, gemäß dem sich auch hier eine „objektive Tatsache“ als „unwiderlegbar“ erweist.

Ich lasse diese Zwischenüberlegung für den Moment so stehen und setze die Annäherung an die verschiedenen Logiken und Ontologien, die in diesen Kontroversen unter den Comicophilen entfaltet werden, fort, wobei ich mich diesmal, basierend auf einem Interview, ihren Rechtfertigungsargumenten zuwende. Ich habe mich mit Andrea Salimbeti, dem schon zuvor erwähnten Autor des Blogs „US Military aviation“,

unterhalten. Dieser hat sich vorgenommen, die Fehler der *Buck Danny*-Serie zu berichtigen [dt. *Rex Danny*]. Er ist begeistert von der Luftfahrt, diplomierter Luftfahrtingenieur und Psychologe, Mitautor von Werken zur Militärarchäologie und widmet sich nach eigener Aussage neben dem Blog verschiedenen weiteren „Hobbys“ wie Disney-Figuren (über die er ebenfalls einen Blog unterhält) und maßstabsgetreuen Modellen. Salimbeti erklärte mir, er habe diesen Abschnitt des Blogs, die „Vergleichsseite“, erstellt, um „den Lesern [sic] und Fans von Buck Danny die Diskrepanz, das *Missverhältnis* zwischen bestimmten künstlerischen Darstellungen und den realen Ausrüstungen [zu] zeigen (Auszug aus der Korrespondenz vom 25. Januar 2016). Als ich um eine Erklärung bat und fragte, worin seiner Ansicht nach die Bedeutung des Realismus der dargestellten Ausrüstungen läge und worin der Mehrwert bestehe, den sie für die Erzählung erbringen würden, antwortete er mir:

„Gute Frage. Ich bin mir nicht sicher, für wie viel Prozent der Lesenden die Richtigkeit [*accuracy*] solcher Details wichtig ist. Wahrscheinlich hat jeder Leser seine eigene Sichtweise; für manche sind die realistischen Darstellungen der Sachkultur selbst im Hinblick auf kleine Details sehr wichtig, für andere müssen nur die technischen Darstellungen (Luft- und Wasserfahrzeuge, Automobile usw.) exakt sein, und die Ausrüstungen oder die Uniformen bedeuten ihnen wenig. Für andere ist das Wichtigste das Szenario, das realistisch und vorstellbar sein muss, während ihnen die Richtigkeit der Uniformen oder der Maschinen wenig bedeutet. Für die meisten ist es wahrscheinlich ein Mix aus diesen Elementen (gutes Szenario, glaubwürdige Darstellungen usw.).“

Für Salimbeti stellt die realistische Annahme also eine Selbstverständlichkeit dar; lediglich das Herunterbrechen dieses Realismus auf die verschiedenen, einzelnen „realen“ Elemente der Erzählung (hier mit Bezug auf die Sachkultur oder die historische Glaubwürdigkeit) ist Gegenstand möglicher Infragestellungen.

Ein weiteres Beispiel für einen Diskurs, der Realismus rechtfertigt und als vernünftig erklärt, ist dasjenige von J., selbst Szenarist und Herausgeber von Comics. Obschon er mir mitteilt, dass in einem Comic „bestimmte Fehler aufgrund des fiktionalen Aspekts in Kauf genommen werden können“, bleibt J. gleichwohl ein Verfechter des Realismus, und dies umso mehr, als er sich zur Autorschaft bekennt:

„Ich finde, dass ein Szenarist, der behauptet, sehr gut informiert zu sein und seine Unterlagen gründlich durchforstet zu haben und trotzdem unheimlich viele Fehler in seinem Comic macht, wie ein Historiker ist, der ein Buch zu einem Thema gemacht und dabei historische Fehler begangen hat: Das ist äußerst anfechtbar.“

Als ich ihm erwidere, dass er sich damit auf dem Boden des Ultrarealismus zu bewegen scheine, antwortet er mir:

„Ein kleiner, aber entscheidender Unterschied: Ich bin nicht für Ultrarealismus. Ich bin für Realismus, für das Plausible und Logische, vor allem, wenn die Autoren angekündigt haben, seriöse Arbeit zu liefern. Ich bin der Ansicht, dass die Autoren ihre Leser respektieren, wenn diese Autoren gut dokumentierte Comics vorlegen [...], wenn sie

für sich in Anspruch nehmen, dokumentarisch gearbeitet zu haben und nicht einfach die Comic-Figuren dazu bringen, irgendetwas zu tun, ganz gleich was. Ich kann nicht verstehen, wie ein Jagdflugzeug (das ist ein in einem realistischen Comic gefundenes reales Beispiel) mit ausgefahrenem Fahrwerk auf einem Sandstrand landet und ‚wie eine Blume‘ aufsetzt, während dieses Flugzeug in Wirklichkeit einsinken und über ungefähr 100 Meter abgebremst würde, indem es in den Sand einsinkt, sich in seine Bestandteile zerlegt und dabei seinen Piloten auf der Stelle tötet. Das ist kein Ultrarealismus, das ist das Einmaleins eines jeden Szenarios: Ein Jagdflugzeug landet auf einer Hartbelagpiste, Punkt. Eben deshalb hat man Luftwaffenbasen mit sogar verstärkten Hartbelagpisten gebaut, weil Jagdflugzeuge nicht einfach irgendwo landen können.“

Bei diesen Rationalisierungs- und Rechtfertigungspraktiken ist auch hier eine Form des Gleitens zu beobachten, ein invasives Eindringen der objektiven und berichtigten Erkenntnis, wonach sich eine „objektive Tatsache“ im fiktionalen Modus als „unwiderlegbar“ erweist. Außerdem wird zwischen den Zeilen auch der ontologische Sockel deutlich, auf dem die realistische Konvention gebaut wird; doch dieser bleibt tief vergraben und wird als gegeben angesehen, da die Formulierung „[die Comic-Figuren] nicht einfach dazu [zu] bringen, irgendetwas zu tun, ganz gleich was zu Recht sehr vage bleibt. Was würde diesem Irgendetwas, ganz gleich was entsprechen? Wahrscheinlich die Verankerung einer szenaristischen Sequenz, die physikalische, „natürliche“ Gesetze außer Acht lässt.

Schlussfolgerungen und rekursive Fragen: Für eine fruchtbare Kontroverse oder für ihre Überwindung?

All die Prozesse, die in dieser Analyse der Comic-Welt thematisiert wurden, liefern Erklärungen für ein besseres Verständnis jener Spannung zwischen positivistischem Realismus und interpretativer Position, die auch die historischen Theoretisierungen der ethnographischen Methode wie auch ihre zeitgenössischen Ableger und die damit verbundenen Kontroversen betreffen. Die Wahrnehmung dieser Spannung erlaubt es, Dimensionen zu thematisieren, die, obwohl sie durch die Analyse der Welt des Comic offensichtlich geworden sein mögen, in der Welt der Ethnographie latent vorhandene Selbstverständlichkeiten bleiben, die von ihren Praktiker:innen selten infrage gestellt werden.

Denn so finden sich Verifikationsprüfungen und die sie ermöglichenden Beweis- und Kontrolldispositive sowie eine Verankerung ihrer Gelingensbedingungen in den Logiken der objektiven und berichtigten Erkenntnis auch in der Ethnographie. Es sei hier an die berühmte Kontroverse Mead vs. Freeman erinnert oder an diejenige, die Marianne Boelens (1992) Kritik an William Foote Whytes *Street Corner Society* (1943)²⁶ auslöste.²⁷ In beiden Fällen fußt die Kontroverse auf der Einführung eines Dispositivs

26 Dt.: Whyte. 1996. *Die Street Corner Society. Die Sozialstruktur eines Italienviertels.*

27 Vgl. hierzu bspw. Guth 1997.

zur Verifikation der Wahrhaftigkeit überlieferter ethnographischer Daten, das auf dem erneuten Besuch der untersuchten Gegenden und der Gesprächspartner:innen der Ethnograph:innen beruht. Jedes Mal ermöglicht dieses Kontrolldispositiv die Identifikation und Berichtigung von „Fehlern“. Eine ähnliche Vorgehensweise entstand nach dem Erscheinen von Alice Goffmans *On the Run. Fugitive Life in an American City* (2014)²⁸. Im Jahr 2015 wurde Goffman zunächst in einem anonymen, an hunderte von Sozialwissenschaftler:innen verschickten Bericht und dann in einem von Steven Lubet, Rechtsprofessor an der Northwestern University, weitreichend verbreiteten Angriff beschuldigt, „bestimmte Daten erfunden“ zu haben. Diese Anschuldigung erregte großes Aufsehen und ermunterte einige Journalist:innen zu einem *Faktencheck*, einer „Kontrolle der Fakten“. Es ging darum nachzuvollziehen, woher die in der Monographie erwähnten Informationen stammten und ob sie „wahr“ seien. Genau hier finden wir eine Vorgehensweise wieder, wie sie durch das Beweisdispositiv im vorgestellten Comic eingesetzt wurde. Ich erinnere daran, dass diese Vorgehensweisen auf einem Kategorienfehler zu beruhen scheinen, der darin besteht, die Logiken der objektiven und berichtigten Erkenntnis auf andere Erkenntnis- und Existenzweisen anzuwenden. Wenn versucht wird, ethnographische Werke einem *Faktencheck* zu unterziehen, haben wir es bei den dafür herangezogenen Dispositiven nicht mit einem ähnlichen Kategorienfehler zu tun?

Die Antwort auf diese Frage besteht vielleicht in einer Reflexion über die Art, wie diese Kontroversen geführt werden. Mein Zugang zur Comic-Welt über Kontroversen reiht sich in eine analytische Perspektive ein, die ihre „instituiende“ Dimension (Fabiani 2007) betont. Diese durch die *Science Studies* verbreitete Perspektive (Latour 1987) besteht darin, „sich letztlich weniger damit zu beschäftigen, was [die Kontroversen] von einer präexistenten Struktur enthüllen können, die dafür bekannt ist, ihre Ursache zu sein, als damit, was [sie] hervorbringen, was ihnen nicht präexistent war, und mit der Art und Weise, wie sie es hervorbringen“ – wie es Lemieux (2007: 192) treffend zusammenfasst.

Die Kontroverse zwischen den Verteidiger:innen des *Ultrarealismus* und den Befürworter:innen der interpretativen Fiktion, wie sie die Comic-Welt durchzieht, bildet ein hervorragendes Beispiel für den instituienden Effekt der Kontroverse. Weit davon entfernt, eine zentrifugale Kraft im Kollektiv seiner Liebhaber:innen darzustellen, ermöglicht die Kontroverse vielmehr, dieses Kollektiv auf der Basis eines indexikalischen Referenzrahmens zusammenzuschweißen, indem sich auf gemeinsam etablierte historische Bezüge und Traditionen berufen wird. Auf diese Weise kann der Comic in einem Gleichgewicht zwischen Realismus und Fiktion gehalten werden, aus dem seine suggestive, ästhetische und künstlerische Kraft und folglich seine *eigenen* Gelingensbedingungen hervorgehen.

28 Dt.: Goffman. 2016. *On the Run. Die Kriminalisierung der Armen in Amerika.*

Diese Kontroversen beruhen also zweifellos auf einem Kategoriefehler, der darauf abzielt, die Konventionen der objektiven und berichtigten Erkenntnis – mit ihrem Glauben an eine translationale Entsprechung von „Modell“ und „Kopie“, von „Tatsache“ und „Aussage“ – auf eine Existenzweise, nämlich das Fiktionale, anzuwenden. Und obwohl diese Existenzweise sich eigentlich auf ihren eigenen Bedingungen des Gelingens und Nicht-Gelingens abstützt, bleiben sie dennoch instituierend. Diese Kontroversen ermöglichen es also, die Idee in Betracht zu ziehen, dass der Comic als Ergebnis einer Mischung von berichtigter Erkenntnis und Fiktion auf seinen eigenen Bedingungen des Gelingens und Nicht-Gelingens beruht, eines produktiven und instituierenden Spannungsverhältnisses zwischen diesen beiden Polen, welches das Auftreten einer völlig eigenständigen Existenzweise des Comic ermöglicht.

Die Frage der Spannung lässt sich jedoch noch grundsätzlicher aufspannen, indem die bisher beschriebenen Praktiken neu artikuliert werden – und hier erlaube ich mir nochmals einen Umweg über die Comic-Welt. Diese lassen erkennen, dass Comicliebhaber:innen zwar über ihre Praktiken berichten, indem sie eine naturalistische Ontologie mobilisieren. Aber im Sinne von Mol (2002) produzieren und inszenieren sie ständig mehrere Realitäten. Erstens scheinen die Liebhaber:innen sich trotz allem darüber einig zu sein, dass Comics ihre eigene, inszenierte Realität produzieren. Auch wenn diese immer wieder mit *der* Welt, die ihr Modell ist, in Übereinstimmung gebracht wird, bleibt sie dennoch eine Welt *an und für sich*. Was das Modell betrifft, *die* Welt, scheint diese zwar gegeben, aber muss in Wirklichkeit ebenfalls ständig produziert, reproduziert und tatsächlich auch inszeniert werden – und dies auf Grundlage von *den* Comics. Genau das scheint zu passieren, wenn Liebhaber:innen gemeinsam *eine reale Welt* konstruieren, in der militärische Regeln gelten, der Durst die Körper in der Wüste bedroht und die Architektur eines Ortes ihm seine visuelle Realität verleiht. Verifikationssysteme können daher als Prozesse des In-Ordnung-Bringens [*ordering*] (Lien/Law 2012) interpretiert werden, die darin bestehen, mehrere Ontologien, mehrere *Welten* ineinander zu falten, um nur eine einzige durchscheinen zu lassen: *die* Welt und ihre Realität, und auch deren mimetische Darstellung.

Wenn ich nun zu meinem rekursiven Projekt zurückkehre, welches darin besteht, über die Erläuterung der Welt des Comic zu einem besseren Verständnis der Kontroverse über die Theoretisierungen der ethnographischen Methode zu gelangen, dann besteht die erste Frage darin, ob dieselben Kontroversen für die anthropologische Disziplin und die Ethnographie *instituierend*, d. h. konstitutiv sind. Auch hier wird die Kontroverse entfacht, und sodann ermöglichen die objektivierende Position des Realismus und die sie entfaltenden Beweisdispositive, dass der Standard der realistischen Konventionen in der Ethnographie erhalten wird. Autor:innen werden zu einer *dokumentarischen* Strenge verpflichtet, was die Ethnographie in dem Gleichgewicht hält, aus dem sie ihre Kraft schöpft. Auf diese Weise wird der Kontroverse ihre instituierende Dimension verliehen. Diese Schlussfolgerung lässt die folgende Idee von Lemieux anklingen:

„Es scheint – an dieser Stelle kommt die instituierende Dimension der Kontroverse erneut zum Vorschein –, dass dies vor allem durch die Einführung neuer Beweisdispositive und Peer Reviews, also durch die Kritik der Fachkolleg:innen geschieht. Aus diesem Grund werden die Kontroversen alles in allem viel seltener aus dem Weg geräumt als schrittweise normalisiert, das heißt, sie werden anhand ihrer Übernahme durch die Gemeinschaft der Fachkolleg:innen und die neuen Antworten, um die diese sich bemüht, sie ihnen liefern, institutionell integriert.“ (Lemieux 2007: 207)

Grundsätzlicher lässt sich zweitens nun fragen, ob diese Kontroversen sich ausräumen ließen, wenn wir die Idee eines ontologischen Pluralismus akzeptieren und – das wäre mein Plädoyer – dem ethnographischen Modus eine spezifische Erkenntnis- und Existenzweise mit ihren eigenen Bedingungen des Gelingens und Nicht-Gelingens zugestehen würden. Dies würde bedeuten, dass das ethnographisch Wahre in keiner Weise dem Wahren der berechtigten Erkenntnis entspräche.

Meiner Ansicht nach würden die Ethnographie und die Welt ihrer Praktiker:innen ohne Zweifel davon profitieren, sich noch ein wenig mehr von den Resten des Positivismus zu befreien. Der ethnographische Modus ist durchaus eine besondere Existenzweise; ja, die ethnographischen Seinsweisen verdienen eine neue Ontologie! Nichtsdestoweniger ermöglicht das positivistische Erbe mit seinen Relikten vielleicht gerade aufgrund des Drucks, den es auf die Ethnographie ausübt, die Freisetzung der Kräfte seiner Theoretiker:innen, um eine klare Definition dessen zu formulieren und zu kultivieren, worauf der ethnographische Modus in seiner spezifischen Besonderheit verweist. So, wie sich die fiktionale Kraft des Comic für seine Liebhaber:innen nur dann entfaltet, wenn er durch „reale“ Elemente im Sinn der objektiven und berechtigten Erkenntnis durchdrungen ist, so schöpft zweifellos auch die Ethnographie ihre Kraft und ihre spezifische Besonderheit aus der Aufrechterhaltung ähnlicher „realer Tatsachen“ und dem Glauben an deren Existenz; und das ist vielleicht auch halb so schlimm.

Literatur

- Becker, Howard Saul. 2007. *Telling about society*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press.
- Becker, Howard Saul. 2019. *Erzählen über Gesellschaft*, eingeleitet und hrsg. von Reiner Keller. Wiesbaden: Springer Vieweg. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15870-5>
- Bessy, Christian, et Francis Chateauraynaud. 1995. *Experts et faussaires pour une sociologie de la perception*. Paris: Métailié.
- Biermé, Philippe, et François-Xavier Nève. 2004. *Chez Edgar P. Jacobs: dans l'intimité du père de Blake et Mortimer*. Liège: CEFAL.
- Blumenberg, Hans. 1964. Wirklichkeitsbegriff und Möglichkeit des Romans. In *Nachahmung und Illusion* (Poetik und Hermeneutik, 1), hrsg. von Hans Robert Jauß, 9–27. München: Wilhelm Fink Verlag.
- Boelen, Marianne W.A. 1992. Street Corner Society: Cornerville revisited. *Journal of Contemporary Ethnography* 21: 11–51. <https://doi.org/10.1177/0891241692021001002>

- Boltanski, Luc, und Laurent Thévenot. 2018. *Über die Rechtfertigung: eine Soziologie der kritischen Urteilskraft*. Hamburg: Hamburger Ed.
- Descola, Philippe. 2010. Un rêve d'ethnologue In *Tintin au pays des philosophes*, éd. par Michel Serres, 46–49. Paris: Philosophie Magazine.
- Dewey, John. 1939. *Theory of Valuation*. Chicago: University of Chicago Press.
- Dumit, Joseph. 2021. Substance as Method (Shaking Up Your Practice). In *Experimenting with Ethnography: A Companion to Analysis*, ed. by Andrea Ballesterio, Brit Ross Winthereik, 175–185. Durham: Duke University Press.
- Duperrex, Matthieu, Claire Dutrait, et François Dutrait. 2012. Le dispositif de Shanghai. Une lecture du Lotus Bleu de Hergé. *Materiali Foucaultiani* 1/1: 169–186.
- Fabiani, Jean-Louis. 2007. Disputes, polémiques et controverses dans les mondes intellectuels. Vers une sociologie historique des formes de débat agonistique. *Mil neuf cent. Revue d'histoire intellectuelle* 25/1: 45–60. <https://doi.org/10.3917/mnc.025.0045>
- Farr, Michael. 2001. *Tintin, le rêve et la réalité: l'histoire de la création des aventures de Tintin*. Bruxelles: Editions Moulinsart.
- Farr, Michael. 2007. *Auf den Spuren von Tim & Struppi*. Hamburg: Carlsen.
- Fassin, Didier, Frédéric Debomy, et Jake Raynal. 2020. *La force de l'ordre*. Paris: Delcourt.
- Geertz, Clifford. 1988. *Works and Lives: the Anthropologist as Author*. Cambridge: Polity Press.
- Goffman, Alice. 2014. *On the Run: Fugitive Life in an American City*. Chicago: University of Chicago Press.
- Goffman, Alice. 2016. *On the run: Die Kriminalisierung der Armen in Amerika*. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung.
- Guth, Suzie. 1997. Street Corner Society: une étape dans l'étude de la structuration des groupes. *Sociétés contemporaines* 25: 105–126. <https://doi.org/10.3406/socco.1997.1437>
- Hamdy, Sherine, Coleman Nye, Sarula Bao, and Caroline Brewer. 2017. *Lissa: a story about medical promise, friendship, and revolution*. North York, Ont.: University of Toronto Press.
- Handler, Richard, and Daniel Segal. 1999. *Jane Austen and the fiction of culture: an essay on the narration of social realities*. Tucson: Univ. of Arizona Press.
- Haraway, Donna. 1988. Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. *Feminist Studies* 14/3: 575–599. <https://doi.org/10.2307/3178066>
- Helgesson, Claes-Fredrik, and Fabian Muniesa. 2013. For What It's Worth: An Introduction to Valuation Studies. *Valuation Studies* 1/1: 1–10. <https://doi.org/10.3384/vs.2001-5992.13111>
- Hennion, Antoine. 2009. Réflexivités. L'activité de l'amateur. *Réseaux* 153/1: 55–78. <https://doi.org/10.3917/res.153.0055>
- Holbraad, Martin. 2012. *Truth in Motion: The Recursive Anthropology of Cuban Divination*. Chicago: University of Chicago Press. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226349220.001.0001>
- Langnes, L. L., and Gelya Frank. 1978. Fact, Fiction and the Ethnographic Novel. *Anthropology and Humanism Quarterly* 3: 18–22. <https://doi.org/10.1525/ahu.1978.3.1-2.18>
- Laterza, Vito. 2007. The Ethnographic Novel: Another Literary Skeleton in the Anthropological Closet? *Suomen Anthropologi: Journal of the Finnish Anthropological Society* 32(2): 124–34.
- Latour, Bruno. 1987. *Science in action: how to follow scientists and engineers through society*. Milton Keynes: Open University Press.
- Latour, Bruno. 1995. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin: Akademie. <https://doi.org/10.1515/9783050070155>

- Latour, Bruno. 2012. *Enquête sur les modes d'existence: une anthropologie des modernes*. Paris: la Découverte.
- Latour, Bruno. 2014. *Existenzweisen: eine Anthropologie der Modernen*. Berlin: Suhrkamp. <https://doi.org/10.3196/219458451467454>
- Le Mener, Erwan. 2003. Le sociologue comme auteur. *Tracés. Revue de Sciences humaines* 4, L'interprétation, décembre 2003 [en ligne]. URL: <http://traces.revues.org/index3853.html>. <https://doi.org/10.4000/traces.3853>
- Lemieux, Cyril. 2007. À quoi sert l'analyse des controverses ? *Mil neuf cent. Revue d'histoire intellectuelle* 25/1: 191–212. <https://doi.org/10.3917/mnc.025.0191>
- Lien, Marianne, and John Law. 2012. Slippery: field notes on empirical ontology. *Social Studies of Science* 43(3): 363–78. <https://doi.org/10.1177/0306312712456947>
- Lindner, Rolf. 2007. *Die Entdeckung der Stadtkultur: Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a.M., und New York, NY: Campus-Verlag.
- Marcus, George E. 2013. Experimental forms for the expression of norms in the ethnography of the contemporary'. *HAU: Journal of Ethnographic Theory* 3/2: 197–217. <https://doi.org/10.14318/hau3.2.011>
- Marcus, George E., and James Clifford, eds. 1986. *Writing Culture: the Poetics and Politics of Ethnography*. Berkeley: University of California press.
- Marcus, George E., and Dick Cushman. 1982. Ethnographies as Texts. *Annual Review of Anthropology* 11: 25–69. <https://doi.org/10.1146/annurev.an.11.100182.000325>
- Mol, Annemarie. 1999. Ontological politics. A word and some questions. *The Sociological Review* 47: 74–89. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1999.tb03483.x>
- Mol, Annemarie. 2002. *The Body Multiple. Ontology in Medical Practice*. Durham: Duke University Press. <https://doi.org/10.2307/j.ctv1220nc1>
- Müller, Alain. 2016. Beyond Ethnographic Scriptocentrism: Modelling Multi-Scalar Processes, Networks, and Relationships. *Anthropological Theory* 16/1: 98–130. <https://doi.org/10.1177/1463499615626621>
- Müller, Alain, et Marion Schulze. 2021. Le Hardcore (punk) entre distribution quasi globale et géohistoire localisée et localisante : à propos d'une tension instituante. In *Circulations musicales transatlantiques au XXe siècle*, éd. par Philippe Poirrier, et Lucas Le Texier, 263–279. Dijon: EUD.
- Peeters, Benoît. 1983a. *Le monde d'Hergé*. Tournai: Casterman.
- Peeters, Benoît. 1983b. *Hergé: ein Leben für die Comics*. Reinbek bei Hamburg: Carlsen Verlag.
- Peeters, Benoît. 1993. *La bande dessinée: un exposé pour comprendre, un essai pour réfléchir*. Paris: Flammarion.
- Peeters, Benoît. 2002. *Hergé, fils de Tintin*. Paris: Flammarion.
- Pollner, Melvin. 1975. The Very Coinage of Your Brain: The Anatomy of Reality Disjunctures. *Philosophy of the Social Sciences* 5/3: 411–30. <https://doi.org/10.1177/004839317500500304>
- Reck, Gregory G. 1993. Narrative and Social Science: Reclaiming the Existential. *Issues in Integrative Studies* 11: 63–74.
- Said, Edward W. 1978. *Orientalism*. New York: Vintage Books, A Division of Random House.
- Schmidt, Nancy J. 1984. Ethnographic Fiction: Anthropology's Hidden Literary Style. *Anthropology & Humanism Quarterly* 9/4: 11–14. <https://doi.org/10.1525/ahu.1984.9.4.11>

- Serres, Michel. 2010. Une leçon d'ethnologie. In *Tintin au pays des philosophes*, éd. par Michel Serres, 50–51. Paris: Philosophie Magazine.
- Tallman, Janet, 2002. The Ethnographic Novel: Finding the insider's voice. In *Between Anthropology and Literature: Interdisciplinary discourse*, ed. by Rose De Angelis, 11–22. London: Routledge.
- Vandermeersch, Léon. 2010. L'empire du milieu. In *Tintin au pays des philosophes*, éd. par Michel Serres, 24–27. Paris: Philosophie Magazine.
- Viveiros de Castro, Eduardo B. 2009. *Métaphysiques cannibales: lignes d'anthropologie post-structurale*. Paris: Presses universitaires de France. <https://doi.org/10.3917/puf.castro.2009.01>
- Webster, Steven. 1983. Ethnography as storytelling. *Dialectical Anthropology* 8: 185–205. <https://doi.org/10.1007/BF00244429>
- Whyte, William Foote. 1943. *Street corner society*. Chicago, Ill.: University of Chicago Press.
- Whyte, William Foote. 1996. *Die Street corner society: die Sozialstruktur eines Italienviertels*. Berlin et al.: de Gruyter. <https://doi.org/10.1515/9783110809640>

Katharina Eisch-Angus

Locked in Liminality

Angst und Methode in der Krisenerfahrung der Gegenwart

Katharina Eisch-Angus

Locked in Liminality. From Anxiety to Method in Present-day Crisis Experience

Abstract: Against the backdrop of proclamations of a society of fear, risk and panic from the late 1970s to the present, the article takes a lead from fears as productive agents within the ethnographic process. Through the focal lens of pandemic everyday experience, and deploying essayistic ways of thinking and writing, it draws attention to the intersubjective and intercorporeal practice of meaning-making as conceptualised in phenomenology, psychoanalysis and pragmatist semiotics, and outlines its relevance for emergent interpretation and reflexivity.

On an interactive micro-level, the essay explores the moment of ‘in-between’ that is sparked by surprise or crisis, and opens a transient ‘third milieu’ where experience can be shared, whilst cultural meaning is in ongoing renegotiation. The idea of this ambivalent space, as marked by indeterminate creative possibilities merging with fear and uncertainty, is followed further through Corona communication and narration, and investigated in its ambiguous effects of consolidating agency, and perpetuating anxiety and ideological exclusion by way of paranoid ‘infection’.

The article inquires into the dynamic conceptual potentials of liminality theory, which it transgresses towards a late-capitalist state of permanent exception: What happens when everyday actors find themselves overpowered by paradoxical emotional requirements that cannot be resolved into new sociality? How can ethnographers, with view to their own involvement into the meshes of everyday fears, retain an empathic, yet empirically grounded understanding of pandemic experience and beyond?

Keywords: Intersubjectivity, emergent ethnography, permanent state of exception, Corona pandemic, fears, pragmatist semiotics

„Es gibt natürlich einen Mythos der Feldforschung: Die reale Erfahrung, die sich an Unvorhersehbares stößt, wird dem Ideal nur selten gerecht. Aber als eine Methode, um aus einem eindringlichen, intersubjektiven Engagement Wissen zu produzieren, behält die Praxis der Ethnographie einen gewissen exemplarischen Status.“

(Clifford 1993: 112)

Es ist Anfang Februar 2020. Von Graz aus sind wir für ein paar Tage nach Slowenien aufgebrochen, in einem Kurort haben mein Mann und ich uns in ein kleines Hostel eingebucht. Das alte Haus ist außen und innen in freundlichen Gelbtönen gehalten, der Empfangs- und Aufenthaltsraum lädt mit bunten Dekos zum Mitfeiern des Karnevals ein. Dort treffen wir eine ältere Frau an, mit der wir uns nur mühsam über unsere

Reservierung verständigen können. Wir warten, betrachten die Familienfotos über der Rezeption. Am Kaffeeautomaten fällt mir ein Schild „A smile is a passport that will take you anywhere you want to go“ auf, das mir nicht so recht in das kleinstädtische Ambiente in einem postsozialistischen Land passen will. Nach einer Weile kann ich bei der jungen Wirtin einchecken, die versiert Englisch spricht. Hinter ihrem Empfangstresen sitzend fotografiert sie mit dem Handy unsere Pässe, meinen deutschen und den britischen meines Mannes. Dann fragt sie unvermittelt:

„What do you think about Brexit?“ – „It will be a disaster, terrible“, antworte ich überrascht. „You think so? So many people have gone to live there“, sagt sie nachdenklich. „It won't be so easy any more.“ Ihr Mann habe auch in London gearbeitet. Ich stimme ihr zu, über den lähmenden Ausnahmezustand, der seit dem Brexit-Referendum von 2016 herrscht, habe sich die Stimmung im Land sicher geändert. „Yes“, meint die Gastgeberin, „it will be more hostile towards foreigners“.

Ihre nächste Frage überrascht mich noch mehr: „What do you think about the virus?“ Natürlich habe ich in der Zeitung vom sogenannten Coronavirus gelesen, im Bekanntenkreis von Überlegungen gehört, chinesische Städte und europäische Grenzen abzuriegeln, mit Studierenden über Impfpolitiken und antichinesischen Rassismus diskutiert. Trotzdem wehre ich ab: „I think this is very hyped up. Today it is swine flu, then another flu, then it is gone again.“ – Sie schaut mich zweifelnd an, meint dann vorsichtig: „It is strange. There are many strange things. It scares you.“ (FN 06.02.2020)¹

Monumentale Angst und akademische Abwehr

Wo soll diese Grenzfahrt nun hinführen? Jedenfalls ziele ich nicht auf eine weitere pandemische Krisenbetrachtung; vielmehr dient mir Corona im Folgenden als Forschungsparadigma, um entlang eigener und manchmal auch unwegiger Erfahrungen der Frage nachzugehen, wie ethnografisches Verstehen in der entgrenzten Angst- und Sicherheitsgesellschaft der Gegenwart zustandekommt. Dass ich dazu zuvorderst auf klassische Theorien assoziations- und praxisgeleiteter Sinnstiftung zurückgreife, sehe ich weniger als Widerspruch denn als Notwendigkeit. Vor allem scheinen mir kultur- und zeichentheoretische, philosophische und psychoanalytische Überlegungen zur intersubjektiven und zwischenleiblichen Sphäre, zu Explosion, drittem Milieu und interstrukturellem Schwellenraum, zu Angst und narrativer Ansteckung weiterhin produktiv, um paradoxen Subjektivierungen in einer auf Dauer gestellten Situation des Ausnahmezustands nachzufragen, die sich nicht mehr ohne weiteres alltagspraktisch ausbalancieren und analytisch beruhigen lässt. Doch zurück zum Anfang.

Die oben nacherzählte Begegnung ist ambivalent von Neugier ebenso wie von Angst geprägt, von grenzüberschreitender Öffnung wie von grenzziehendem Abbruch. Als Grenzgängerinnen fühlten die Slowenin und ich uns über die migrantischen Biografien unserer Ehemänner, das Brexit-Desaster, die wachsende Fremdenfeindlichkeit

1 Referenzdaten meiner Forschungsnotizen werden in Klammern angegeben.

auf der britischen Insel verbunden. Zugleich gab meine Weigerung, „the virus“ ernstzunehmen, dem Gespräch ein abruptes Ende. Die Wirtin setzte dem ein Schlusswort von Fremdheit und Angst nach, ein diffus drohendes „it“, das sie beschäftigte: „It is strange.“ „It scares you.“ Dann fuhr sie mit dem Check-in fort, während ich, hellhörig geworden, beschloss, das Gespräch umgehend als Forschungsnotiz festzuhalten.

Die Neigung, die Nachrichten um das Virus als medial aufgebauscht abzutun, teilte ich zu diesem Zeitpunkt mit vielen Zeitgenoss:innen. Dabei reagierte auch die Wissenschaftlerin in mir: die Grenzforscherin, der an offenen Grenzen zwischen dem östlichen und westlichen Europa lag (Eisch 1996; Eisch-Angus 2020), die Erzählforscherin, die jahrelang der alltagskommunikativen Zirkulation von Angst- (und Seuchen-) narrativen nachgeforscht hatte (Eisch-Angus 2019), und, allen voran, die Ethnografin. Damit aber betraf auch mich, was Georges Devereux in seinem 1967 erschienenen Pionierwerk *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften* zu kulturanthropologischen Abwehr- und Verzerrungsstrategien formuliert hatte. Diese seien

„dort besonders ausgeprägt, wo das beobachtete Material Angst erregt. Der Wissenschaftler, der sich mit dieser Art von Material beschäftigt, sucht sich im allgemeinen gegen die Angst zu schützen, indem er bestimmte Teile seines Materials unterdrückt, entschärft, nicht auswertet, falsch versteht, zweideutig beschreibt, übermäßig auswertet oder neu arrangiert.“ (Devereux 2018: 67)

Der Verdacht lässt sich mit Blick auf meine Forschungen zu *Narrationen der Sicherheitsgesellschaft* erhärten, die ich unter dem Haupttitel *Absurde Angst* publiziert hatte. Dennoch wunderte ich mich, wenn ich als Angstforscherin angesprochen oder mir gar in einer Rezension vorgehalten wurde, bei mangelnder Reflexion eigener Angstkonditionen „zu sehr die Angst als alles dominierendes Element“ zu betrachten (Rieken 2019: 196). Vielmehr, so verteidigte ich mich, sei ich doch von der inflationär zunehmenden Diskursmacht des Foucault'schen Sicherheitsdispositivs ausgegangen, die ich seit der Jahrtausendwende in meinen englischen und deutschen Forschungsfeldern wahrnahm. Dort hatte ich mich damit herumgeschlagen, dass Befragte zu den Normalitäten alltäglicher Sicherheit meist wenig zu sagen wussten, ihre Erzählungen jedoch in alle Richtungen wucherten, sobald es um Unglück, Beängstigung und Verunsicherung ging. Von diesem widersprüchlichen Befund ausgehend, dass Sicherheit je nur über ihr dunkles Anderes zur Sprache kommt, hatte ich die Paradoxie der (Un-)Sicherheit theoretisch ausbuchstabiert und mir mit Ernesto Laclau den medial-politischen Sicherheitsbegriff der Gegenwartsgesellschaft als ‚leeren Signifikanten‘ erschlossen (Laclau 2002). Hier ließ sich zeigen, wie (einerseits) auf suggestive Weise immer neue Risiken aufgerufen werden, und mit ihnen immer neue Gründe, Angst zu haben, sich abzusichern, kontrollieren und reglementieren zu lassen – und wie zugleich (andererseits) die differentiellen Erlebnisqualitäten des Unsicheren in einem ebenso leeren wie totalisierenden Versprechen institutioneller Sicherheit verschwimmen, das kein ihm Äußeres und Anderes zu kennen vorgibt (Eisch-Angus 2019: 150–157). So hoch der

Erklärungswert dieses Modells für die paradoxen Machtwirkungen gouvernementalen Regierens ist, so abstrakt ist es jedoch auch. Gesellschaftlich-kulturelle Zeichen der Verunsicherung als projektive „Signifikanten reiner Bedrohung, reiner Negativität, des schlichtweg Ausgeschlossenen“ zu lesen (Laclau 2002: 68) kann da selbst totalisierend werden; das zumindest dann, wenn die alltagsweltliche Erfahrung von Angst nur in Hinsicht auf ihre ideologische Instrumentalisierung zur Geltung kommt und ihre Konkretisierung in der Forschungsbeziehung ausgeblendet bleibt.

Solche Fragen nach dem Forschen mit und über Angst wurden mir zum Thema, als ich von Judith Eckert und Susanne Martin eingeladen wurde, im Corona-Jahr 2020 auf einem Kongresspanel „Angst – Ursache und Folge gesellschaftlicher Spannungen?“ vorzutragen. Im Abstract wurde Angst als ein roter Faden aktueller Gesellschaftstheorie ausgemacht, der sich über widersprüchliche Erklärungsstränge ins Unbestimmte verliere:

„In jüngeren soziologischen Zeitdiagnosen wird Angst zum charakteristischen Gefühl westlicher Gegenwartsgesellschaften erklärt. Dabei wird Angst einerseits als Folge gesellschaftlicher Spannungen und krisenhafter Transformationen interpretiert. [...] Andererseits wird Angst als Ursache neuer, vor allem politischer Phänomene und Entwicklungen aufgefasst.“ (Eckert/Martin 2020)

Diese Kritik verbinden beide Soziologinnen mit der Frage danach, wie denn soziale Angstphänomene methodisch und theoretisch-konzeptionell differenzierter zu befragen seien. In einer Monografie (Eckert 2019) und einem Sammelband (Martin/Linpinsel 2020) zeichnen sie außerdem eine Linie gesellschaftswissenschaftlicher Angstdiagnostik nach. Diese reicht über die *Culture of Fear* (Furedi 2006), Zygmunt Baumans *Liquid Fear* (2006) und Heinz Budes *Gesellschaft der Angst* (2014) zu Ulrich Beck, der den modernen Menschen emphatisch ausrufen lässt: „*Ich habe Angst!*“² (Beck 1986: 66; Eckert 2019: 12; Martin 2020).

Becks 1986 veröffentlichte Analyse der ‚Risikogesellschaft‘ wurde in Deutschland zum Höhepunkt einer philosophisch-soziologischen Angstdebatte als Reaktion auf die Beinahe-Katastrophe von Harrisburg 1979 und die Reaktorexpllosion von Tschernobyl. In zeittypischer, totalisierender Manier erklärte dabei Peter Sloterdijk die Panik zur einzig möglichen „Seinsweise des restlos in die Zeit geschleuderten Bewusstseins“ (Sloterdijk 1987: 51), während etwa bei Günther Anders die Angst zum Hoffnungsträger gesellschaftlichen Erwachens avancierte (Anders 1987). Nun lässt sich Becks Buch freilich nicht auf solche aporetischen Leerformeln reduzieren. Trotzdem klingt auch in seiner Bestimmung von Angst – die ein „neuartiges ‚askriptives‘ Gefährdungsschicksal“ (Beck 1986: 8), aber auch „politische[s] Potential“ berge (Beck 1986: 31) – die Widersprüchlichkeit eines Ausnahmezustands durch, der quasi zum kulturellen Monument

2 Kursivsetzungen in allen Zitaten folgen dem Original.

erhoben wird. Er resümiert: „Die Risikogesellschaft ist eine *katastrophale Gesellschaft*. In ihr droht der Ausnahmezustand zum Normalzustand zu werden“ (Beck 1986: 31).

Daran anknüpfend greife ich mit diesem Beitrag die Bedeutung von Angst und Angsthaben in der neoliberalen Sicherheitsgesellschaft (Eisch-Angus 2019, 2021b) auf, die in der Covid-19-Pandemie mit der paradoxen Erfahrung des Ausnahmezustands als Normalzustand auf die Spitze getrieben wird. Dabei liegt mir an einer ethnografischen Haltung, die der großen theoretischen Geste nicht die kleinteiligen Erfahrungsweisen realer Alltagsmenschen opfert, und dem wohlfeilen Schlagwort der ‚Angst‘ nicht das Wissen, dass diese letztlich nur in konkreten ‚Ängsten vor ...‘ zu beforschen ist. Hier allerdings drängt sich ein weiterer Widerspruch auf. Denn letztlich gereichte es mir zum Vorteil, dass ich die disziplinäre Anforderung, ein als relevant anerkanntes Thema ‚auszuthetheorisieren‘, nicht am Angstbegriff abarbeitete, sondern an gesellschaftlichen Sicherheitsdiskursen. Indem ich so den angstabwehrenden Wissenschaftszwängen, „kulturelle Daten in einem menschlichen Vakuum“ zu betrachten, anderweitig Genüge tat (Devereux 2018: 113), konnte ich mich *en passant* auf die Unsicherheiten einlassen, die oft überraschend und verwirrend in ganz unterschiedlichen Forschungssituationen auftauchten. Im theoretischen Schlagschatten des ‚leeren Signifikanten‘ Sicherheit war es leichter, irritierende Ängste, die in Forschungsgesprächen mitschwangen, emergent aufzugreifen und sie von dort aus auf übergreifende Machtdynamiken zu beziehen. Damit aber geht es um nichts weniger als um die Möglichkeit einer Ethnografie abseits der von Maya Nadig und Mario Erdheim konstatierten *Zerstörung der ethnologischen Erfahrung durch das akademische Milieu* (Nadig/Erdheim 1984: 11). Was Devereux zu wissenschaftlichen Strategien der „Elimination des Individuellen aus ethnologischen Erfahrungsberichten“ oder der Verabsolutierung von „Begriffsschemata und methodologische[n] Positionen [...] zur affektiven Entgiftung angsterregenden Materials“ (Devereux 2018: 115) schreibt, kennen wir durchaus auch aus gegenwärtigen Disputen:

„Wenn man jedoch behauptet, daß die Kulturologie endgültige und umfassende Antworten geben kann und wenn zudem auch noch die – völlig unberechtigte – Verschwörungangst herrscht, daß das Soziokulturelle auf das Psychologische reduziert werden könnte [...], dann ist die kulturologische oder superorganische Position in erster Linie weit eher eine Isolierungsstrategie als eine zielgerichtete, *temporäre* professionelle Haltung.“ (Devereux 2018: 116)

Emergenz und Krise: Zur intersubjektiven Genese von Sinn und Erfahrung

So wenig sich demnach im ethnografischen Forschen das Soziokulturelle und Psychische auseinanderdividieren lassen, so wenig sind kulturanalytische Positionierungen von temporär wechselnden Erfahrungskontexten ablösbar. Gehen wir von hier aus noch einmal auf meine Begegnung im slowenischen Hostel zurück:

Angestoßen von einem britischen Pass öffnete das Gespräch einen weiten Raum von Ungewissheit, Fremdheit und unbestimmten Ängsten. Assoziativ verband es private, familiäre und lokale Bezüge mit migrantischen Besorgnissen wirtschaftlicher Existenzsicherung und sozialer Exklusion, mit Bedrohungen grenzüberschreitender Mobilität und der eigenen Gesundheit – all das im Kontext zweier europäischer und globaler Krisen, mit denen mich die Wirtin unter den Schlagworten „brenxit“ und „the virus“ konfrontierte. Ethnopschoanalytische Ansätze, die sich auf die anthropologisch bzw. soziologisch arbeitenden Psychoanalytiker Georges Devereux und Alfred Lorenzer³ beziehen, setzen das ethnografische Forschungsgespräch als Ausgangspunkt eines dynamischen Deutungs- und Erkenntnisprozesses. Dabei spielt die intersubjektiv kommunizierte Angst, dialektisch verbunden mit forschender Neugier, eine zentrale Rolle (Erdheim 1998; Erdheim/Nadig 1988; Nadig 1986: 39, 57–60). Die ethnografische, aber auch jede andere Gesprächsbeziehung entwickelt sich in einem affektiven Übertragungsraum: im Prozess eines wechselseitigen Affiziert-Werdens mit Gefühlen, die vorsprachlich in Szene gesetzt, performativ agiert und im Fluss der Assoziationen in Sprache gefasst werden. Emotion, Interaktion und Assoziation sind dabei so sehr leibgebunden, wie sie je schon gelebter Weltbezug sind, sozialkulturell geformt und damit machthaltig.

Eben diesen intersubjektiven Erfahrungs- und Diskursraum erschließt die Phänomenologie mit dem Konzept der Zwischenleiblichkeit (Wehrle 2016):

„Der Sinn liegt [...] nicht hinter dem Sichtbaren, sondern im sinnlichen Geschehen selbst. Wenn zwei ‚Leiber‘ sich begegnen, bildet sich zwischen ihnen ein Kräftefeld der Interaktion: In diesem findet unmittelbar ein gegenseitiges Abtasten, ein wechselseitiges Aufeinanderabstimmen [...] statt. Die Zwischenleiblichkeit ist somit als eine Situation charakterisiert, in die beide Partner von vorneherein einbezogen sind und dessen Sinn die einzelnen Leiber übersteigt.“ (Wehrle 2013: 12)

Bezugnehmend auf Maurice Merleau-Ponty beschreibt Maren Wehrle den Leib nicht nur als Vermittlungsinstanz, sondern als „ein drittes Milieu“, das kommunikativen Sinn überhaupt erst zum Vorschein bringt (Wehrle 2013: 8). Dieses leibliche ‚Dazwischen‘ ist in sich ambivalent: Es stellt die „Faktizität, unser *Leibsein*, [und] damit die Voraussetzung für jede nachträgliche Form der Reflexion“ dar, während es umgekehrt seiner Störung bedarf, um gefühlsmäßige Gemeinsamkeiten reflexiv zur Sprache zu bringen (Wehrle 2013: 8).

Vor diesem Hintergrund erhalten Ängste, die sich in der intersubjektiven/zwischenleiblichen Beziehungsdynamik zeigen, eine doppelte Funktion für den ethnografischen Erkenntnisprozess. Wo sie den Gesprächs- und Beziehungsfluss irritieren, Brüche und

3 Lorenzer hat die Genese leiblich-vorsprachlichen, und dabei je schon kulturell geformten Sinns mit dem Konzept des Szenischen Verstehens beschrieben, das sich „den Vorstellungen des Subjektes [...] als Realisierung von Beziehungen“ annähert, „als Sinnzusammenhänge, die als Interaktion verstanden werden“ (Lorenzer 2000: 142–143).

krishafte Unterbrechungen hervorrufen, schaffen sie erstens Aufmerksamkeit und eröffnen Fragen. Auf der inhaltlich-analytischen Ebene kann von hier aus, zweitens, nicht nur auf realweltliche Bedrohungen, sondern auch auf institutionell fixierte Erwartungen und Rollenmuster, Norm- und Identitätsgefüge der Gesprächspartner:innen geschlossen werden. In ihren Ängsten werden diese als kulturgebundene, geschichtliche Wesen verstehbar: „Die Angst des Forschers bildet zusammen mit der Angst des Informanten den zerbrechlichen Rahmen eines Forschungsprozesses, in dessen Verlauf das Bild der fremden Lebensweise entworfen wird“, schreibt Erdheim (1998: 163).

Ein solcher Verstehensprozess begann für mich mit der räumlich-leiblichen Begegnung an einem bestimmten Tag und bestimmten Ort in Slowenien. In der erinnernden Niederschrift reden dabei der sonnige Frühstücksraum, die familiäre Atmosphäre, Bilder, Wandschmuck und Beschriftungen, die verbindende englische Sprache, aber auch die freudige Erwartung von ein paar Urlaubstagen vielsprachig und vielversprechend mit, während der breite Tresen die Fremdheit zwischen der Wirtin und ihrem Gast markiert. Er steht als körperhafte Grenze im Raum, als Schwelle, über die hinweg die slowenische Hausherrin und die deutsche Besucherin ihre unterschiedlichen Erfahrungsperspektiven zusammenführen konnten. Assoziativ zeichnet sich hier bereits ab, was mich in den wechselnden Kontexten der Pandemie weiter beschäftigen sollte: wie die kollektive Verunsicherung leiblicher Sicherheiten und staatlicher Grenzordnungen immer neu auf ein differentielles Anderes, ob ansteckende Viren oder fremde Menschen, bezogen wird, aber auch, wie Menschen aus Momenten der Krise zu Gemeinsamkeit und widerständiger Agency finden.

Den Anstoß gab die slowenische Wirtin, indem sie den Routineablauf des Check-ins mit ihren Fragen unterbrach und die medialen Krisendiskurse, die sie beunruhigten, gleichsam in den ethnografischen Beziehungsraum übersetzte. Mit dem Ethnografen Paul Willis lässt sich hier methodologisch weiterdenken: Für ihn entstehen bedeutungstragende Forschungsdaten „through the status of the method as a social relationship, and specifically through the moments of crisis in that relationship and its to-be-discovered pattern of what is/what is not shared: the contradiction within and between these things“ (Willis 1980: 93–94).

Es sind diese Momente von „contradiction“, „crisis“, „disturbance“, aber auch „surprise“, die in der intersubjektiven Bewegung bisher ungesehene, relationale Sinnbezüge herstellen (Willis 1980: 90–93). Sie wirken also gerade so konflikthaft störend wie entdeckend, analog zu ihrer ambivalent affekt- und angstausslösenden wie auch erkenntnisgenerierenden Funktion in der Freud’schen Psychoanalyse und der Husserl’schen Phänomenologie (Brudzińska 2005). Als dritter Zeitgenosse hat der Philosoph und Logiker Charles S. Peirce, der Begründer der pragmatischen Semiotik, für eben diese Weise, analytische Einsichten im dialogischen Weltbezug ‚kommen zu lassen‘, den Begriff der Abduktion geprägt:

„Its occasion is a *surprise*. That is, some belief, active or passive, formulated or unformulated, has just been broken up. It may be in real experience or it may equally be in pure mathematics. [...] The mind seeks to bring the facts, as modified by the new discovery, into order; that is, to form a general conception embracing them.“ (Peirce 1998: 287)

Auslöser dieses imaginativen Prozesses alltagsweltlichen oder wissenschaftlichen Schlussfolgerns ist auch bei Peirce das konflikthafte Fraglich-Werden der Erwartungshaltung eines sozial situierten (forschenden) Subjekts. Plötzlich und unvorhersehbar sehen wir uns mit einer fremden, der eigenen Überzeugung entgegengesetzten Perspektive konfrontiert. Diese suchen wir in einer interpretierenden Bewegung zu verstehen und in neue Konzepte zu integrieren, indem wir den fraglichen Zeichenkomplex assoziativ mit eigenen Erfahrungskontexten abgleichen: mit sinnlichen Eindrücken, sinnhaft besetzten Gefühlen, tagespolitischen Informationen, Narrativen, Erinnerungen und kollektiven Gedächtnisbildern, Thesen und Theorien ... Was auch immer unsere abduktiven Entdeckungen ausmacht, kann in der triadischen Zeichenbewegung der pragmatischen Semiotik als dritter, vermittelnder Zeichenaspekt (*interpretant*) die Beziehung zwischen dem zu deutenden Zeichen (*representamen*) und dessen möglicher Bedeutung (*object*) objektivierend klären. Da jedoch die Objektbedeutung des Ausgangszeichens in diesem Dreischritt nie ‚vollständig‘ erfasst, sondern stets nur temporär in Hinsicht auf kontextuell naheliegende Aspekte bestimmt wird, und da auch das interpretierende Zeichen wieder neue Fragen aufwirft und auf neue Kontexte verweist, läuft auf allen Ebenen kultureller (Selbst-)Verständigung ein unaufhörlicher, offener Prozess infinitiver Semiose als „kontinuierliche Interpretation von Zeichen durch Folgezeichen (und Handlungen)“ ab (Nagl 1992: 33).⁴

Dieses Konzept der unendlichen Semiose bedeutet nichts weniger als eine systematische Grundlegung emergenzgeleiteten, relationalen Forschens im sozialen, intersubjektiv konstituierten Raum. Dies entspricht dem ethnografischen Erkenntnisprozess umso mehr, als auch Peirce die Generierung von Sinn und Bedeutung als sinnlich-leiblich fundierte, realitätskonstituierende Handlung begreift, mit der er 1905 dem Hegel'schen Idealismus eine Absage erteilte: Interpretierende Erkenntnis – „*thought, representation, triadic relation, mediation [...] can have no concrete being without action, just as action cannot exist without the immediate being of feeling on which to act*“ (Peirce 1998: 345). Dabei geht es Peirce gerade nicht darum, affektiv geleitete Sinnstiftung durch theoretische Formalisierung stillzustellen.⁵ Damit aber sieht er sich denselben szientistischen Vorhaltungen ausgesetzt, die – damals wie heute – auch

4 Die semiotischen Mechanismen ethnografischer Forschungs- und Interpretationsprozesse habe ich an anderer Stelle anhand meines Corona-Forschungsmaterials weiter ausgeführt (Eisch-Angus 2023).

5 Damit beziehe ich mich auch auf die Grounded Theory, die sich ja auf eine pragmatistische Grundlegung beruft. Bei allen Verdiensten für die Öffnung ethnografischer Erkenntnisgewinnung scheint mir deren vielstufiger Methodenapparat doch sehr dazu angetan, die emotionale Triebkraft von Erkenntnis von ihrem Gegenstand zu isolieren.

psychoanalytisches und phänomenologisches Denken treffen: „I hear you say: ‚All that is not fact; it is poetry.‘ Nonsense!“ (Peirce 1998: 193).

Monique Scheer hat 2012 in ihrem Beitrag zu Emotion als Alltagspraxis darauf hingewiesen, dass die praxeologische Theorie „that [...] concerned itself with overcoming the dichotomies of subject/object, mind/body, and individual/society has not included an elaborate discussion of the topic of emotion“ (Scheer 2012: 199). Dies, so möchte ich hinzufügen, gilt besonders für die alltagskulturelle Kontextualisierung von Ängsten. Dennoch darf der praxeologische Einbezug des Emotionalen wohl als europäisch-ethnologischer Konsens gelten.⁶ Fachvertreter:innen wie etwa Alexandra Schwell und Oliwia Murawska wissen dabei auch eigene Angstresonanzen innerhalb politischer und gouvernementaler Gegenwartsdiskurse um Sicherheit oder Klimawandel fruchtbar zu machen (Murawska 2020; Schwell 2018); Almut Sülzle hat schließlich mit Bezug auf die supervisorische Interpretationsgruppenarbeit die „methodische Verständigung über das Forschen über und *mit* Emotionen“ als „doing emotion“ eingefordert (Sülzle 2017).

Von hier aus scheint mir eine Besinnung auf die methodologischen und epistemologischen Grundlegungen unverzichtbar, die vor einem guten Jahrhundert aus phänomenologischer, psychoanalytischer und pragmatistisch-semiotischer Perspektive zum Verständnis der intersubjektiven Genese kulturellen Sinns als leiblich-emotionale Praxis geleistet wurden. Sie lehren uns, im triadischen Deutungsprozess binäre Gegenüberstellungen von eigen und fremd, Subjekt und Objekt, Innen und Außen als temporäre, kontextabhängige Positionen aufzugreifen, die gleichwohl Reales zum Ausdruck bringen. Dabei werden Relationen auch als Beziehungen erfahrbar, Assoziationen lassen sich an das vieldeutige, leiblich-emotionale Assoziieren anschließen, Affekte mit dem empathischen Fühlen im Feld vermitteln. All diese Bezüge verweisen ebenso sehr auf kulturelle Gegebenheiten von Diskurs und Macht, wie sie sich gleichwohl erst im dritten Milieu von Begegnung und Erfahrung realisieren. In einer solchermaßen intersubjektiv agierenden und prozessual objektivierenden Ethnografie scheinen mir daher Spiegelfechtereien gegen Subjektivismus und Essenzialismus vielfach entbehrlich.⁷ Umgekehrt gerinnt gerade auch die Beanspruchung von Selbstreflexion und Gegenübertragung leicht zur leeren Ermächtigungspose der Ethnografin oder des Ethnografen, kann daher getrost den psychoanalytischen oder supervisorischen Profis überlassen werden.

6 Stellvertretend sei hier auf die Österreichische Volkskundetagung 2013 und den Tagungsband *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten* verwiesen, in dem ‚das Fach‘ die neue Emotionalisierung der Alltagskulturforschung so vielfältig wie kritisch reflexiv diskutiert (Beitl/Schneider 2016).

7 Zu Tendenzen von Entleiblichung und Entmaterialisierung sowie auch zur Ideologiefähigkeit anti-essenzialisierender Positionen, die nicht mehr zwischen Erfahrung und Diskurs vermitteln wollen, vgl. Eisch-Angus (2019: 511–513), aus der Perspektive eines leibphänomenologischen Feminismus Wehrle (2016: 236–238).

Nicht Untergründiges aufzudecken ist gefragt, sondern eine hermeneutische Aufmerksamkeit⁸ für die multiperspektivischen (Gefühls-)Kontexte alltäglicher Erfahrungsräume, so wie sie im Forschungsprozess aufscheinen und sich in verschriftlichte oder verbildlichte Quellen übersetzen. Diese sind keineswegs auf ‚klassische‘ Feldforschungsmaterialien beschränkt. Zwar ist gerade im Zuge der Covid-19-Pandemie schmerzlich deutlich geworden, dass das räumlich-leiblich situierte In-Beziehung-Treten mehr ist als ein überholtes Feldforschungsparadigma und eben nicht ohne weiteres digital substituiert werden kann (Eisch-Angus 2021a; Lems 2020). Selbstverständlich können jedoch die emotionalen Resonanzen, die in ganz unterschiedliche, mediatisierte oder historische Quellen eingebunden sind, emergent kontextualisierend interpretiert werden. Damit aber bekommt man es unweigerlich mit der Angst zu tun: dann, wenn im ergebnisoffenen Forschungs- und Interpretationsprozess die fortwährende Irritation vorgefertigter Forschungsfragen erst einmal auszuhalten ist, und dann, wenn die Angst in Forschungsdialogen unversehens thematisch wird (und sei es nur in meiner arroganten Angstabwehr als Touristin und Akademikerin, die an der Schwelle zur Pandemie ungewollt einen weiten Raum medialer Angst- und Seuchendiskurse aufmachte).

Liminalität und Liminalitätstheorie – das dritte Milieu im Forschungsprozess

Im Februar 2020 sträubte ich mich zunächst dagegen, nach den Vogel- und Schweinegrippegedenken der 2000er Jahre ein neues Seuchenthema anzugehen. Wie in der Fabel von Hase und Igel hatte ich mir ein gutes Jahrzehnt lang zugemutet, der Zirkulation von Angstnarrativen in meinem eigenen, neoliberal versicherheitlichten Alltag nachzujagen, um immer wieder neu bei der paradoxen Ununterscheidbarkeit von Hype oder Erfahrungsrealität zu landen (Eisch-Angus 2019). Dennoch siegte schließlich die Versuchung, mich auf diese unerwartete, krisenhafte Zuspitzung meiner Sicherheitsthematik einzulassen. Mit dem ersten Lockdown fand ich mich in eine verwirrende Gemengelage von Ängsten und Angstdiskursen geworfen, in der sich die Unwirklichkeit der Pandemie und ihre tödliche Realität, mediale Angstmache und Beruhigungskampagnen, die Überforderungen des Homeoffice und das Genießen einer sonnigen Auszeit, wirtschaftliche Existenzängste und die Sorge um Familienangehörige, Überreglementierung und Chaos, Restriktion und Entgrenzung fortlaufend verschränkten und widersprachen. Dabei machten mir die vielen Schreib- und Sammelaufträge klar, dass ich auf einer Welle autoethnografischer Bewältigungsversuche schwamm (Eisch-Angus

8 Für Peirce entsteht diese hermeneutische Erkenntnis auch als Auseinandersetzung des wahrnehmenden und interpretierenden Menschen mit sich selbst, oder aber als temporäre Verschmelzung zweier getrennter Bewusstseine und Verständnisperspektiven als „that mind, into which the minds of utterer and interpreter have to be fused in order that any communication should take place“ (Peirce 1998: 478). Zur kulturgenerierenden Bedeutung der Autokommunikation vgl. außerdem Lotman (2010a: 31–52).

2021a). Ob Kolleg:innen in diesem März 2020 die „Auflösung gewohnter Routinen und Ordnungen“ als Einfallstor autoritärer Kontrollpolitiken fürchteten oder utopistisch auf „Kreativität und Ideenreichtum“ zur Schaffung neuer Normalitäten hofften, stets schien sich dabei Victor W. Turners alt-anthropologische Theorie von *Struktur und Anti-Struktur* als Blaupause zum Verständnis einer unwirklichen Jahrhundertkrise unserer aller Alltage aufzudrängen (dgv 2020: 14).

Dabei bietet Turners Konzept der Liminalität, zu dem er sich von Arnold van Genneps wildem Entdeckungsparcours durch menschliche Aneignungsweisen von Passage-situationen inspirieren ließ (van Gennep 2005), weit mehr als ein dreistufiges Modell der rituellen Transformation institutioneller Ordnungsstrukturen. In der Weise, in der er Subjektivität, Ambiguität und Vieldeutigkeit als „*Übergangsqualität[en]*“ setzt (Turner 2005: 106)⁹, fokussiert er sozialanthropologisches Denken auf „the period of margin or ‚liminality‘ as an interstructural situation“ – als ein *Betwixt and Between*, und damit als ein drittes Milieu, das Menschen als „interstructural‘ beings“ alltäglich erfahren (Turner 1979: 234). Daraus folgt,

„daß für Individuen wie für Gruppen das Leben eine Art dialektischer Prozeß ist, der die sukzessive Erfahrung von Oben und Unten, *Communitas* und *Struktur*, Homogenität und Differenzierung, Gleichheit und Ungleichheit beinhaltet. [...] In einem solchen Prozeß konstituieren gewissermaßen die Gegensätze einander und sind für einander unerläßlich. [...] Mit anderen Worten, jeder einzelne wird im Laufe seines Lebens abwechselnd mit *Struktur* und *Communitas*, Zuständen und Übergängen konfrontiert.“ (Turner 2005: 97)

So wie Turner den intersubjektiven Mechanismus kultureller Sinnstiftung in eine dynamische Theorie der Interstruktur integriert, so überführt der Kultursemiotiker Jurij M. Lotman den triadischen Zeichenprozess unendlicher Semiose in ein holistisches Modell des kulturellen Raums, der ‚*Semiosphäre*‘ (Lotman 1990: 187). Diese differenziert sich in dialektischen Prozessen heterogenisierender Grenzüberschreitung und ordnungssichernder Grenzziehung fortlaufend aus und bringt neue hybride Sprach-, Deutungs- und Gedächtnissysteme hervor (Lotman 2010a: 166). Dabei lenkt Lotman den Blick auf die Peripherien und marginalisierten Grenzbevölkerungen, die sich dem Dialog mit einem zunächst unverständlichen, fremden Anderen öffnen (von wo aus sie sukzessive auch die entgegengesetzte Rolle normsetzender Machtzentren übernehmen können, Lotman 1990: 293, 2010a: 193). Auf ganz unterschiedlichen – literarischen, mythologischen, alltagsweltlichen – Ebenen beschreibt Lotman eine Bewegung des Übersetzens, Umcodierens und Verstehens, die aus der grenzüberschreitenden Praxis polylingualer Schwellenwesen kommt und im laufenden, relationalen Einbezug neuer Kontexte überhaupt erst Kultur ermöglicht:

9 Siehe auch Szokolczai 2009: 147.

„Es ist ein Mechanismus der Sinngenerierung. Seine Besonderheit liegt unter anderem darin, dass die Natur des Sinns selbst nur aus dem Kontext heraus bestimmt wird, das heißt als Resultat der Hinwendung zu einem weiteren, außerhalb liegenden Raum.“ (Lotman 2010b: 50)

Ich führe Lotman hier nicht nur deshalb ein, weil er uns als Ethnograf:innen lehrt, Kultur und Gedächtnis konsequent aus der prozessualen Veränderung zu denken. Für mich besonders anregend ist, wie er im Spätwerk die Paradoxie des kultur- und erkenntnisgenerierenden Nicht-Orts erschließt, an dem Grenze und Grenzüberschreitung in eins fallen. Er spricht dabei vom „Moment der Explosion“ (Lotman 2010b: 78), der durch ein Krisenereignis ausgelöst werden kann oder auch nur durch eine Irritation, ein Nichtverstehen oder den zerbrochenen Glauben an kausale Ordnungen. Wenn so unversehens Kontinuität und Normalität fraglich geworden sind, öffnet sich ein Schwellenraum unvorhersagbarer Konsequenzen. Dieses Dazwischen ist „gleichsam aus der Zeit ausgeschlossen“ (Lotman 2010b: 78) und „von sprunghaft erhöhter Informativität“ geprägt, von Subjektivität und Affektivität, Vieldeutigkeit und Ungewissheit, Imagination und schöpferischem Handlungspotenzial. Dabei scheint Zukunft auf „als Raum möglicher Zustände. [...] Die Gegenwart ist das Aufblitzen eines noch nicht entwickelten semantischen Raums. Sie birgt in sich potentiell alle Möglichkeiten für zukünftige Entwicklungswege“ (Lotman 2010b: 23). Diese Idee des Möglichkeitsraums, der sich als sozialkulturelle Interaktion, aber auch als Kollision ereignet, teilt Lotman wiederum mit psychoanalytischen und phänomenologischen Ansätzen – und mit Victor Turner:¹⁰

„Liminality may perhaps be regarded as the Nay to all positive structural assertions, but as in some sense the source of them all, and, more than that, as a realm of pure possibility whence novel configurations of ideas and relations may arise.“ (Turner 1979: 236)

Turner wie Lotman geben also, mit Albrecht Koschorke, „begriffliche Werkzeuge an die Hand, um das *Ineinandergreifen strukturierender und entstrukturierender Tendenzen*, ja sogar deren funktionale Verschränkung nachzuvollziehen“ (Koschorke 2012: 119). Für die Ethnografie bedeutet das, dass sich Prozesse gesellschaftlicher Transformation an die Praxis alltäglicher Sinnstiftung rückvermitteln lassen, indem das Krisenhafte, Nicht-Konforme, Veränderliche eben nicht „strukturformalistischen Vorstellungen einer gegebenen statischen Normalität“ untergeordnet wird (Beck/Knecht 2012: 65). Umgekehrt aber sollten explosive Dynamiken nicht von gegenläufigen Tendenzen dichotomisch ordnender Strukturbildung abgekoppelt und damit der ideologie- und machtkritischen Reflexion entzogen werden. In der (Europäischen) Ethnologie dürfte hier das ritualtheoretische Missverständnis Turners eine nicht zu unterschätzende

10 Was z. B. bei Bernhard Waldenfels der „Gedanke einer zwielfichtigen Ordnung [ist], die ermöglicht, indem sie verunmöglicht, die eingrenzt, indem sie ausschließt, die formt, indem sie verformt“ (Waldenfels 2013: 18–19), beschreibt Maya Nadig mit Donald W. Winnicott „als einen potentiellen Raum (potential space), in dem sich Kreativität, Symbole und Differenz, also Kultur und kulturelle Bedeutungen entwickeln können“ (Nadig 2000: 93).

Rolle spielen (Eisch-Angus 2021b: 113). Zu gern wird auf Rituale fokussiert, die doch gerade nicht der Antistruktur zugehörig sind, sondern je schon im Dienst performativer Restrukturierung und damit der Kanalisierung, Vereindeutigung und Entschärfung der polyvalenten Energien liminaler Schwellenzustände stehen. Im Zuge eines (bereits vor Corona behaupteten) Comebacks der kulturanthropologischen Liminalitätstheorie (Horváth et al. 2015: 1) bleibt es vielfach dabei, das, was Turner in den 1960er Jahren am Beispiel von Initiationsabläufen entwickelt hat, auf aktuelle Krisen und Kulturwandelprozesse ‚anzuwenden‘, statt seine Ansätze kulturtheoretisch und methodologisch weiterzudenken oder produktiv gegen den Strich zu lesen.

Wie das Ritual der Liminalität, so treibt die ritualtheoretische Verengung der Liminalitätstheorie den analytischen Biss aus, das Risiko und auch die Angst. Das legt die Frage nahe, inwieweit die kritische Ablehnung, aber auch die affirmative Adaptierung Turners nicht letztlich der Angstabwehr als „affektive Entgiftung angsterregenden Materials“ zuzurechnen sind (Devereux 2018: 115). Oder auch der rituellen Austreibung des kulturell und wissenschaftlich-akademisch Unreinen, das Turner mit Mary Douglas als „a reaction to protect cherished principles and categories from contradiction“ benennt: „The unclear is the unclean“ (Turner 1979: 236). Immerhin ist es ja keine Kleinigkeit, sich auf das einzulassen, was das dritte Milieu des ethnografischen Prozesses an An(gster)regendem bereithält – auf die Unvorhersehbarkeit von Forschungsergebnissen, auf die Grauzonen, Ambivalenzen und Unentscheidbarkeiten alltagsweltlichen Verstehens, auf die Auflösung unserer dichotomischen Bewertungsmuster in gute/kritische/progressive versus schlechte/unpolitische/rückwärtsgewandte Themen, auf die Unvereinbarkeit ethnografischer Offenheit mit sozialwissenschaftlichen Anforderungen, auf die Unwägbarkeiten der Subjektivität, auf Beziehungen und Ängste im Forschungsprozess (Erdheim/Nadig 1988).

Communitas, Agency und narrative Ansteckung

Im Frühjahr 2020 beschrieb der Philosoph Slavoj Žižek das Hereinbrechen der Pandemie als „eine stumpfe und natürliche Kontingenz“, dazu angetan, „permanente Angst und Zerbrechlichkeit in unser Leben“ zu tragen (Žižek 2021: 50). Seither offenbart sich das Virus immer unabweisbarer als ein absolutes Anderes und Fremdes, dem kein Sinn abgerungen werden kann und das uns mit seinen Zufallsmutationen vor sich hertreibt. Damals aber erlebten wohl die meisten einen Turner’schen Schwellenzustand, der, wie auch immer, zu neuen Ufern gesellschaftlicher Normalisierung führen müsse. Hier lohnt es sich, die „affective fields“ der Pandemie (Svášek 2020) noch einmal aus der ernüchterten Perspektive der normalisierten Krise von 2021 und Anfang 2022 ethnografisch zu betrachten: „Wir schlittern in einen Ausnahmezustand hinein, den wir nur widerwillig annehmen wollen“, tippte ich am 13. März 2020 nach einem Kaffeegespräch an unserem Grazer Institut. „Ich bin erschöpft, müde.“ Die atemlos ineinandergeschachtelten Forschungsnotizen, mit denen ich in der Woche vor dem ersten österreichischen

Lockdown den Ereignissen hinterherschrieb, spiegeln, wie sich zwischen Live-Tickern, politischen und medizinischen Radiomeldungen, bürokratischen Ansagen, administrativem Aufarbeiten, digitalem Umplanen, Reise- und Veranstaltungsabsagen die Zeit zu beschleunigen, zu verlangsamen, stillzustellen, in sich zu verwirren schien.

Dem, was nun Pandemie heißt, eilen Gerüchte der Schließung der Universität, gar einer nationalen Ausgangssperre voraus. „Wer weiß, alles ist möglich“, meint Kollege Arthur, während Helga ein ‚Vorher‘ und ‚Nachher‘ absteckt, von dem niemand weiß, was dazwischen liegen wird:¹¹ „Es wird nachher vieles gehen, was bisher überhaupt nicht ging!“ Inzwischen verdichten sich die Widersprüche. Täglich wechselnde Regelungen kommen so unbedingt wie unzuverlässig daher und stellen Lehre und Weiterarbeit infrage; die Lebenswichtigkeit virologischer Informationen entspricht ihrem inflationären Gültigkeitsverlust. Während unser gewohnter Alltag zerfällt, beginnen wir – studentische, administrative, wissenschaftliche Institutsmitarbeiter:innen – zu reden und uns kleine Normalitäten im Ausnahmezustand zu schaffen.

Am Mittag desselben Tags beschrieb ich das Kommen und Gehen in der Teeküche:

„Unser Thema ist bei jeder Person, die neu dazukommt: Ob wir nächste Woche überhaupt noch hierherkommen können?“ Sophie hat die leeren Supermarktregale fotografiert, wir Älteren kommentieren mit Gedächtnisbildern der Nachkriegszeit und aus Ostblockländern, die dem Hamstern knapper Lebensmittel kulturellen Sinn verleihen. „Gerade habe ich von der neuen Dekansmail erzählt, wonach Dienstreiseanträge grundsätzlich nicht mehr genehmigt werden [...]. Helga: Das war um die Zeit, als die Meldung vom ersten Toten in Wien gekommen ist. [...] Linda schnell: ‚Hoffentlich hat mein Freund das noch nicht gelesen!‘“ Wir stellen uns also eine Choreografie von Ereignissen und Entscheidungen vor, in die wir medial eingebunden sind, die uns alle betreffen und die wir als synchron vernetzt und zugleich zeitversetzt erleben. Wir halten uns gegenseitig auf dem Laufenden und versuchen gleichzeitig, uns und die Angehörigen zuhause aus dem viralen Sog dieser angstmachenden Informationsflut herauszuhalten, wissend, dass dies nicht gelingen kann. Die eigene Angst meint die Angst der anderen: „Ich bin froh, dass wir hier alle so normal sind, mir tun die leid, die nun so hysterisch werden“, so und ähnlich höre ich es mehrmals in diesen Tagen. (FN 13.03.2020)

Eine Woche lang entstand in unserer Teeküche das, was Turner *Communitas* nennt (Turner 2005): eine mit intensivierter Emotionalität erlebte Gemeinschaftlichkeit, die außerhalb von Struktur und Autorität einen Freiraum der Vergewisserung im Ungewissen schafft. Die kleine Szene am Mittagstisch der Teeküche, nicht privat und doch nicht dienstlich, verdeutlicht, wie das Konzept der *Communitas* den intersubjektiven Beziehungsraum auf eine liminale Kommunalität sozialer Gruppen hin erweitert. Auch hier spielen leiblich-affektive Verbundenheit und restrukturierende Verständigung ineinander: Angst und Ungewissheit können als Wir-Erfahrung sozialisiert und in kommunikatives Gedächtnis überführt werden, performative Praxis und diskursive

11 Alle Namen sind pseudonymisiert.

Sinngebung fließen zu neuer Agency zusammen und ermöglichen ein Stück Normalität im Unnormalen. Nicht von ungefähr dominierten die leiblichen Verrichtungen (Essen, Schlafen, Wohnen, Bewegung) im Verbund mit den körperbezogenen Reinigungsriten der Pandemiebewältigung (Händewaschen, Desinfizieren, Maskentragen) die Erfahrung des ersten Lockdowns.

Während Helga stolz darauf ist, gerade noch die letzte Packung Klopapier im Supermarkt ergattert zu haben, zeigt Marie auf dem Smartphone ein australisches Witzposter herum über „die Idioten, die denken, sie müssten Klopapier horten“. Es sind die Männer, die sich über Klopapier aufregen, darauf einigen wir Frauen uns lachend. Eine bekam von ihrem Mann vorgerechnet, dass man Klopapier kaufen müsse für den Fall, in Quarantäne zu kommen. Wir spinnen eine absurde Logik weiter: „Wenn er in Quarantäne muss, und ich Kontakt mit ihm habe, bin ich auch zwei Wochen in Quarantäne, dann gehe ich wieder raus, reiche einer unbekannt Person die Hand und bin wieder in Quarantäne. Deshalb braucht man Klopapier!“ (FN 12.03.2020)

Im widersprüchlichen Umgang mit der globalen Klopapierthematik gelang es, ambivalente Krisenängste performativ anzuerkennen – die Zumutungen der explodierenden Krise in handelnde Sorge um Vorratshaltung zu überführen, während kulturelle Ängste um Intimität, Schmutz und Infektionsgefahr im Medium des Toilettenpapiers materialisiert und imaginativ auf die Spitze getrieben wurden.

Ich ernte Lachstürme, als ich Linda beim Fertigmachen einer Postsendung spontan frage: „Was ist, wenn wer da hineinhustet?“ In den folgenden Tagen bricht immer wieder Lachen bei der Vorstellung ansteckender Briefbomben aus, während unter den Sekretärinnen die Geschichte die Runde macht, ich hätte als Institutsleiterin angeordnet, in Briefumschläge zu husten. (FN 13.03.2020)

Bekanntlich sind Liminalität und *Communitas* eng an die Verkehrung und temporäre Aufhebung hegemonialer Rollen geknüpft: So wie unsere Witzeleien um Klopapier ganz nebenbei die Geschlechterspannung um männliche Wissenschafts- und Rationalitätsbehauptungen zur Sprache brachten, gelang mit dem Corona-Topos des absichtlichen Anhustens eine karnevaleske Revanche gegen institutionelle Hierarchien. Zwischen Angst, Humor und kreativer Imagination wird hier das Erzählen als zentrale Praxis der Re-Semiotisierung und Re-Sozialisierung sprachloser Angsterfahrungen in einer *Communitas* gleich fühlender Menschen sichtbar.

Dennoch: So wie uns zu diesem Zeitpunkt keineswegs klar war, ob Coronaviren nicht doch über den Postweg verbreitet werden können, lässt das befreiende Lachen weder Macht, Moral noch die Angst verschwinden, die in die Narrative um Covid-19 eingelassen sind. Dabei sind der Witz und das Gerücht nicht die einzigen Erzählformen, die ihre narrative Energie aus der ambivalenten Spannung von Gemeinschaftlichkeit und Angst beziehen. Im Frühjahr 2020 sorgte das (wohl durchaus wahre) Narrativ des aus Krankenhäusern gestohlenen Desinfektionsmittels nicht nur in unserer Teeküche für Empörung, sondern verband als eine Art Wandersage europäische Öffentlichkeiten zu

einer moralischen *Communitas*. Ganz offensichtlich bezog sich die reinigende, jedoch bedrohte Kraft des Desinfektionsmittels nicht nur auf die todbringende Infektionsgefahr des Virus. Im Weitererzählen ging es auch um soziale Selbstvergewisserung durch projektives *Othinging*, um sichernde Agency durch die performative Austreibung eines fragwürdigen Anderen über die Grenzen der eigenen *Wir-Gruppe*:

Während in der Öffentlichkeit die Infektionsangst steigt, ist Desinfektionsmittel knapp geworden; das Chemieinstitut gibt es rationiert an die anderen Institute ab. Am 12. März stehen davon zwei große Apothekerflaschen auf unserem Tisch. Brauchen wir das, tut es nicht auch das Händewaschen? Helga empört sich über einen Hamsterkäufer, den sie beim Vollladen seines Autos mit Desinfektionsmittel beobachtet hat. Ingrid hat gehört, dass Menschen Desinfektionsmittel aus Krankenhäusern stehlen würden – von derselben Geschichte habe ich aus den BBC News erfahren (BBC 2020). Irmgard schließlich verortet die Geschichte aus der Perspektive von Augenzeuginnen in einem hiesigen Krankenhaus, wo ihre Töchter arbeiten. Ausgerechnet dort, wo gesellschaftliche Angst der tödlichen Realität der Krankheit begegnet, würden Besucher:innen Handdesinfektionsmittel abfüllen oder gleich den ganzen Spender mitnehmen. Wer tut so etwas? (FN 12.03.2020)

Alltägliche Erzählungen wie diese stellen eine Art heuristisches Bindeglied zwischen der intersubjektiven Mikroebene und dem gesellschaftlich-kulturellen Makro-Raum dar.¹² Entsprechend hat Lotman in seinem Frühwerk die Narration als Analyseebene erschlossen, auf der sich die interstrukturelle Dynamik von Norm und Normübertretung paradigmatisch in Szene setzt (Eisch 1996: 86–90; Lotman 1972): Ein unvorgesehenes Krisenereignis, die verbotene Grenzüberschreitung einer beweglichen Figur lassen eine ereignislose Beschreibung zur Erzählung werden und öffnen imaginative Schwellenräume, die durch überraschende Handlungsmöglichkeiten, aber auch unbestimmte Bedrohungen gekennzeichnet sind.

Diese Potenzialitäten werden im erzählerischen Austausch zwischenleiblich geteilt, intersubjektiv gedeutet und sozial aufgefangen. Solange jedoch die erzähl-auslösenden Verunsicherungen nicht ausgeräumt werden, reproduziert sich die in die Erzählstruktur eingelassene Ambivalenz in immer neuen Unsicherheitsgeschichten, ebenso wie sich soziale *Communitas* immer neu beweisen muss. Auf diese Weise wirkt das alltägliche Erzählen eben nicht nur gemeinschaftsstiftend, sondern betreibt im Wechsel medialer und alltagskommunikativer Vermittlung meist ungewollt das gouvernementale Geschäft der viralen Ansteckung mit der Angst.

12 Hier lohnt der Blick auf die volkskundliche Erzählforschung, und insbesondere die Sagenforschung, die bereits früh die alltagskommunikative Zirkulation von Angst und die suggestive Durchsetzung moralischer Anforderungen in ‚kleinen Formen‘ oder Mininarrativen in den Blick genommen hat (Eisch-Angus 2019: 421–432). Beispielsweise spielt auch bei Max Lüthi im narrativen „Einbruch eines Unfaßbaren in unsere geordnete Welt“ das Moment der Unbestimmtheit eine zentrale Rolle (Lüthi 1965: 12).

Affekt, Macht, Paranoia. Der gouvernementale Ausnahmezustand

In seiner philosophischen Polemik zur Pandemie führt Žižek solche Mechanismen „der Verbreitung affektiver Infektionen“ (Žižek 2021: 67) direkt auf das Wesen von Viren und damit ebenfalls auf einen „Zusammenfall der Gegensätze“ zurück. Viren seien weder Lebewesen noch bloße chemische Materie, sie sind „gewissermaßen untot. Durch den Trieb, sich zu reproduzieren, ist ein Virus lebendig“ (Žižek 2021: 66). Davon ausgehend erklärt Žižek die „Infektion“ zur anthropologischen „Grundkategorie [...] Ein menschliches Subjekt ist ein passives und leeres Medium, das von affektbeladenen kulturellen Elementen befallen wird, die sich von Individuum zu Individuum verbreiten [...]“ (Žižek 2021: 67). Diese Analogie mag weit hergeholt sein, scheint mir aber für meinen Gedankengang dennoch in dreierlei Hinsicht aufschlussreich: Zunächst lässt sich aus Žižeks Idee die von Lotman beschriebene Genese von Vielsprachigkeit und Kultur aus dem antagonistischen Moment der Explosion herauslesen.¹³ Schaut man jedoch auf die affektiv-angstbesetzte Getriebenheit des Menschen, der im sinnlosen Versuch, seinen Parasiten zu überwinden, fortlaufend Kopfgeburten produziert, kommt eine eher ungesunde Version unendlicher Semiose in den Blick: Davon sprechen gerade auch die viral zirkulierenden Coronanarrative, die sich in infiniten Feedbackblasen im virtuellen Raum vervielfältigen – ich werde darauf noch zu sprechen kommen. Zieht man schlussendlich Foucaults frühe Gouvernementalitätsanalysen heran, die immer wieder um Kontrolle und Zirkulation epidemischer Ansteckungsgefahren kreisen, wird deutlich, dass solche Assoziationen gesellschaftlich-politischer Konstellationen mit Angst, Leiblichkeit und Seuchenprävention mehr als bloß metaphorisch sind (Foucault 2006a: 100–101). Vielmehr verweisen sie auf einen Grundwiderspruch ‚gouvernementalen‘ Regierens, das den Menschen als biopolitische Masse und zugleich als angstgetriebenes, suggestiv ansprechbares Subjekt zurichtet. Foucault führt entsprechend die affektive Virulenz diskursiver Verunsicherungen zurück auf

„das Erscheinen, das Auftauchen, die Invasion alltäglicher Gefahren, die ständig von dem belebt, aktualisiert und in Umlauf gesetzt wurden, was man die politische Kultur der Gefahr des 19. Jahrhunderts nennen könnte. [...] Es gibt alle Arten von Kampagnen, die sich um Krankheit und Hygiene kümmern. [...] Überall sieht man diese Aufstachelung der Angst vor der Gefahr, die gewissermaßen die Bedingung, das psychologische und innere kulturelle Korrelat des Liberalismus ist.“ (Foucault 2006b: 101–102)

13 Koschorke führt diesen Gedanken mit Lotman kommunikationstheoretisch weiter: „Unbestimmtheit ist bei ihm keine Eigenschaft künstlerischer und empirischer Phänomene, sondern Effekt der kommunikativen Struktur. Jeder Zeichentransfer, jede kulturelle Kommunikation, sogar jede Verständigung enthält einen Rest, der nicht ‚aufgeht‘, der mehrdeutig und vage bleibt. [...] Jeder kommunikative Akt erzeugt einen Überschuss von Möglichkeiten, und es ist gerade der Mangel an Kalkulierbarkeit, das Überborden der Unordnung über die Ordnung, der kulturelle Elastizität und damit sozialen Fortbestand sichert“ (Koschorke 2012: 125).

Voraussetzung ist bei Foucault ein machtpolitischer Paradigmenwechsel von den disziplinarischen Kontrollmechanismen des 19. Jahrhunderts zur Dominanz des in sich widersprüchlichen Dispositivs der Sicherheit. Damit aber wird selbst noch die Paradoxie totalisiert: Während unentwegt neue Risiken aufgerufen werden, gilt die Zielvorgabe absoluter Sicherheit. Damit soll eine unauflösliche Angst zugleich ein- und ausgeschlossen werden. Sie wird als ein nicht mehr aufhebbarer Schwellenzustand alltäglich erfahrbar und korrumpiert damit die sinnstiftende und kulturschaffende Potenzialität und Unbestimmtheit des ‚dritten Raums‘. Auf diese Weise geraten in der neoliberalen Risiko- und Kreativitätsgesellschaft die liminalen Qualitäten von Emotion und Leidenschaft, Beschleunigung und Diskontinuität, Krise und Ungewissheit zum normativen, ökonomisch kalkulierbaren Soll – das gleichwohl keine feste Ordnung und keine Beruhigung finden darf (Eisch-Angus 2019: 32, 2021b: 85). Damit aber weicht die interaktive Wechselbezüglichkeit von ordnungssichernder Grenzziehung und ihrer widerständigen Überschreitung – von Struktur und Communitas – deren machtvoll verordneter Gleichzeitigkeit; alltagsweltliche Widersprüche werden verabsolutiert, anstelle in ihren jeweiligen Kontexten geklärt und in neue Normalität überführt zu werden.

Wie hierbei der produktive Möglichkeitsraum alltäglicher Lebenswelt mit permanentem Risiko aufgeladen wird, erinnert an die von Ulrich Bröckling beschriebene Figur des unternehmerischen Selbst, das sich in emphatischem Freiheits- und Risikobewusstsein selbst erschaffen und zugleich bis in alle privaten Winkel hinein optimieren und kontrollieren (lassen) soll (Bröckling 2007: 22, 2020: 6). Im Frühjahr 2020 machte Bröckling eine Zuspitzung und zugleich eine präventive Wendung dieser Subjektivierungslogiken unter den Vorzeichen der pandemischen „Dispositive der Angst und Sorge“ aus (Bröckling 2020: 8): „Die inverse Optimierung im Zeichen des Lebensschutzes (immer bezogen auf die eigene Bevölkerung) wendet das Regime der Steigerung ins Negative: Handle stets so, dass Dein Handeln die Ansteckungswahrscheinlichkeit verringert.“ Indem die staatliche Disziplinarmacht z. B. mit Kontakttracking-Apps auf die Selbstverantwortlichkeit der Individuen setzt, „wächst der Druck auf die Nutzer, sich selbst zugleich als Gefährdete und Gefährder zu begreifen“ (Bröckling 2020: 9).

Auf besonders plakative Art geriet in Österreich ab März 2020 mit der Regierungskampagne „Schau auf dich, schau auf mich. Gemeinsam schützen wir uns“ die Selbstsorge zur nationalen Pflicht. Als am Sonntag, dem 15. März 2020 die Wiener Bundesregierung eine landesweite Ausgangssperre verhängte und die Uni Graz über Nacht ihr Personal ins Homeoffice schickte, waren nicht nur die Möglichkeiten informellen Austauschs an unserem Institut radikal beschnitten. Vor allem wurde die produktive Ambivalenz des zwischenleiblichen Begegnungsraums einem nicht mehr auflösbaren Verdacht unterworfen, der den eigenen wie den Körper der anderen im Dienst seines Schutzes als lebensbedrohliche Gefahrenquelle brandmarkt. Dieses Paradox galt es in den folgenden Wochen und Monaten als moralische Anforderung sozialen Umgangs zu internalisieren und einzukörpern: Wir alle haben erlebt, wie zwischen dem Gebot sozi-

aler Distanzierung, den intimen Nähebedürfnissen der Familienarbeit, den Verunsicherungen sozialer Communities, beruflichem Leistungsdruck und sich überschlagenden Regelungen die Widersprüche steigen, sich im digitalen Möglichkeitsraum exponentiell vervielfältigen und einen Verantwortungsdruck erzeugen, bei dem es um nichts als banalen Alltag, und dabei stets ums Ganze, um das Leben geht.

Solchermaßen alltäglich handeln zu müssen, wenn jede Entscheidung je schon die falsche ist, lässt sich mit dem Anthropologen und Psychoanalytiker Gregory Bateson als Double Bind beschreiben, das aus der paradoxen Verstrickung intersubjektiver Bedürfnisräume resultiert und mit tiefer Angst einhergeht (Bateson 2017: 270–301). Obwohl längst nicht alle Menschen die Infektion mit dem Virus fürchten, geht in einer Atmosphäre irrealen Risikos eine unbestimmte, moralisch aufgeladene Angst um, die gleichwohl an ganz reale Alltagsorgen um Körper, Familie, Existenz andockt. Dabei ist schwer zu unterscheiden, was innere Nöte, realweltliche Notwendigkeiten und gesellschaftlich induzierte Ängste sind. So kommt es (und das macht mit Mario Erdheim und Freud¹⁴ die disziplinierende Funktion gesellschaftlicher Institutionen aus) „zu einer Fusion von inneren und äußeren Ängsten, die – da das angsterregende [und machtausübende] ‚Objekt‘ nicht mehr ortbar ist – das Individuum lähmt und beherrschbar macht“ (Erdheim 1988b: 343)¹⁵.

Während gesellschaftlich-institutionelle Macht immer weniger greifbar ist, unsichtbar und unkalkulierbar wie ein Virus, werden unsere Alltage und intimen Innenwelten von der Erfahrung eines auf Dauer gestellten Ausnahmezustands erfasst. Angst, Moral und die Bedürfnisse sozialer Communitas verschmelzen zu einem widersprüchlichen Konglomerat, das kaum mehr dialogisch geklärt werden kann. Diese Erfahrung totalisierter Paradoxie in gegenwärtigen Alltagen ist untrennbar mit zeitgenössischen Qualitäten gesellschaftlicher Macht verbunden. Deshalb möchte ich noch eine weitere philosophische Idee bemühen, nämlich die eines „permanenten Ausnahmezustand[s]“, den Giorgio Agamben 2003 als politisch-juridische Praxis des 20. Jahrhunderts abgeleitet hat (Agamben 2017: 102).¹⁶ Wie sich in diesem normalisierten Schwellenzustand die an sich unvereinbaren Geltungsansprüche von ‚Leben‘ und ‚Gesetz‘ aufeinander berufen und ineinander verklammern, zeigt sich in der globalen Seuche im Wortsinne als „eine Zone der absoluten Unbestimmtheit zwischen Anomie und Recht, in der Rechtsordnung und kreatürliche Sphäre in ein und dieselbe Katastrophe verwickelt sind“ (Agamben

14 Was Sigmund Freud 1921 in seiner Schrift *Massenpsychologie und Ich-Analyse* unter dem Eindruck von Erstem Weltkrieg und vaterländischer Führerideologie entwickelte, erreicht im Ukraine-Krieg eine erschreckende Aktualität, erlaubt aber auch eine Annäherung an scheinbar antagonistische Wirkungsweisen subjektivierter Macht in Pandemie und Krieg (Freud 1999).

15 Siehe dazu Eisch-Angus 2021b: 75–79.

16 Ich unterscheide diesen Gedanken von Arpad Szokolczais These einer *permanent liminality*, die er als Reduktion, Missverständnis oder Banalisierung sozialer Erfahrung in der Moderne beschreibt (Szokolczai 2009: 162–165).

2017: 69).¹⁷ Zum pandemischen Ausnahmezustand passt auch Agambens Moment der „Dringlichkeit“ (Agamben 2017: 102), deren ansteckender Emotionalität wir uns kaum entziehen können. Das aber bedarf nun doch noch einmal der Konkretisierung aus meinem Corona-Forschungstagebuch:

„Ich habe keine Angst, [...] das ist alles Blödsinn“, höre ich Mitte August im Zug zwischen Graz und Wien einem Bahnreisenden zu, der laut in sein Handy agitiert. „Die wollen uns impfen“, sagt er, „gegen eine Krankheit, die es nicht gibt [...], meine Ex-Frau ist Ärztin“. Eine Impfpflicht sei „ein invasiver Eingriff am Körper“ und verfassungsrechtlich angreifbar. „Das ist eine Gefahr für die Menschheit“, die im Parlament und auf der Straße zu verhindern sei, gerne auch durch Mobilisierung von FPÖ-Mitgliedern. „Ich kenne mich medizinrechtlich gut aus“, betont er, „ich war Versicherungsmakler“.

(FN 13.08.2020)

Allein schon die Ungeniertheit, mit der der Fahrgast im August 2020 mit rasselndem Atem und ohne Mundschutz Agambens Beschreibung des Ausnahmezustands in Szene setzte, empfand ich als angsterregend; dies erst recht, als im darauffolgenden Herbst die Nachrichten rechtsextremer Anti-Corona-Demonstrationen in Wien durch die Medien gingen. Hier wird die Situation der Gegenwart wohl am greifbarsten: darin, wie sich in den Pandemiediskursen populistische und liberalistische Macht- und Freiheitsansprüche verbünden, wie die Grenzen zwischen politischen Lagern, zwischen öffentlichen, privaten und körperlich-intimen Sphären, vor allem aber zwischen Fiktion und Wahrheit verschwimmen (Agamben 2017: 102), wie Angst und Angstabwehr sich vermischen und all diese Widersprüche in den Sozialen Medien zur liminalen Dauerexplosion kommen.¹⁸ Zugleich ordnet sich die Bahnszene einem gesellschaftlichen Schlagabtausch um Recht und Wahrheit, Vernunft und Emotion, Fakt und Fake ein – und darum, wessen Angst real oder aber ‚geschürt‘ ist.

Als kritische Akademikerin (und als solche positionierte ich mich ja zu Beginn der Pandemie) bin ich rasch dabei, den rechten Agitator demselben verschwörungstheoretischen Lager einzuordnen wie Luise, eine alternativ gesinnte junge Frau. Ende März 2021 erschien sie mit Fieber und Halsschmerzen an ihrem Arbeitsplatz. Als ich sie darauf ansprach, verwickelte sie mich in aufgeregte Darlegungen, warum sie sich keinesfalls impfen oder auch nur testen lassen würde, sie sandte mir wissenschaftsrationalistische Beweisführungen gegen falsche „Corona-Zahlen“, das „System“, die „Pharma-Lobby“ und die Schulmedizin und verknüpfte atemlos Medienkontrolle und Politik, „die Zusammenhänge zwischen allem“, mit kosmologischer Apokalyptik (FN 31.03.2021). Damit nun erinnerte sie mich an kulturwissenschaftliche Analysen eines ‚paranoischen‘ Verschwörungsdenkens, die bereits vor Corona mit dem Ziel wiederaufgenommen wur-

17 Damit folge ich keineswegs Agambens aufgeregter Proklamation eines Zustands des nackten Lebens in der Anfangsphase der Pandemie (Agamben 2020; Žižek 2020: 71).

18 Aktuell bringt diese Entwicklungen Klaus Ottomeyer (2022: 215–251) auf den Punkt.

den¹⁹, gesellschaftliche Angstnarrationen jenseits psychopathologisierender Individualisierung zu verstehen (Ebner et al. 2016a). Anfang 2022 scheint uns allen geläufig, was gemeint ist mit einem von Angst, Macht und „der Angst vor der Macht der Medien“ besessenen Denken (Ebner et al. 2016b: 10). Hier mahnen Timm Ebner und seine Mitautor.innen einen zweiten Blick an: „Die Paranoia ist jedoch keine Unvernunft, sie ist die exzessive Verschaltung unterschiedlicher Relationen“ (Ebner et al. 2016b: 11). Dies bedeute anzuerkennen,

„dass die Paranoia immer schon im Überblendungsbereich des Fiktualen und des Fiktionalen operiert, mehr noch, dass sie eine intrinsische Sensibilität für die Wirkmacht narrativer Welterschließung aufweist, die eine klare Unterscheidung von Realität und Konstruktion, Wahrheit und Manipulation radikalisiert und zugleich in die Aporie führt.“ (Ebner et al. 2016b: 13)

Damit sind wir mitten im beschriebenen liminalen Überschlag von Übersignifikation und Paradoxie. Aus dieser Situation heraus ist der Versuch verständlich, Angst und Unbestimmtheit aus dem Eigenen auszuschließen und als böse Macht zu veräußern, allerdings macht man damit nur immer neue narrative ‚Infektionsherde‘ mit immer neuen Ängsten auf. Diesem Sog vermochte ich mich so schwer zu entziehen wie Luise kaum mehr aufhören konnte, mir ihre Weltansicht aufzudrängen. Ihre Angst vor institutioneller Fremdkontrolle vermischt sich darin mit der moralischen Verpflichtung zur Selbstbestimmtheit; indem sie sich selbst mit den Kräften von Geist und Natur heilt, rettet sie die Welt. In meiner Nachschrift im Forschungstagebuch sind ihre Ausführungen von einer widersprüchlichen, monumentalen Angst dominiert:

Nicht einmal einkaufen würden wir ohne Tests können, prophezeit Luise. Kontrolle aber ist Angst, und Angst komme aus dem Inneren, erklärt sie mir. Es ist die Angst vor sich selbst, die uns gleichwohl seit Jahrtausenden in Schach halte. Die Angst als „der größte Feind der Menschheit“, die in Corona mit Millionen Angsttoden ihren Höhepunkt erreiche. (FN 31.03.2021)

Hinter dieser universalistischen Überwältigung tritt nur mühsam Luises bängstigende Krankheitsanfälligkeit seit ihrer Kindheit zurück. Wie sie aber auch mich auf die Seite der kontrollierenden Allmacht stellt und der Angstmache bezichtigt, macht deutlich, dass es um weit mehr geht als um eine Verschiebung persönlicher Infektionsängste. Der Ausnahmezustand, den Luise und ich zwischenleiblich erlebten und intersubjektiv inszenierten, ist zu einem unentrinnbaren Kampf geworden, der nicht nur unserer ist.

„Ich lasse mich da nicht hineinziehen!“ wehrt sie sich. „Erst anschließend merke ich, wie mir das Erschrecken, eine Angst – ihre Angst? – in den Knochen sitzt“, schreibe ich ins Forschungstagebuch. (FN 31.03.2021)

19 Das Schlagwort eines paranoiden Stils politisch-medialer Öffentlichkeiten wurde 1964 von Richard Hofstadter geprägt (Hofstadter 1996).

Hier kann auch ich nicht mehr unterscheiden, von wem, aus welchem Innen oder Außen diese Angst kommt und worauf sie sich bezieht. Und macht nicht die Angewiesenheit auf medizinisches Faktenwissen, das gleichwohl stets aufs Neue seine mediale Machthaltigkeit und Fiktionalität beweist, die Realität der Pandemie aus? Erleben wir nicht alle die infektiöse Vervielfältigung pandemischer Alltagsängste, umso mehr wir sie rationalisierend in ihre Schranken zu weisen versuchen?

Hier halte ich inne und frage, was eine intersubjektiv orientierte Ethnografie an Sinnstiftung zu leisten vermag, ohne selbst die Kreisläufe der Ansteckung weiterzutreiben, das Rad exzessiver Selbstreferentialität weiterzudrehen. Dabei meine ich, dass die Möglichkeiten ethnografischen Verstehens gerade in der Bereitschaft liegen, sich infizieren und irritieren zu lassen. Immerhin führen alltagskommunikative Paradoxien nicht nur in krankmachende Double-Bind-Erfahrungen, sondern werden auch als Voraussetzung für kreative Weltaneignung gebraucht (Bateson 2017: 361). Ebenso wichtig ist es jedoch, mit Agamben, „sich im Anhalten der Maschine zu üben“ (Agamben 2017: 102) und die Vieldeutigkeiten und Vermischungen des Ausnahmezustands in empirisch verankertes, kontextsensitives Wissen zu überführen (Willis 1980: 93). Eine reflexive ethnografische Hermeneutik des entgrenzten Ausnahmezustands der Gegenwartsgesellschaft muss vieles neu denken, das ‚real life‘ im Digitalen ebenso wie die fließenden Übergänge zu nichtmenschlichen Subjektivitäten, und, immer wieder, das eigene Verfangensein in Angstabwehr und Totalisierung. Dabei aber rede ich nicht dem heroischen Pathos das Wort, mit dem Sloterdijk 1986 riet, die Paradoxien der katastrophalen Moderne im Modus der Panik als „Selbsterfahrung“ auszuhalten (Sloterdijk 1987: 68).²⁰ Als Ethnograf:innen können wir es besser: den Spuren von Angst, Macht und Krise empathisch in die Interaktionsräume des Alltags folgen, um von dort zu neuen Verortungen zu kommen – und vice versa.

Literatur

- Agamben, Giorgio. 2017 [2003]. *Ausnahmezustand*. 7. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Agamben, Giorgio. 2020. Nach Corona: Wir sind nurmehr das nackte Leben. *Neue Zürcher Zeitung*, 18. März. Zugriff 13.09.2020. <https://www.nzz.ch/feuilleton/giorgio-agamben-ueber-das-coronavirus-wie-es-unsere-gesellschaft-veraendert-ld.1547093#back-register>.
- Anders, Günther. 1987. „Die Atomkraft ist die Auslöschung der Zukunft.“ Ein Gespräch mit Günther Anders. In *Psychologie heute. Thema Zukunft: Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?*, 7–19. Weinheim und Basel: Beltz.
- Bateson, Gregory. 2017 [1972]. *Ökologie des Geistes. Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. 12. Aufl. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bauman, Zygmunt. 2006. *Liquid Fear*. Cambridge: Polity Press.

20 Vgl. dazu auch mein Zwiegespräch mit Albert Camus zur Figur des ‚absurden Selbst‘ (Eisch-Angus 2019: 588–608).

- BBC. 2020. Coronavirus: Visitors steal hand sanitiser gel from hospital. *BBC News*, March 6. Accessed April 29, 2021. <https://www.bbc.com/news/uk-england-northamptonshire-51771584>.
- Beck, Stefan, und Michi Knecht. 2012. Jenseits des Dualismus von Wandel und Persistenz? Krisenbegriffe der Sozial- und Kulturanthropologie. In *Krisen verstehen. Historische und kulturwissenschaftliche Annäherungen*, hrsg. von Thomas Mergel, 59–76. Frankfurt am Main: Campus.
- Beck, Ulrich. 1986. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beitl, Matthias, und Ingo Schneider. 2016. *Emotional Turn?! Europäisch ethnologische Zugänge zu Gefühlen & Gefühlswelten. Beiträge der 27. Österreichischen Volkskundetagung in Dornbirn vom 29. Mai –1. Juni 2013* (= Buchreihe der Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde, Neue Serie, 27). Wien: Österreichischer Verein für Volkskunde.
- Bröckling, Ulrich. 2007. *Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform*. Berlin: Suhrkamp.
- Bröckling, Ulrich. 2020. Optimierung, Preparedness, Priorisierung. Soziologische Bemerkungen zu drei Schlüsselbegriffen der Gegenwart. *Soziopolis. Leben beobachten*, 13. April. Zugriff 13.05.2021. <https://www.sozio.polis.de/optimierung-preparedness-priorisierung.html>.
- Brudzińska, Jagna. 2005. *Assoziation, Imaginäres, Trieb. Phänomenologische Untersuchungen zur Subjektivitätsgenesis bei Husserl und Freud*. Phd Diss., Universität Köln. Zugriff 11.04.2021. <https://core.ac.uk/download/pdf/12010558.pdf>.
- Bude, Heinz. 2014. *Gesellschaft der Angst*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Clifford, James. 1993 [1983]. Über ethnographische Autorität. In *Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation*, hrsg. von Eberhard Berg, und Martin Fuchs, 109–157. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Devereux, Georges. 2018 [1967]. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Gießen: Psychosozial-Verlag.
- dgv Informationen. 2020. Alltag in der Krise. Kulturwissenschaftliche Notizen. *dgv Informationen. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* 129, 1: 14–15.
- Ebner, Timm, Rupert Gaderer, Lars Koch, und Elena Meilicke. 2016a. *Paranoia. Lektüren und Ausschreitungen des Verdachts*. Wien, und Berlin: Turia+Kant.
- Ebner, Timm, Rupert Gaderer, Lars Koch, und Elena Meilicke. 2016b. Es gibt keine Paranoia. In: *Paranoia. Lektüren und Ausschreitungen des Verdachts*, hrsg. von Timm Ebner, Rupert Gaderer, Lars Koch, und Elena Meilicke, 7–21. Wien, und Berlin: Turia+Kant.
- Eckert, Judith. 2019. *Gesellschaft in Angst? Zur theoretisch-empirischen Kritik einer populären Zeitdiagnose*. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839448472>
- Eckert, Judith, und Susanne Martin. 2020. *Angst - Ursache und Folge gesellschaftlicher Spannungen?* Abstract zum Vortrag und zur Adhoc-Gruppe auf dem 40. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie vom 14.–24. September 2020.
- Eisch, Katharina. 1996. *Grenze. Eine Ethnografie des bayerisch-böhmischen Grenzraums*. München: Bayerische Akademie der Wissenschaften.
- Eisch-Angus, Katharina. 2019. *Absurde Angst - Narrationen der Sicherheitsgesellschaft*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-20111-1>
- Eisch-Angus, Katharina. 2020. Was forschen wir? Perspektiven kontextuellen Forschens zum östlichen Europa. Einfälle und Ausblicke einer Grenzgängerin. In *Jahrbuch kulturelle Kon-*

- texte des östlichen Europa 2019*, hrsg. von Katharina Eisch-Angus, Sarah Scholl-Schneider, und Marketa Spiritova, 33–77. Münster, und New York: Waxmann.
- Eisch-Angus, Katharina. 2021a. Topos Corona. Zur Krise der Alltagsethnografie. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 124/1: 87–95.
- Eisch-Angus, Katharina. 2021b. Kontrolle und Verwundbarkeit. Das institutionelle Subjekt im Deadlock der Sicherheitsgesellschaft. In *Welt. Wissen. Gestalten. 42. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde 2019. Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 67–95. Zugriff 20.03.2021. <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/article/view/1727>.
- Eisch-Angus, Katharina. 2023. Grenzüberschreitung und Explosion. Wege einer semiotischen Ethnografie gegenwärtiger Alltagskultur – mit Juri Lotman begangen. In *Semiotiken in den Kulturwissenschaften/Semiotics in Cultural Studies*, hrsg. von Nadja Gernalzick, Thomas Metten, Nora Benterbusch, und Filip Niemann. Berlin: De Gruyter (in Vorbereitung).
- Erdheim, Mario. 1998. Wieviel Leben erträgt die Wissenschaft? Zu Georges Devereux' Buch „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften des Menschen“. In *Wegmarken. Eine Bibliothek der ethnologischen Imagination*, hrsg. von Reinhard Kapfer, Marie-José van de Loo, Werner Petermann, und Margarete Reinhart, 161–165. Wuppertal: Hammer.
- Erdheim, Mario. 1988. ‚Heiße‘ Gesellschaften und ‚kaltes‘ Militär. In *Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur*, von Mario Erdheim, 331–344. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Erdheim, Mario, und Maya Nadig. 1988. Psychoanalyse und Sozialforschung. In *Die Psychoanalyse und das Unbewusste in der Kultur*, von Mario Erdheim, 61–82. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2006a [2004]. *Sicherheit, Territorium, Bevölkerung. Geschichte der Gouvernementalität I*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Foucault, Michel. 2006b [2004]. *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund. 1999 [1921]: Massenpsychologie und Ich-Analyse. In *Gesammelte Werke* 13, von Sigmund Freud, 70–162. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Furedi, Frank. 2006. *Culture of Fear Revisited. Risk-taking and the Morality of Low Expectation*. 4th edition. London, and New York: Continuum.
- Hofstadter, Richard. 1996 [1964]. The Paranoid Style in American Politics. In *The Paranoid Style in American Politics and Other Essays*, ed. by Richard Hochstadter, 3–40. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Horváth, Agnes, Bjørn Thomassen, and Harald Wydra. 2015. Liminality and the Search for Boundaries. In *Breaking Boundaries: Varieties of Liminality*, ed. by Agnes Horvath, Bjørn Thomasen, and Harald Wydra, 1–8. Oxford, and New York: Berghahn. <https://doi.org/10.2307/j.ctt9qcxbg>
- Koschorke, Albrecht. 2012. *Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Laclau, Ernesto. 2002 [1996]. Was haben leere Signifikanten mit Politik zu tun? In *Emanzipation und Differenz*, von Ernesto Laclau: 65–78. Wien: Turia und Kant.
- Lems, Annika. 2020: The (Im)Possibility of Ethnographic Research during Corona. *Max Planck Institute for Social Anthropology*, 11. Juni. Accessed April 2, 2021. <https://www.eth.mpg.de/5478478/news-2020-06-11-01>.

- Lorenzer, Alfred. 2000 [1970]. *Sprachzerstörung und Rekonstruktion. Vorarbeiten zu einer Metatheorie der Psychoanalyse*. 5. Auflage. Suhrkamp: Frankfurt am Main.
- Lotman, Jurij M. 1972 [1970]. *Die Struktur literarischer Texte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lotman, Jurij M. 1990. Über die Semiosphäre. *Zeitschrift für Semiotik* 4, 12: 287–305.
- Lotman, Jurij M. 2010a [2000]. *Die Innenwelt des Denkens. Eine semiotische Theorie der Kultur*. Berlin: Suhrkamp.
- Lotman, Jurij M. 2010b [2000]. *Kultur und Explosion*. Berlin: Suhrkamp.
- Lüthi, Max. 1965. Gehalt und Erzählweise der Volkssage. In *Sagen und ihre Deutung*, hrsg. von Max Lüthi, Lutz Röhrich, Georg Fohrer, und Will Erich Peuckert, 11–27. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Martin, Susanne. 2020. Von der Zeitdiagnose zur Gesellschaftswissenschaft der Angst. In *Angst in Kultur und Politik der Gegenwart. Beiträge zu einer Gesellschaftswissenschaft der Angst*, hrsg. von Susanne Martin, und Thomas Linpinsel, 1–19. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-30431-7_1
- Martin, Susanne, und Thomas Linpinsel. Hrsg. 2020. *Angst in Kultur und Politik der Gegenwart. Beiträge zu einer Gesellschaftswissenschaft der Angst*. Wiesbaden: Springer VS. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-30431-7>
- Murawska, Oliwia. 2020. Schönes Wetter heute!? Stimmungen im Zeitalter des anthropogenen Klimawandels. *Kuckuck. Notizen zur Alltagskultur* 2, 35: 64–69.
- Nadig, Maya. 1986. *Die verborgene Kultur der Frau: Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko*. Frankfurt am Main: S. Fischer.
- Nadig, Maya. 2000. Interkulturalität im Prozeß. Ethnopschoanalyse und Feldforschung als methodischer und theoretischer Übergangsraum. In *Identität und Differenz. Zur Psychoanalyse des Geschlechterverhältnisses in der Spätmoderne*, hrsg. von Hildgard Lahme-Gronostaj, und Marianne Leuzinger-Bohleber, 87–101. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag. https://doi.org/10.1007/978-3-322-91619-8_5
- Nadig, Maya, und Mario Erdheim. 1984. Die Zerstörung der wissenschaftlichen Erfahrung durch das akademische Milieu. Überlegungen zur Aggressivität in der Wissenschaft. In *Der Spiegel des Fremden. Ethnopschoanalytische Betrachtungen*, hrsg. von Maya Nadig, 11–27. Reinbek b. Hamburg: Brandes & Apsel.
- Nagl, Ludwig. 1992. *Charles Sanders Peirce*. Frankfurt am Main, und New York: Campus.
- Ottomeyer, Klaus. 2022. *Angst und Politik. Sozialpsychologische Betrachtungen zum Umgang mit Bedrohungen*. Gießen: Psychosozial-Verlag. <https://doi.org/10.30820/9783837978339>
- Peirce, Charles S. 1998. *The Essential Peirce. Selected Philosophical Writings, Vol. 2 (1893–1913)*, ed. by the Peirce Edition Project. Bloomington and Indianapolis: Indiana University Press.
- Rieken, Bernd. 2019. Rezension über: Katharina Eisch-Angus, Absurde Angst – Narrationen der Sicherheitsgesellschaft. *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*, 194–196. Zugriff 27.12.2021. <https://www.recensio-regio.net/r/d77e24a1f3bd4bc5993138d6f8e73979>.
- Scheer, Monique. 2012. Are Emotions a Kind of Practice (and Is That What Makes Them Have a History)? A Bourdieuan Approach to Understanding Emotion. *History and Theory. Studies in the Philosophy of History* 2, 51: 193–220. Accessed April 3, 2021. <https://doi.org/10.1111/j.1468-2303.2012.00621.x>.
- Schwell, Alexandra. 2018. Angst und das Andere. Dimensionen des Emotionalen in der kultur-anthropologischen Sicherheitsforschung. In *Der Alltag der (Un-)Sicherheit. Ethnografisch-*

- kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Sicherheitsgesellschaft, hrsg. von Alexandra Schwell, und Katharina Eisch-Angus, 107–133. Berlin: Panama.
- Sloterdijk, Peter. 1987. Wieviel Katastrophe braucht der Mensch? In *Psychologie heute. Thema Zukunft: Wieviel Katastrophe braucht der Mensch?*, hrsg. von der Redaktion Psychologie heute, 51–69. Weinheim und Basel: Beltz.
- Sülzle, Almut. 2017. Kritik des reinen Gefühls. Feldforschungssupervision als reflexive Methode zur Forschung mit und über Emotionen. In *Ethnografie und Deutung. Gruppensupervision als Methode reflexiven Forschens*, hrsg. von Jochen Bonz, Katharina Eisch-Angus, Almut Sülzle, und Marion Hamm, 111–139. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-15838-5_5
- Svašek, Maruška. 2020. *Covid-19 as Affective Force. Sensing Old and New Borders in New Ways*. Unpublished conference paper, June 28. Accessed April 23, 2021. https://www.researchgate.net/publication/342513235_Covid-19_as_Affective_Force_Sensing_Old_and_New_Borders_in_New_Ways.
- Szokolczai, Arpad. 2009. Liminality and Experience: Structuring transitory situations and transformative events. *International Political Anthropology* 2/2: 141–172.
- Turner, Victor W. 1979 [1964]. Betwixt and Between. The Liminal Period in Rites de Passage. In *Reader in Comparative Religion. An Anthropological Approach*, ed. by William A. Lessa, and Evon Z. Vogt, 234–243. San Francisco, CA: Harper and Row.
- Turner, Victor W. 2005 [1969]. *Das Ritual. Struktur und Anti-Struktur*. Frankfurt am Main, und New York: Campus.
- Van Gennep, Arnold. 2005 [1909]. *Übergangsriten*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Waldenfels, Bernhard. 2013. *Ordnung im Zwielficht*. München: Wilhelm Fink Verlag. <https://doi.org/10.30965/9783846756294>
- Wehrle, Maren. 2013. Medium und Grenze: Der Leib als Kategorie der Intersubjektivität. Phänomenologie und Anthropologie im Dialog. In *Grenzen der Empathie. Philosophische, psychologische und anthropologische Perspektiven*, hrsg. von Thiemo Breyer, 217–238. München: Wilhelm Fink Verlag. Zugriff 28.03.2021. https://doi.org/10.30965/9783846755167_010.
- Wehrle, Maren. 2016. Normale und normalisierte Erfahrung. Das Ineinander von Diskurs und Erfahrung. In *Dem Erleben auf der Spur. Feminismus und die Philosophie des Leibes*, hrsg. von Hilge Landweer, und Isabella Marcinski, 235–256. Bielefeld: transcript. <https://doi.org/10.1515/9783839436394-012>
- Willis, Paul. 1980. Notes on Method. In *Culture, Media, Language. Working Papers in Cultural Studies, 1972–79*, ed. by Stuart Hall, Dorothy Hobson, Andrew Lowe, and Paul Willis, 88–95. London et al.: Hutchinson.
- Žižek, Slavoj. 2021. *Pandemie! COVID-19 erschüttert die Welt*. Wien: Passagen Verlag.

Karin Bürkert

Kultur als rurbane Ressource

Ethnografische Perspektiven auf Steuerungsprozesse von
„Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“

Karin Bürkert

Culture as an urban resource. Ethnographic Perspectives on Control Processes of “Art and Culture in Rural Areas”

Abstract: The article examines how “culture in rural areas” is conceptualized by cultural policy and cultural actors and which potentials of valorization are attributed to it. In doing so, I highlight the tensions that become evident in talking about arts and culture in rural areas and how these affect funding policies and self-perceptions of cultural actors. The effect of a distinction-oriented cultural dispositive is elaborated and its interaction with structures of cultural policy is presented. Finally I reflect on the effect of scholarly contributions in an application-oriented way to the debate on the value of arts and culture with a plea for a broad concept of culture.

Keywords: culture, rurality, urbanity, cultural policy, valorization

„Ich fühle mich wie ein Bollwerk gegen die Verflachung“, erklärte mir resigniert die Betreiberin eines Privattheaters in einer Gemeinde mit knapp 4.000 Einwohner*innen. 2014 hatte sie sich gemeinsam mit ihrem Mann entschieden, ein Gasthaus in der südwestdeutschen Gemeinde zu kaufen und darin ein Theater mit Gastronomie zu betreiben. Zunächst hatte sie es in der Großstadt versucht, dort sei sie aber nur auf Ablehnung gestoßen – Kultur gäbe es schließlich schon genug. Dann suchte sie eine passende Immobilie in Kleinstädten, sei aber auch hier von den Bürgermeistern zunächst zurückgewiesen worden: „So ebbs braucht’s hier net“, erinnert sich die Schauspielerin und Unternehmerin. Bis sie schließlich ein passendes Gasthaus und einen Bürgermeister „mit Lust auf Neues“ gefunden habe. Nur müsse sie leider ständig gegen das Kulturverständnis der „Ureinwohner“, wie sie die Dorfbewohner*innen nennt, ankämpfen. Im ländlichen Raum müsse man „etwas für die breite Masse anbieten: leicht und seicht“, das hätten die letzten Jahre sie gelehrt.¹

So gerne man in einem Beitrag wie diesem gegen Klischees anschreiben möchte, so stark sind doch die Lebenswirklichkeiten vieler Menschen, die sich mir mitteilen, immer noch von der selektiven Wahrnehmung einer scheinbar urban verorteten Hochkultur/Kunst und einer scheinbar rural verorteten Breitenkultur/Vereinskultur

1 Interview mit der Betreiberin eines Privattheaters in einer Kleinstadt im Januar 2020.

geprägt; mitsamt den mitschwingenden Implikationen einer urbanen Arroganz gegenüber einer ruralen Bildungsferne und Rückständigkeit. Selbst dort, wo das Klischee widerlegt werden konnte, wo also beispielsweise „ambitioniertes Theater“ im ländlichen Raum schon mehrere Jahrzehnte stattfindet, ist man „erstaunt“: „Ein Alldorf, wo man eigentlich kein Theater erwarten würde und dort Theater geboten bekommt, das in meinen Augen sonst nur in der Großstadt, etwa in Berlin, zu erleben ist“, so beschreibt ein Besucher „den Reiz“ eines sehr erfolgreichen, weil als einzigartig wahrgenommenen Theaters auf der Schwäbischen Alb (Knittel 2021: 51). Die Wirkmächtigkeit der Vorstellungen längst überholt geglaubter Ordnungskategorien ist also weder zu negieren noch für die kulturpolitische Beeinflussung ländlicher Räume zu unterschätzen.² Wird, trotz vielfältiger Bemühungen, Kultur in ländlichen Räumen auch heute noch als „defizitär“ wahrgenommen? Woher kommen die scheinbar feststehenden Sichtweisen auf das Verhältnis von Kunst/Kultur und Ruralität/Urbanität, und wie wirken sie sich auf das Selbstverständnis Kulturschaffender aus?

Zur Fragestellung

„Der Diskurs legt fest, was ausgedrückt, ja was überhaupt gedacht werden kann, und das Sprechen über populäre Kultur ist heute noch gebannt in einen Diskurs der Defizite und des Uneigentlichen“ (Maase 1997: 26). Diese Feststellung gilt nicht nur für die von Maase untersuchte Massenkultur, sondern auch für „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“, wie es in den von mir begleiteten Feldern der Kulturpolitik stets im Doppelpack benannt wurde. Dieser Diskurs, so wie er mir im Feld der Kulturpolitik begegnete, wird bestimmt von einem bewertungsorientierten Spannungsfeld historisch gewachsener Vorstellungen von Kunst und Kultur, wobei es keinen klaren Begriff für kulturelle Ausdrucksweisen in ländlichen Räumen gibt (Bausinger 1994: 16). Aus volkskundlicher Perspektive schreibt Herbert Schwedt 1968 vom „brauchtümlichen Leben“ in Dörfern und Gemeinden (Schwedt 1968: 14). Mit dem Einzug des Kulturbegriffs in das fachliche Begriffsrepertoire wird in den 1990er Jahren „Dorfkultur“ mit „Vereinskultur“ in Verbindung gebracht (Köhle-Hezinger 1994: 125). Im von mir aktuell begleiteten Feld der Kulturpolitik kamen neben dem allgemeingültigen Konglomerat von „Kunst und Kultur“ die Bezeichnungen „Breitenkultur“ neben „Laienkunst“, „Vereinskultur“, „Soziokultur“ oder selten auch „Volkskultur“ als Definition kultureller Praxis in ländlichen Räumen zur Sprache.³ Diese Begriffe sind stark durch Wissenschaft und Kulturpolitik geprägt und wurden meist von außen, aus einer „kolonialen Perspektive“ (Ruby

2 „Wie die Bevölkerung über Popularität und Massenkultur denkt, beeinflusst unser Untersuchungsfeld grundlegend. Analytische Souveränität erreicht man da nicht, indem man diese Anschauungen ausblendet und vermeintlich objektive Modelle entwirft“ (Maase 2019: 32).

3 Die genannten Bezeichnungen begegneten mir verschiedentlich während meiner Beobachtungen. Der Begriff der Breitenkultur blieb dabei jedoch der am häufigsten angewandte, der auch strukturell in der Kulturpolitik verankert ist. Eine tiefgreifende Begriffsgeschichte des Kulturbegriffs – auch

2014: 32) mit analytischem oder entwicklungsorientiertem Impetus an Akteur*innen und Praktiken herangetragen. Wenn in diesem Beitrag von „Kunst und Kultur“ die Rede ist, handelt es sich jedoch nicht um den analytischen Fachbegriff von Kultur als Bedeutungsgewebe und Lebensweise (May 2020), es handelt sich vielmehr um einen Feldbegriff, der in je verschiedenen Kontexten unterschiedlich mit Bedeutung aufgeladen ist und unterschiedliche Rückwirkungen auf die Praxis und das Selbstverständnis kulturschaffender Akteur*innen hat.

Der Diskurs um „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ ist zudem geprägt durch sich widerstreitende Imaginationen unklar gezeichneter Bilder von Heimat, Tradition und Identität einerseits und politischen Forderungen nach Entwicklung, Innovation und Fortschritt andererseits. Die Wirkmacht dieser „uneigentlichen“, weil paradoxen und unklar umrissenen, Diskurse und Imaginationen auf kulturpolitische Steuerungsprozesse im Allgemeinen und auf das Selbstverständnis von Akteur*innen im Besonderen möchte ich hier diskutieren. Dabei wird das kulturpolitische Diskursfeld „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ von mir als ein historisch gewachsenes System aus Bewertungen und Wertschöpfung gefasst, das sich in aktuellen Politiken als Zuschreibungspraxis wiederfindet.⁴

Zu Quellen und Methoden

Die empirische Basis des Beitrags bilden teilnehmende Beobachtungen bei der Vorbereitung und Durchführung des Dialogs zu „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ im Rahmen des Dialogprozesses zur „Kulturpolitik für die Zukunft“ des Ministeriums für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg sowie bei verschiedenen weiteren kulturpolitisch ausgerichteten und partizipativ organisierten Veranstaltungen.⁵ Diskursanalytische Auswertungen von Begleitbroschüren, Protokollen, Vorträgen

unter Einbezug der spezifischen lokalen soziopolitischen Gegebenheiten in Westdeutschland/westlichen Europa wäre lohnenswert für die Analyse des Sprechens von Kultur.

- 4 Ich recurriere dabei auf die kulturanthropologische Policy-Forschung wie sie Asta Vonderau und Jens Adam konzeptionieren mit Blick auf „Formierungsprozesse politischer Felder, in deren Rahmen Räume geordnet, Ressourcen verteilt, Menschen kategorisiert und kulturelle Bedeutungen produziert werden“ (Adam/Vonderau 2014: 9–10).
- 5 Der vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg initiierte, partizipativ ausgerichtete Dialogprozess „Kulturpolitik für die Zukunft“ war in vier Themenforen untergliedert, wovon sich das vierte der „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ widmete. Im Zeitraum von 2018 bis 2019 fanden vier Veranstaltungen statt, an denen jeweils ca. 200 (ehrenamtliche) Kulturschaffende und Verwaltungsangestellte teilnahmen, um ihre Zukunftsvisionen für Kunst und Kultur in ländlichen Räumen auszutauschen; Zu den Ergebnissen siehe URL: <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/kunst-kultur/kulturpolitik/kulturpolitik-bw/kunst-und-kultur-in-laendlichen-raeumen/>, Zugriff 20.12.2021. Zusätzlich habe ich verschiedene regionale runde Tische und partizipative Veranstaltungen sowie einige die Regionalkonferenzen zum Modellprojekt Regionalmanagement Kultur besucht; zum Modellprojekt siehe MWK Baden-Württemberg: <https://mwk.baden-wuerttemberg.de/de/kunst-kultur/kulturfoerderung/regionalmanager-kultur/>, Zugriff 20.12.2021.

und Reden ergänzen das Material. Meine Beobachtungen sind als teilnehmend, aber auch als involviert zu bezeichnen, weil ich selbst als Teil des Beratungsgremiums⁶ in die Vorbereitungen des Dialogprozesses einbezogen war und Diskussionsrunden im Prozess moderiert und dokumentiert habe. Auf den Veranstaltungen lernte ich ehrenamtliche und professionelle Kulturschaffende sowie Verwaltungsangestellte kennen, mit denen ich informelle Gespräche und qualitative Interviews führte. Diese involvierte Position bot einerseits Zutritt zu den „Hinterbühnen“ der kulturpolitischen Arena, andererseits musste ich meinen Einfluss auf das Feld, meine Position als Forschende immer wieder reflektieren, begrenzen und den Teilnehmenden bewusst und transparent machen. Ich nahm hier eine Rolle ein, die sich aus verschiedenen Registern zwischen Cultural Broker (Jacobs 2014; Kurin 1997), Dienstleisterin, Expertin und Forscherin zusammensetzt. Sich diesen situativ zum Einsatz gebrachten Registern bewusst zu werden, bildete eine Herausforderung, die immer wieder zu blinden Flecken in meiner Sicht führte.⁷ Zum Beispiel, wenn ich als Kulturwissenschaftlerin für eine Erweiterung des Kulturbegriffs argumentierte und meine analytische Perspektive den Blick für die Praktiken und Strategien des Feldes verstellte. Oder wenn ich als Moderatorin die Gespräche an den runden Tischen ergebnisorientiert lenken sollte, gleichsam mit dem Anspruch, aufmerksam für die Statements jenseits von Aufgabenstellungen und Moderationskärtchen zu bleiben und dabei Sprache und Sprechweisen über Kultur zu untersuchen und nicht unbewusst zu übernehmen.

Der räumliche Fokus dieses Beitrags liegt auf Baden-Württemberg, einem vergleichsweise reichen Bundesland in Südwestdeutschland, das durch einige sogenannte „strukturstarke ländliche Regionen“ mit hoher Wirtschaftskraft und einem engen Netzwerk „von Einrichtungen der Daseinsfürsorge“ geprägt ist (IREUS 2020: 11). Diese räumliche Situierung bringt spezifische strukturelle Gegebenheiten mit sich, die Einfluss auf die politische Wahrnehmung und das Selbstverständnis von Kunst- und Kulturschaffen in Baden-Württemberg haben. Neben der relativ guten Infrastruktur und der hohen Dichte an Klein- und Mittelstädten zeichnet sich Baden-Württemberg außerdem durch einen hohen Anteil und eine lange Geschichte an Zuwanderung aus. Mehr als ein Drittel der Einwohner*innen hat einen Migrationshintergrund in erster, zweiter oder dritter Generation (Beer 2014). Die vorliegenden Beobachtungen sind daher nur eingeschränkt auf andere Regionen Deutschlands und Europas übertragbar. Übertragbar ist die Fragestellung, wie „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ vonseiten der Kulturpolitik konzeptionalisiert und damit konstituiert wird und welche Inwertsetzungspotenziale (Bendix 2013) ihr zugeschrieben werden. Vor dem Hinter-

6 Das Beratungsgremium des Dialogprozesses wurde von zwei Mitarbeiter*innen des MWK geleitet und bestand aus Akteur*innen aus den Bereichen (Amateur-)Theater, Blasmusik, Museum, Bibliothekswesen und Wissenschaft (Architektur und Kulturwissenschaft).

7 Nicolas Adell (2012: 186) beschreibt diesen Rollenkonflikt sehr gut am Beispiel von Kulturerbeprozessen.

grund verschiedener Bedeutungsaufloadungen wird „Kultur“ hier Wert zugeschrieben und also zu einer Ressource gemacht. Die Konstituierung dieser Ressource und die „Transaktionskosten“⁸ (Bendix 2013: 53), die mit den Bemühungen der Inwertsetzung einhergehen, sollen hier diskutiert werden.

Die Erwartungen an Kunst und Kultur in ländlichen Räumen sind mittlerweile überschattet von einer veränderten Realität durch die Coronapandemie⁹. Die gesundheitspolitischen Maßnahmen zur Eindämmung der Pandemie wirken sich massiv auf das kulturelle Leben in jedweder Hinsicht aus. Die Auswirkungen verstärken Forderungen nach Verstetigung von Fördergeldern und Unterstützung des Ehrenamts, die bereits vor der Pandemie laut wurden. Manche Pläne und Vorhaben wurden aber durch die Pandemie (zunächst) verunmöglicht und geben Anlass zur grundsätzlichen Neubewertung der Potenziale von „Kunst und Kultur“ – nicht nur in ländlichen Räumen.¹⁰

Ländliche Räume als Entwicklungsräume?

Seit 2018 hat die Bundesregierung die Kommission Gleichwertige Lebensverhältnisse eingesetzt, deren Ziel es unter anderem ist, „Dörfer und ländliche Räume“ in „strukturschwachen Regionen“ in ihrer „Entwicklungsdynamik [zu] befördern“, indem beispielsweise „lebendige und attraktive Ortskerne“ geschaffen und „Gebäudeleerstand“ behoben werden.¹¹ Die Richtung der Entwicklungspolitik scheint also klar gesetzt: Die Verhältnisse in strukturschwachen ruralen Regionen sollen an diejenigen in strukturstarken (urbanen) Regionen angeglichen werden. Jüngst aber gibt es Anzeichen für einen gegenläufigen Trend. Gerade vor dem Hintergrund der Coronapandemie ist immer häufiger die Rede von Suburbanisierung oder gar „Stadtflucht“.¹² Land und Dorf werden

- 8 „Unter Transaktionskosten wird all jenes zusammengefasst, was für Käufer und/oder Verkäufer beim Kauf eines Gutes anfällt [...] was nehmen Akteure bei In-Wertsetzungsvorgängen in Kauf, wie wirken sich die ineinander verschlungenen, sozialen und wirtschaftlichen Folgen solcher Entscheidungen aus, und inwiefern lassen sich Akteure bewusst auf solche Folgen ein?“ (Bendix 2013: 53).
- 9 Das zuerst im Dezember in China aufgetretene Coronavirus (SARS-CoV-2) begann sich ab Januar 2020 in Deutschland zu verbreiten. Die Verbreitung führte zu einer globalen pandemischen Lage mit mehreren Infektionswellen. Zum Entstehungszeitpunkt dieses Artikels dauert die pandemische Lage noch an. Es kam in der Vergangenheit zu mehreren Lockdowns, in denen Bildungs-, Sport- und Freizeiteinrichtungen geschlossen sowie touristische und kulturelle Veranstaltungen verboten waren. Auch außerhalb der Lockdowns können Veranstaltungen oder Orte aus diesen Bereichen nur eingeschränkt unter der Einhaltung von Hygienekonzepten (Abstandsregelung, Lüften, Tragen von medizinischen Masken) stattfinden bzw. öffnen (Schilling et al. 2021).
- 10 Erste Forschungen zu den Auswirkungen der Corona-Politik auf kulturelle Ausdrucksweisen entstehen derzeit (Straukamp 2021; Universität Paderborn 2021).
- 11 Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat: Maßnahmen der Bundesregierung zur Umsetzung der Ergebnisse der Kommission „Gleichwertige Lebensverhältnisse“. URL: <https://www.bmi.bund.de/DE/themen/heimat-integration/gleichwertige-lebensverhaeltnisse/gleichwertige-lebensverhaeltnisse-artikel.html>, Zugriff 20.03.2021.
- 12 An dieser Stelle können nur einzelne Berichterstattungen stellvertretend genannt werden: „Himmlische Ruhe statt geisterhafte Stille. Coronabedingte Stadtflucht“. In: Deutschlandfunk Kultur vom 15.02.2021.

zwar wieder seit geraumer Zeit als „Sehnsuchtsorte“ (Nell/Weiland 2021) romantisiert, sind jetzt aber nicht mehr nur als Erholungsraum, sondern als bezahlbarer Lebensraum längerfristig attraktiv.

Vor dem Hintergrund ökologischer Bewegungen erhalten auch landwirtschaftlich geprägte Praktiken des nachhaltigen Umgangs mit Ressourcen Einzug in urbane Lebensstile (Eizenberg 2013; Grewe 2017; Hilsberg 2021). Zunehmend werden ländliche Regionen nicht mehr als konservativ und statisch beschrieben, sondern das Potenzial rural verorteter Wissensordnungen und Praktiken im Umgang mit Veränderungen unter den Stichworten Resilienz, Anpassungsfähigkeit und Selbstorganisation (Kenntner 2021; Maschke et al. 2021: 108; Young 2016) herausgestellt. Hat sich das Blatt also gewendet und gilt nunmehr das Land als Labor der Innovation und des Fortschritts (Scholze-Irrlitz 2017)?

Das diskursive Verhältnis von Ruralität und Urbanität dynamisiert sich jedenfalls jenseits der gewohnten Gewichtungen und Dichotomien. Das belegt auch das wachsende wissenschaftliche Interesse an den sozialen Gefügen in ländlichen Räumen in den Sozialwissenschaften innerhalb der letzten Jahre.¹³ Neue interdisziplinär ausgerichtete Zugänge bietet die „Kritische Landforschung“, die „Ansätze emanzipatorischer Politik in ländlichen Räumen“ stärken will (Maschke et al. 2021: 14). Auch für die angewandten Kulturwissenschaften sind ländliche Räume zunehmend interessant geworden. Die bisher erschienenen Anthologien (Schneider et al. 2017; Schneider et al. 2019) sind auf die Entwicklungspotenziale von Kunst und Kultur, „to revitalize rural areas“ (Kegler et al. 2017: 20), ausgelegt. Mit den Titeln „Vital Village“ und „Theater in der Provinz“ geben sie Raum für „beispielhafte Modelle“ aus Projektarbeit und Kulturpolitik. Im Fokus steht dabei, „ein Umdenken sowie einen Umbau in der Kulturpolitik zu initiieren“ (Schneider et al. 2019: 11). Sie plädieren hier für „künstlerische Vielfalt und kulturelle Teilhabe“, initiiert durch Kunst- und Kulturschaffende als „gesellschaftsgestaltende[n] Impulsgeber*innen“ (Kegler 2019: 26). Ihren Beobachtungen zufolge gehen diese Impulse von partizipativen Kulturprojekten mit der lokalen Bürgerschaft sowie durch den

URL: https://www.deutschlandfunkkultur.de/coronabedingte-stadtflucht-himmlische-ruhe-statt.976.de.html?dram:article_id=492550, Zugriff 22.07.2021; „Die Stadt ist tot, es lebe das Land!“ In: Welt.de vom 21.05.2021. URL: <https://www.welt.de/kultur/plus231190705/Stadtflucht-Die-Stadt-ist-tot-es-lebe-das-Land-Flucht-in-die-Freiheit.html>, Zugriff 22.07.21. „Raus auf's Land: Hier lohnt sich ein Umzug finanziell besonders“. In: Capital. Wirtschaft ist Gesellschaft vom 22.07.2021. URL: <https://www.capital.de/immobilien/raus-aufs-land-hier-lohnt-sich-ein-umzug-finanziell-besonders>, Zugriff 22.07.2021.

- 13 Etwa Eva Barlösius' soziologische Studie zur „Dörflichkeit“, die den mythisch gewordenen Zusammenhang von Dorf und Gemeinschaft als „vollständige soziale Integration“ widerlegt (2018: 65). Anschlussfähig sind ebenso die Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt zu sozialen Orten als „Infrastrukturen für gesellschaftlichen Zusammenhalt“ um die Soziologin Claudia Neu (Georg-August-Universität Göttingen 2020). Siehe auch das neue Projekt von Claudia Neu an der Georg-August-Universität Göttingen: ENKOR: Engagementkonstellationen in ländlichen Räumen. URL: <https://www.uni-goettingen.de/de/enkor+engagementkonstellationen+im+l%c3%a4ndlichen+raum/646443.html>, Zugriff 22.07.2021.

Austausch zwischen professionellen und Amateurkünstler*innen aus, die meist dafür temporär von der Stadt ‚aufs Land‘ ziehen.

Diese Studien setzen sich mit der Frage nach der Ontologie des ländlichen Raums ebenso auseinander wie sie sich an wirkmächtigen gesellschaftlichen Diskursen und Imaginationen des Ländlichen abarbeiten. Diese Ontologien und Imaginationen der Ländlichkeit werden auch in postvolkskundlichen Projekten wieder engagiert beforscht. Mittels ethnografisch verfahrenen und praxeologisch ausgerichteten Untersuchungen zeigen sie, wie Ländlichkeit und Raum im Sinne eines image und place makings hergestellt werden und wie diese sich als strukturbildende Formationen wiederum auf Lebens- und Umwelten auswirken. Dabei wird eine „akteursorientierte Perspektivierung des Ländlichen“ eingenommen, „die besonders an relationale Raumtheorien anschließt und so praxeologische Zugänge in den Vordergrund rückt“ (Trummer 2018: 188). Die beiden Anthologien der Kommission „Kulturanalyse des Ländlichen“ geben einen guten Überblick über die derart ausgerichteten, aktuellen Forschungen in diesem Feld (Fenske et al. 2021; Trummer/Decker 2020). Grundlegend für den kulturwissenschaftlichen Zugang ist dabei das Verständnis von „Ländlichkeit“ als kulturelle Kategorie:

„Es geht bei Ländlichkeit [...] nicht um konkrete Räume, die auf dem Land im Gegensatz zur Stadt zu finden sind, sondern vielmehr um Zuschreibungen, die Räume erst entstehen lassen, also um Vorstellungen und Deutungen, die stets sozialen Aushandlungsprozessen und historischen Transformationen unterliegen.“ (Göttsch-Elten 2017: 65)

Diese Prämisse lässt es zu, Räume als semiotisch aufgeladene und entsprechend gestaltete Konstrukte in ihrer Dynamik und in ihrer Relation zueinander (Löw 2001; Rolshoven 2003) zu erkennen, wie es bereits in den 1970er Jahren in der Volkskunde gefordert wurde (Gerndt 1975: 38). Aber unterminiert eine solche Perspektive nicht die als existenziell und essenziell wahrgenommenen und gefühlten Unterschiede, die Akteur*innen zwischen Stadt und Land alltäglich wahrnehmen und artikulieren (Bätzing 2020)? Nicht mit einem konsequenten Fokus auf Akteur*innen und Praktiken, die Ruralität und Urbanität durch „Prozesse der Peripherisierung versus Zentralisierung“ (Schmidt-Lauber/Wolfmayr 2020: 36) – und damit letztlich auch Raumvorstellungen und räumliche Strukturen – erst hervorbringen. Im Fokus der kulturwissenschaftlich ethnografischen Forschung steht das place making als sich wechselseitig bedingendes Konglomerat aus Imaginationen, Praktiken und Strukturen. Damit werden ländliche Räume konsequent als Ergebnis von sozial, kulturell und politisch wirkmächtigen Konzeptionen und Imaginationen thematisiert, die Erfahrungen innerhalb dieser Räume situativ rahmen und wiederum relativ stabile Routinen und Strukturen prägen, die diese Räume konstituieren. Diese Strukturkomplexe werden durchaus als existenziell erlebt, sind aber nicht essenziell und unveränderbar gegeben, sondern stehen in einem reziprok dynamischen Verhältnis zu den Imaginationen und Narrativen über Ländlichkeit und Urbanität. Diese Imaginationen und Narrative finden sich letztlich sehr stark

wieder bzw. werden performativ hervorgebracht beispielsweise im Feld der „Kunst und Kultur“, sei es in kulturpolitischen Steuerungsprozessen oder in den Veranstaltungen und Aufführungen selbst und den Strategien zu deren Inwertsetzung.

Im Anschluss und in Erweiterung an die oben vorgestellten Forschungen legt auch der vorliegende Beitrag sein Augenmerk auf die Formen des place makings durch bestimmte Vorstellungen von Kunst und Kultur. Der Beitrag ergänzt damit das Spektrum einer Kulturanalyse des Ländlichen um das Feld der Kulturpolitik. Kultur wird hier als Ressource definiert, die von historisch gewachsenen Imaginationen des Ländlichen sowie des Urbanen geprägt ist und diese wiederum performativ beeinflusst und damit Räume als Konglomerat von Praktiken und Strukturen in „rurbaner“ (Schmidt-Lauber/Wolfmayr 2020) Dynamik hervorzubringen vermag. Ländliche Räume sind damit per se – wie alle Räume – Entwicklungsräume.

Diskursive und strukturelle Paradoxien im Sprechen über Kultur

Was ist Kultur und wenn ja, welche?

Nicht erst seit der Debatte um Systemrelevanz in der Coronapandemie eröffnet sich ein Spannungsfeld zwischen Qualität, Wert und Funktion von Kunst- und Kulturschaffen, das mit definitorischen Leerstellen einhergeht: Was ist qualitätsvolle, wertvolle, zukunftsweisende und relevante Kultur? Und wie bemisst man sie? Diese Fragen wurden im Beratungsgremium zur Vorbereitung der partizipativ ausgerichteten Veranstaltungen des Dialogprozesses „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ von Anfang an intensiv diskutiert und reflektiert. Der zuständige Referent vom Ministerium leitete bereits die erste Sitzung des Gremiums mit der Forderung nach der „Überwindung des Defizitblicks“¹⁴ ein. Obwohl die Sinnhaftigkeit eines Qualitätsmaßstabes von verschiedenen Seiten des Gremiums immer wieder infrage gestellt wurde, blieben das Schlagwort „Qualität“ und der Versuch einer Definition von Wertmaßstäben und von Voraussetzungen für deren Erreichen dominierend in den Diskussionen.¹⁵ Die beiden Referent*innen fassten die Ergebnisse unserer Definitionsversuche in einer Mindmap zusammen. Die vorgeschlagenen Kriterien reichen von „sozial verbindend“ zu „relevant für die Gesellschaft“, „visionär“ und „streitbar“ zu „authentisch“ und „identitätsstiftend“, um nur einige zu nennen. Kultur in ländlichen Räumen wurde durch diese Zuschreibungen als bisher unterbewertete Ressource gerahmt, deren Entwicklungspotenzial befördert werden müsse. Haben Kunst und Kultur in ländlichen Räumen entsprechend singuläre Qualitäten? Zusammenfassend heißt es dazu in der Abschlussdokumentation:

14 Sitzung des Beratungsgremiums zur Vorbereitung des Dialogprozesses „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ am 07.11.2018.

15 Die Virulenz der Qualitätsdebatte findet sich auch in anderen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen mit der Kulturpolitik v. a. in ländlichen Räumen (Kegler 2019: 14; Meyer zu Bexten 2021: 73) wieder.

„Es gibt in ländlichen Räumen [...] ein Kunst- und Kulturangebot, das sich in der qualitativen Bewertung nach Form und Inhalt, nach Werk- und Rezeptionsgeschichte sowie nach Professionalisierungsgrad der Institutionen mit den üblichen Maßstäben der Kunstbewertung diskutieren lässt. [...] Kunst und Kultur in ländlichen Räumen können auch anders sein als in der Stadt. Hier wird gemeinsam musiziert, gesungen, Theater gespielt und Kuchen verkauft. [...] Weniger repräsentativ, dafür selbst gemacht, frisch auf den Tisch – und mit dem Anspruch, nächstes Jahr noch besser zu werden.“
(Bildhauer 2020: 133)

Also alles gleich gut, aber doch anders? So würde die einfache Lösung der Qualitätsdebatte lauten. Jedoch – das hat das eingangs zitierte Beispiel gezeigt – lassen sich das gelebte Bewertungsbestreben, die gefühlten Abgrenzungszwänge und der erfahrende „Defizitblick“ nicht einfach aus den Lebenswirklichkeiten herauslösen. Das belegen auch die Diskussionen unter den anwesenden Kulturschaffenden¹⁶ während der Austauschformate der Dialogveranstaltungen. Die Kulturschaffenden forderten hier immer wieder vehement eine „stärkere Wertschätzung“ ihres Wirkens und ihrer „künstlerischen Leistung“¹⁷ und kritisierten, in ihren Anstrengungen um mehr Anerkennung oder Förderung in einem „ständigen“ Vergleich zur professionellen und/oder urban verorteten Kultur zu stehen. Dabei standen zusammenfassend drei Abgrenzungszwänge in der Kritik: Erstens zwischen Stadt und Land, zweitens zwischen Wirtschaft und Kultur und drittens zwischen einer professionellen und daher als qualitativ hochwertiger wahrgenommenen „Hochkultur“ und einer von Laien getragenen „Breitenkultur“.

Die derart strukturierten Denkmuster führten in den begleiteten Gesprächen zu einem paradoxen Selbstverständnis auf der Suche nach einer Verortung im kulturpolitischen Konkurrenzfeld: Kulturschaffende forderten hier einerseits mehrfach, dass die hohe Qualität ihrer Arbeit als künstlerisch wertvoll anerkannt werde, forderten Weiterbildungsmöglichkeiten und stärkere Vernetzung mit professionellen und urban verorteten Kulturschaffenden und kritisierten gleichzeitig die Orientierung von Förderprogrammen an den Wertmaßstäben von Professionalität. Austausch- und Vernetzungsmodelle zwischen „Profis aus der Stadt“ und „Amateuren auf dem Land“ wurden auf den Veranstaltungen einerseits als modellhaft vorgestellt und andererseits durch selbst daran beteiligte Kulturschaffende als eine Art Entwicklungszusammenarbeit kritisiert.

16 Die Einladung hatte Vereine und Verbände, freischaffende Künstler*innen und Angestellte in Bildung und Verwaltung erreicht. Insgesamt nahmen an jeder der vier Veranstaltungen ca. 200 Kulturschaffende teil, viele von ihnen mehrmals. Die hier beschriebenen Aussagen kamen spartenübergreifend in dieser und ähnlicher Form von verschiedensten Kulturschaffenden und können hier daher nicht einzelnen Personen zugeordnet werden.

17 Diese und nachfolgende Zitate stammen aus handschriftlichen Notizen während verschiedener Veranstaltungen des MWK-Dialogprozesses, aber auch auf nachfolgend begleiteter Regionalkonferenzen zu Kultur in ländlichen Räumen.

Aber woher kommen diese feststehenden Sichtweisen und Schubladen im Denken und Handeln um Kultur, und wie stellt sich der Nexus zwischen Kultur und Ruralität bzw. Urbanität her, der scheinbar spezifische Kulturformen hervorbringt? Hier wirken Distinktionsbestrebungen, die historisch gewachsen und strukturell verankert sind. Sie gehen zurück auf die Entstehung eines bürgerlich geprägten, „distinktionsorientierten“ (Reckwitz 2004: 4) und zunehmend urban verorteten Kulturverständnisses im 18. Jahrhundert, das bis heute als Dispositiv in der Verschränkung von Diskurs und Struktur wirkmächtig ist. Das Sprechen über Kunst und Kultur ist seither durchzogen von Wert- und Qualitätsdiskursen, das Selbst- und Fremdbilder von Kulturschaffenden prägt und in Förderpolitiken formiert und perpetuiert wurde.

Die Widersprüche, die sich in den von mir begleiteten kulturpolitischen Diskussionsforen zwischen Anrufung und Ablehnung von Qualitäts- und Wertansprüchen auftun, scheinen dabei paradoxerweise eher noch stabilisierend auf das distinktionsorientierte Kulturdispositiv zu wirken und Bewertungen immer wieder neu in die Verhandlung zu bringen, ähnlich wie es auch für die Produktivität der Ambivalenz des kolonialen Diskurses analysiert wurde (Bhabha 2000: 104). Zumindest schien während der besuchten Veranstaltungen kein Sprechen außerhalb dieses Dispositivs möglich, das immer wieder zur Einordnung in Kulturverständnisse zwischen hoch und breit, künstlerisch und traditionell, gemeinschaftsstiftend und visionär verleitete und das implizit mit Bewertungen oder Abgrenzungsbestrebungen verbunden war. So empfanden beispielsweise Vertreter von Heimat- und Trachtenverbänden, mit denen ich sprach, die Praxis des „Bewahrens von Tradition“ zu gering bewertet auf den Dialogprozessen. Auch wenn keine explizite Abwertung bewahrender Tätigkeiten wahrgenommen werden konnte, so stünde doch die ständige Hervorhebung von Innovation auf der Suche nach Zukunftsvisionen für die Kulturpolitik in ihren Augen für eine Abwertung ihrer „bewahrenden“ Kulturarbeit.¹⁸

Das breite, auf Kultur als Lebensform bezogene Kulturverständnis der Empirischen Kulturwissenschaft (May 2020) ist im Feld der Kulturpolitik, so wie mir es während der begleiteten Veranstaltungen begegnete, zwar bekannt, es wurde jedoch kaum so verwendet. Auch der Kunstbegriff, wie ihn Kaspar Maase in der Empirischen Kulturwissenschaft als ein „Angebot intensiven ästhetischen Erlebens“ (2019: 75) definiert, wurde hier so nicht diskutiert.¹⁹ Allgemein wurde von Kultur – vonseiten der meisten Kulturschaffenden wie auch vonseiten Verwaltung und Politik – meist als Hochkultur und eigenem gesellschaftlichen Teilbereich mit ökonomischer Wertschöpfung, als „Stand-

18 Gespräch während einer Veranstaltung im Dialogprozess am 28.03.2019.

19 Auch die Kultur-Definition der UNESCO wurde nicht im Dialogprozess angewendet: So kann „Kultur“ gemäß der UNESCO „in ihrem weitesten Sinne als die Gesamtheit der einzigartigen geistigen, materiellen, intellektuellen und emotionalen Aspekte angesehen werden, die eine Gesellschaft oder eine soziale Gruppe heranziehen. Dies schließt nicht nur Kunst und Literatur ein, sondern auch Lebensformen, die Grundrechte des Menschen, Wertsysteme, Traditionen und Glaubensrichtungen“ (Deutsche UNESCO-Kommission 1983).

ortfaktor“ mit einem Pendant der „Amateur-, Laien- oder Breitenkultur“ gesprochen. Auch dieser schrieben die Akteur*innen²⁰ Wertschöpfungsmöglichkeiten im Sinne von Kultur als Ressource einerseits als „Motor gesellschaftlicher Transformation“ oder als „Ankerpunkt“ als Brauch- oder Traditionskultur zu.²¹ Diese utilitaristische Sichtweise auf Kunst und Kultur unabhängig ihrer Verortung wird im Diskurs der Pandemie durch die Kategorie der „Systemrelevanz“ zusätzlich verstärkt.²² Im Kampf um Sichtbarkeit und Anerkennung bleibt das Spannungs- oder auch Konkurrenzverhältnis zwischen den unscharf definierten Kultursparten (Hoch- und Breitenkultur) in ihrer räumlichen Zuordnung zu Stadt und Land weiter virulent, zugleich wird dieses Beziehungsverhältnis von Kulturpolitiker*innen wie auch Kulturschaffenden aber immer wieder als überkommen reflektiert. In den Diskussionen und auch in den öffentlichen Ansprachen wurde daher vermieden, diese Unterschiede explizit anzusprechen oder gar zu bestätigen. Wenn die drei oben angesprochenen Paare (Stadt/Land, Wirtschaft/Kultur, Hoch-/Breitenkultur) angesprochen wurden, dann betont in ihrer Durchlässigkeit und Offenheit. Und dennoch blieben die Dichotomien als solche der „Elefant im Raum“ auf allen Veranstaltungen.

Strukturelle Verankerungen – von „Laienkunst“ zu „Breitenkultur“

Das Bewertungssystem des distinktionsorientierten Kulturverständnisses ist seinerseits fest verwoben mit den Strukturen der Kulturpolitik. Während der Beratungsgespräche zur Vorbereitung der Dialogveranstaltungen erkannte Stefan Hallmayer, Intendant des Theaters Lindenhof auf der Schwäbischen Alb, als „Hauptproblem der Qualitätsfrage“ eine damit einhergehende artifizielle „Spartifizierung“ kultureller Arbeit, die von den Kulturschaffenden eine beständige Einordnung in „althergebrachte Qualitätsmaßstäbe“ einfordere, um Fördergelder zu erhalten.²³ Kulturpolitisch wirkmächtige Strukturen perpetuierten damit den Gegensatz von „Hoch- und Breitenkultur“.

Die wirkmächtige Unterscheidung zwischen diesen als überkommen reflektierten Kultursparten spiegelt sich letztlich in den Strukturen der kulturpolitischen Institutionen wider, in denen es jeweils separate Zuständigkeiten gab und gibt. Der zuständige Referent im MWK sprach mir gegenüber von der „Breitenkultur“ als einem „bislang verhältnismäßig wenig beachteten kulturpolitischen Bereich“. Erst durch die Coronapandemie mit den zahlreich eingegangenen Anfragen und Anträgen auf Nothilfe sei

20 Auch hier gilt das wieder für Kulturschaffende wie auch Verwaltungsangestellte und Politiker*innen gleichermaßen – jedoch durchaus in unterschiedlichen Argumentationskontexten und mit unterschiedlichen Zielsetzungen verbunden, die ich hier im Einzelnen nicht aufschlüsseln kann.

21 Diese Begriffe finden sich so in verschiedenen Reden zur Einbegleitung verschiedener partizipativer Dialogveranstaltungen vor, die von Politiker*innen gehalten wurden.

22 Der Kultur in ländlichen Räumen wurde hier insbesondere zugutegehalten, dass sie „Begegnungen“ ermögliche. Ein Wert, der durch die gesundheitspolitischen Beschränkungen gleichsam zur Gefahr wurde und damit seine Wirkung verlor.

23 Notizen beim Vorbereitungstreffen zur ersten Dialog-Veranstaltung am 07.11.2018.

letztlich bewusst geworden, wie viele Vereine auf unterschiedliche Art grundlegende Kultur-, Jugend- und Sozialarbeit leisten. Die Vereine spielten in der Mittelverteilung oder Förderpolitik bisher eine untergeordnete Rolle, finanzierten sie sich doch meist selbstständig aus Mitgliedsbeiträgen oder durch Feste und Märkte, die jetzt wegbrachen.

Der heute so benannte „Aufgabenbereich für Breitenkultur“ wurde erst 2011 aus dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport umressortiert in das Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst und später von dem genannten Referenten von seiner ursprünglichen Bezeichnung der „Laienkunst“ in „Breitenkultur“ umbenannt. Er habe sich hier an den Bezeichnungen aus dem Sportbereich orientiert, berichtete mir der Referent, denn im Breitensport gelte das Motto „Ohne Breite keine Spitze“. Hier gebe es allerdings keine vergleichbare Minderbewertung des Amateursports, wie er sie als Vertreter der Laienkunst und -kultur „in den ersten Jahren verstärkt“ erfahren habe.²⁴

Neben dem MWK ist aber auch das Ministerium für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz Baden-Württemberg (MLR) für Kultur in ländlichen Räumen zuständig, so fällt die Betreuung der Landfrauen- und Landjugendverbände unter die Zuständigkeit des MLR. Entsprechend war zu beobachten, dass Vertreter*innen dieser Verbände bei den partizipativen Veranstaltungen weniger vertreten waren als das Kernklientel des Kunstministeriums, sprich Akteur*innen aus Kunst, Musik, Theater, Literatur und Museum.²⁵

In den Förderprogrammen der letzten zehn Jahre werden ländliche Räume bzw. Kunst- und Kulturprojekte zunehmend stärker adressiert. Die erhöhte Aufmerksamkeit ist auf die Entwicklungspolitik der „gleichwertigen Lebensverhältnisse“ zurückzuführen, die wiederum auf „gesellschaftliche Herausforderungen“ wie demografischen Wandel, Mobilitätsanforderungen und zunehmend ländlich verorteten Rechtspopulismus²⁶ reagiert. Hier ist insbesondere das Programm „TRAF0 Modelle für Kultur im Wandel“ hervorzuheben, das 2016 von der Kulturstiftung des Bundes gestartet wurde, um „lernende Kulturregionen“ zu fördern.²⁷ Die Vielfalt der geförderten Projekte war sehr breit, nicht wenige davon waren auf die Kooperation und Partizipation im Mix zwischen Profis und Amateur*innen, urban und rural verorteten Kulturschaffenden konzentriert. Auch hier stolperten einige Projekte über die bereits diskutierte Verständigungsschwierigkeit zwischen den etablierten Kultursparten: So wurden in einem Dorf auf der Alb Kunstwer-

24 Gespräch vom März 2021.

25 Der Wille zu einer stärkeren ressortübergreifenden Zusammenarbeit wurde aber als ein Ergebnis des Dialogprozesses festgehalten (Bildhauer 2020: 138).

26 Zu einer kritischen Diskussion dieser populären Deutung siehe die Studie von Förtner et al. 2019.

27 Kulturstiftung des Bundes: TRAF0 Modelle für Kultur im Wandel. URL: <https://www.trafo-programm.de/#menu-anchor>, Zugriff 20.03.2021. Dieses Förderprojekt ist seit 2017 verknüpft mit LEADER, siehe dazu: https://www.trafo-programm.de/2416_regionen/880_schwabische-alb/1466_projekt/2711_der-trafo-leader-fonds, Zugriff 31.07.2021.

ke eines Berliner Künstlers zerstört.²⁸ Der Bürgermeister der Nachbargemeinde erklärte mir den Hintergrund des Vandalismus aus seiner Sicht: Die Projektverantwortlichen hätten es „nicht geschafft, den Sinn ihres Tuns zu transportieren“. Das Projekt sei nicht lokal angebunden und wenig innerhalb der Bevölkerung bekannt und verständlich gemacht worden: „Neunzig Prozent weiß das vermutlich scho' gar net mehr, dass das mal stattg'funde hat und die andere saget, „So en unnödiger Kruscht, der da rumgestande isch.“²⁹ Zudem habe es an einem lokalen „Sprachrohr“, also einer*m Fürsprecher*in gefehlt und somit an der strukturellen Verankerung und Situierung vor Ort. So waren es nicht selten strukturelle Gründe, die die Nachhaltigkeit von Kulturprojekten des TRAFÖ-Programms unterminierten. Es fehlte am Personal, um die kurzfristig etablierten Ideen fortzuführen, oder an Mittelpersonen, die entstandene Netzwerke lokal verankerten. Aus dieser Erkenntnis erfolgte ein Umdenken in der Förderpolitik Baden-Württembergs hin zu mehr struktureller statt projektorientierter Förderung: Seit 2020 wurden in sechs Regionen sogenannte „Regionalmanagerinnen“ eingesetzt, die als eine Art Cultural Broker zwischen Verwaltung und Kulturarbeit für die Sichtbarkeit und Vernetzung von Kultur- und Kunstschaffen in einem Landkreis sorgen sollen (TRAFÖ 2021).³⁰

Programme wie „TRAFÖ“ diversifizieren die klischeehaften Imaginationen von Landkultur mit Männergesangsverein und Trachtentanzgruppe und haben damit das Potenzial, veränderte Imaginationen des Ländlichen hervorzubringen. In ihrer Forderung nach Transformation, Wandel und Entwicklung perpetuieren sie aber andererseits das defizitäre Bild von der ruralen Amateurkultur und unterschätzen die Potenziale von Chören und Tanzgruppen.

Strukturell verankert ist durch die Förderpolitik auch das Ideal von der ruralen Kultur als „selbstgemacht“ und daher „authentisch“ und nicht kommerziell (Bildhauer 2020: 133). Als „Begegnungsraum“ in sogenannten „Dritten Orten“ (Kersten et al. 2022) kann daher nur das selbstorganisierte Bürgercafé finanziell gefördert werden, nicht aber das kommerziell betriebene Café, indem die Gäste einfach nur konsumieren statt mit anzupacken. Dies führt nicht nur häufig zu einer Überlastung der ohnehin wenigen ehrenamtlich Engagierten, sondern auch zu einer Ausblendung kommerzieller und populärer Kultur im Sinne von Massentauglichkeit und Mainstream als Feld der kulturellen Betätigung und auch des Kulturgenusses. Auf den von mir besuchten partizipativen Veranstaltungen fehlten beispielsweise Organisator*innen von Musikfestivals, wie sie als „Umsonst und Draußen“ – durchaus selbstorganisiert – die Jugendkultur in ländli-

28 Schwäbisches Tagblatt vom 28.08.2017: Kunstwerk zerstört – bangen um Interim. Unbekannte demolieren die Riesenbuchstaben von Christian Hasucha aus Berlin. URL: <https://www.tagblatt.de/Nachrichten/Kunstwerk-zerstoert-bangen-um-Interim-344182.html>, Zugriff 25.07.2021.

29 Interview mit dem Bürgermeister der Gemeinde Hülben auf der Schwäbischen Alb im August 2019.

30 Auch dieses Projekt bleibt jedoch zunächst ein Modellprojekt, angelegt für drei Jahre für sechs ausgewählte Landkreise in Baden-Württemberg. Im Koalitionsvertrag ist aber eine Ausweitung des Pilotprojektes vorgesehen. Zusätzlich wurde seit 2020 eine Referatsstelle im MWK mit Zuständigkeit für Kunst und Kultur in ländlichen Räumen neu geschaffen.

chen Räumen prägen und eine Bühne für die zahlreichen Amateur-Musikformationen zwischen Pop und Punk bieten, die inhaltlich mehr angloamerikanischen als schwäbischen Traditionen folgen. Kaspar Maase plädiert daher für eine Kulturpolitik, die „den real existierenden Mainstream, sein Publikum und deren gemeinsame Potenziale ästhetisch ernst“ (Maase 2015) nimmt – auch als Entwicklungsziel für kulturelle Bildung.

Dabei wären die Dialogveranstaltungen grundsätzlich auch für diese Kulturakteur*innen offen gewesen, versuchte man doch gezielt auch gerade jüngere Kulturschaffende anzusprechen.³¹ Generell überwog in den offiziellen Reden, den Protokollen und den informellen Diskussionen in den kulturpolitischen Veranstaltungen nicht die Suche nach dem Althergebrachten, sondern die Rede von Innovation als Richtwert und Zielsetzung von Kunst und Kultur in ländlichen Räumen.³² Neben der Frage, was qualitätsvolle Kunst und Kultur ausmache, trat damit die Frage nach „zeitgemäßer“ Kunst und Kultur in ländlichen Räumen auf, die wiederum als Angriff auf eine Kulturarbeit aufgefasst wurde, die „auf Bewahren und Tradition“³³ ausgerichtet sei. Damit ist ein weiteres urban/rural verortetes Spannungsfeld benannt, das mit fest verankerten Imaginationen von Urbanität und Ruralität einhergeht: von Fortschritt, Schnellebigkeit und Unverbindlichkeit einerseits und Tradition, Verbindlichkeit und Verbundenheit mit Herkunft und Heimat andererseits.

Falsche Freunde: Heimat, Identität, Gemeinschaft und Ländlichkeit

Die Verbindung dieser Begriffe bildete ein häufig verwendetes Narrativ in den öffentlichen Verlautbarungen zu den besuchten Veranstaltungen. Fast in jeder Eröffnungsrede durch Politiker*innen wurden die sogenannten gesellschaftlichen Herausforderungen den Chancen gegenübergestellt, diesen durch „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ zu begegnen und damit „Heimat und Identität“ sowie „den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu stärken“.³⁴ In Verbindung mit der Frage nach einer „zeitgemäßen Kulturarbeit“ sowie der rhetorisch nebeneinandergestellten Beziehung von Ländlichkeit, Gemeinschaft,³⁵ Heimat und Tradition erzeugte das Narrativ jedoch eine wirkmächtige

31 In Karlsruhe wurde im Oktober 2019 eigens für Jugendliche ein eigenes Diskussionsforum abgehalten, an dem wohl vorwiegend Schüler*innen teilgenommen hatten, wie mir die Referentin des MWK berichtete. Dieses Forum stand mir aber nicht zur Teilnahme offen.

32 „Wie sieht zeitgemäße Kulturarbeit aus?“ oder „Wie kann Kunst und Kultur dem Veränderungsdruck in ländlichen Räumen begegnen?“ oder „Wie muss Ehrenamt zukünftig aussehen?“, waren Fragen, mit denen sich die Beteiligten in den partizipativen Themenräumen des Dialogforums „Kunst und Kultur in ländlichen Räumen“ beschäftigten.

33 Gespräch mit Vertreter*innen von Heimat- und Trachtenverbänden während einer Veranstaltung im Dialogprozess am 28.03.2019.

34 Rede der Staatssekretärin zur Eröffnung einer Veranstaltung des Dialogprozesses am 28.03.2019.

35 Eine nähere Betrachtung des Konnexes von Gemeinschaft, Zusammenhalt, Ländlichkeit und Kultur wäre hier ebenfalls lohnenswert. Als Wert von „Kunst und Kultur“ wurde auch sehr stark ihr Potenzial, „Gemeinschaft zu stiften“ und „Brücken zu bauen“, hervorgehoben (z. B. Kretschmann 2020: 12), die-

semantische Schiefelage. Die positiv gemeinte Entschleunigung durch Tradition und Gemeinschaft kippte im Kontext der Forderung nach Entwicklung und Wandel schnell zur Rückständigkeit. Und die Heimat, die vermutlich als Ort der Gestaltung gerahmt werden sollte, brachte im Umfeld von Begriffen wie Identität und Gemeinschaft populäre Imaginationen des Ländlichen als Sehnsuchtsort und „Besänftigungslandschaft“ (Bausinger 2008: 355) hervor. Gleichzeitig blieben die Begriffe in ihrer Uneindeutigkeit bestehen, ohne im Einzelnen diskutiert zu werden.³⁶

In der Praxis der letzten Jahre zeigen vor allem Theaterprojekte, wie die politisch aufgeladenen Begriffe Heimat (Ahrens 2019; Thiemeyer 2018) und Identität (Brubaker/Cooper 2000; Thiemeyer 2021) produktiv genutzt und zur flexiblen Verhandlungsmasse für die Reflexion von Selbst- und Fremdwahrnehmungen werden können. Darunter das Projekt „Heimatkarawane“, das – initiiert vom Landesverband Amateurtheater in Baden-Württemberg – „interkulturelle Performances“ in sechs Gemeinden der Schwäbischen Alb gemeinsam mit der lokalen und diversen Bürgerschaft inszenierte und dabei „„Heimat‘ sowie die verschiedenen Bräuche und Traditionen der Teilnehmenden“³⁷ erörterte. Auch das Theater Lindenhof, das gerne mit dem Slogan „Welttheater für die Heimat, Heimattheater für die Welt“³⁸ beschrieben wird, galt auf Veranstaltungen und in Diskussionen als modellhaft. Heimat, so heißt es in einer ethnografischen Studie über das Theater, werde hier „als lokaler, regionaler Niederschlag universeller Phänomene“ (Wasitschek 2021: 121) verstanden. Dies führt zu Stücken, die „Reibungsfläche“ mit den lokalen Verhältnissen und ihrer Geschichte bieten, „als ständige Auseinandersetzung [...] mit den Wunden. Nicht nur mit dem Schönen“ (Wasitschek 2021: 122). Ein solch offener und kritischer Umgang mit Heimat ist getragen von einem kulturwissenschaftlichen Heimatverständnis, das sich in den 1980er Jahren – zur Gründungszeit des Theaters Lindenhof – und gleichzeitig zur Blütezeit der Beteiligung der Empirischen Kulturwissenschaft an kulturpolitischen Debatten herausbildete: Heimat „als Element aktiver Auseinandersetzung“ (Bausinger 1980: 21) und Raum der aktiven Aneignung (Greverus 1979). So verstanden, bilden Heimat und Zukunftsgewandtheit keine Gegensätze mehr. Dafür braucht es aber ein „stabiles Framing“ (Lätzel 2020: 98) des Heimatbegriffs und

ses Potenzial wurde durch Politiken der Pandemiebekämpfung, in der Begegnung zur Gefahr erklärt wurde, wiederum ad absurdum geführt.

- 36 Ein Austausch oder gar eine (kontroverse) Diskussion zu den praktizierten Konzepten von Identität, Tradition und Heimat zwischen Vertreter*innen der Hoch- und Breitenkultur, hier auch migrantischen Kulturvereinen, konnte auf den kulturpolitischen Veranstaltungen nicht beobachtet werden. Leider gab es generell keine Beteiligung von migrantischen Kulturinitiativen bei den von mir begleiteten partizipativen Veranstaltungen.
- 37 Heimatkarawane. URL: <https://www.heimatkarawane.de/>, Zugriff 22.03.2021. Das Projekt wurde von Beate Kegler, Kulturwissenschaftlerin assoziiert am Institut für Kulturpolitik der Universität Hildesheim, wissenschaftlich begleitet und evaluiert (Kegler 2020).
- 38 Theater Lindenhof: Über uns. URL: <https://www.theater-lindenhof.de/service/ueber-uns/>, Zugriff 22.03.2021.

derjenigen Begriffe (Identität, Gemeinschaft und Zusammenhalt und Tradition), deren Deutungshorizont eine gefährliche Offenheit zulässt und die in der Vergangenheit allzu häufig unreflektiert mit „Heimat“ in Beziehung gesetzt wurden.

Zu diesen „falschen Freunden“ der Heimat gehört auch die Ländlichkeit. Denn Heimat präsentiert sich, „gelöst von nur ländlichen Assoziationen“ durchaus als „urbane Möglichkeit“, so Hermann Bausinger (2008: 364; Herv. i. O.). Wie auch die Beiträge im aktuellen Jahrbuch für Kulturpolitik zum Thema „Heimat als kulturpolitische Herausforderung“ belegen, ist das stark umkämpfte, weil politisch wirkmächtige Heimatnarrativ keineswegs nur für die Zuschreibung ländlicher Räume relevant, sondern international genutzt und umkämpft (Adam 2020; Butt-Posnik 2020; Müntefering 2020). Das Potenzial, sich mittels kulturellen und künstlerischen Ausdrucks kritisch mit „Heimat und Identität“ als Marke, Reizwort und Politikum auseinanderzusetzen, gilt eben nicht nur für Projekte, die sich im ländlichen Raum verorten, sondern für alle Umgebungen und Räume, die sich mit einem praxeologischen Verständnis von „Beheimatung“ aneignen lassen (Binder 2010; Römhild 2020).

In der Zuständigkeitsmarkierung von Heimat und Ländlichkeit schwingt – gerade in Verbindung mit dem Traditionsbegriff – die Assoziation einer ländlich geprägten, auf Bewahren und Herkunftssuche ausgelegten konservativen und romantisierten „Volkskultur“ mit (Wietschorke/Schmidt-Lauber 2016). Das – so zeigen die oben genannten Projekte – tut dem Kulturschaffen in ländlichen Räumen unrecht. Insofern müsste die Rhetorik von Heimat und Identität grundlegend entruralisiert werden. Beheimatung als Aneignungspraxis kann schließlich überall stattfinden. Und Heimat verliert oder erarbeitet man sich nicht nur auf dem Land. Oder fungiert das Narrativ von Heimat und Identität als bloße Beschwichtigung und Bestätigung der Daseinsberechtigung gegenüber der sogenannten „Heimatspflege“, ohne deren tatsächliches Potenzial je genau anzuschauen? Hier braucht es ein stärkeres Vertrauen in das breite Kulturschaffen und sein Potenzial zur Auseinandersetzung mit lokaler Geschichte, Kulturerbe und Gegenwart. Spartenübergreifende Projekte zwischen der sogenannten Hoch-, Breiten- und Popkultur auf Augenhöhe können hier offene Zugänge bieten, die es lohnt, weiterhin auch wissenschaftlich zu begleiten, um genauer zu untersuchen, wie Beheimatungspraktiken konkret durch die kulturellen Erfahrungen im Zusammenhang mit Kulturerbe, ästhetischer Erfahrung und Geschichte gelebt und diskutiert werden.

Mit Wissenstransfer zu einer *rurbanen*, breiten Kultur

Mit den oben aufgeführten Vorschlägen und Forderungen wird die Verschiebung meiner Rolle von der analysierenden, hinterfragenden zur involvierten Wissenschaftlerin evident. Was kann Kulturwissenschaft zur Lösung der oben diskutierten Spannungsfelder und Paradoxien in der Steuerung von Kunst und Kultur in ländlichen Räumen beitragen? Es wird nicht möglich sein, gegen machtvolle Diskurse und Imaginationen anzuschreiben, diese gar aufzulösen. Auch der schier fetischisierte Bewertungsdrang –

die utilitaristische Frage nach Relevanz – lässt sich nicht durch bloße Kritik umgehen. Zum einen ist es aber bereits wichtig, auf die Paradoxie und die daraus folgende Produktivität des Kulturdispositivs und seiner Bewertungsmaschinerie hinzuweisen und damit Reflexion anzustoßen. Zum anderen ist die im kulturpolitischen Leitdiskurs fest verankerte Frage nach der Relevanz und dem Potenzial von kulturellem Ausdruck als Ressource für eine gesellschaftspolitisch engagierte Kulturwissenschaft auch eine reizvolle. Die Chancen eines breiten – Widersprüche zulassenden – Kulturverständnisses sollten an dieser Stelle (wieder einmal) vorgebracht werden. In Baden-Württemberg gab es bereits in den 1980er und 1990er Jahren kulturpolitisch ausgerichtete Studien aus der Empirischen Kulturwissenschaft, die für die Überwindung eines Denkens von Kultur in Sparten und Dichotomien zwischen Stadt/Land, Wirtschaft/Kultur, Kunst/Brauch argumentierten (Frahm/Magel/Schüttler 1994; Köhle-Hezinger 1989). Dass diese Argumente letztlich nicht gehört oder umgesetzt wurden, mag an der Produktivität des distinktionsorientierten Kulturdispositivs liegen, und es führte sicherlich auch zu einer gewissen Frustration für meine Vorgängerinnen und auch für mich, sich im Feld der Kulturpolitik wieder unter denselben, als überkommen verstandenen Vorzeichen wiederzufinden. Aber viele Vorzeichen stehen heute auch anders, die Akteur*innen sind reflektierter, sind sich der angesprochenen Dichotomien bewusst und versuchen, sie zu umgehen und aufzubrechen. Und vielleicht ist erst jetzt, vor dem Hintergrund von Pandemie, Klimakatastrophe und Krieg, die Bereitschaft da, ein Kulturverständnis wahrzunehmen, das Kunst- und Kulturschaffen sowie kulturelle Bildung nicht von Wirtschaft, Politik und Ökologie separiert, sondern als „Ausdruck von Lebenswillen [und] Antwort auf Existenzbedrohung“ (Köhle-Hezinger 1989: 19) versteht und damit als noch wirkmächtigere Ressource in Wert setzt als es ein wirtschaftlicher Standortfaktor je sein konnte.

Aktuell schließen die Arbeiten des freischaffenden Kulturwissenschaftlers Kenneth Anders an diese Überlegungen zur Etablierung eines breiten Kulturbegriffs in der Kulturpolitik an. Er fordert dazu auf, kulturelle Bildung als „landschaftliche Bildung“ und „Gewinn eigener Gestaltungsmöglichkeiten“ der Beziehung zwischen Mensch und Umwelt zu verstehen (Anders 2018). Es müsse sich die Erkenntnis durchsetzen, dass „touristische Effekte und Imagegewinn nur zu den Sekundäreffekten der Kulturförderung gehören können“. Feuerwehrleute und Landwirte seien dabei genauso Kulturschaffende wie bildende Künstler*innen, denn ihre Tätigkeiten stellen Bezüge zu Landschaft und Gesellschaft her, die kulturprägend sind.

Zum Schluss möchte ich aber noch für eine zusätzliche Erweiterung des Kulturverständnisses plädieren, die nicht zuletzt aus der Begegnung der in den von mir begleiteten Veranstaltungen stark repräsentierten Vertreter*innen der darstellenden Künste resultiert. Hermann Bausinger schreibt 1994, Kultur sei mehr als Kunst. Letztlich sei eine funktionierende Gesellschaft über die Qualität der Alltagskultur und nicht so sehr über die Qualität der „Aufführungen, Anstrengungen und Darbietungen“ bestimmt

(Bausinger 1994: 22). Ich möchte hier einen Kulturbegriff schärfen, der sich nicht abgrenzt von den Aufführungen und Darbietungen der Kunst. Kultur ist mehr – Kultur ist auch Kunst.³⁹ Kunst, verstanden als Praxis ästhetischen und kulturellen Ausdrucks mit gesellschaftspolitischer Wirkung und Erwerbsarbeit (Bürkert 2019; Schürkmann 2017), aber auch als „ästhetische Erfahrung“ (Maase 2019). Die Effekte dieser vor allem auch lustvollen Erfahrung auf die Entwicklung individueller Persönlichkeiten und auf die Entfaltung eines – weniger sozial als ästhetisch wirksamen – Kollektivbewusstseins, sollten nicht unterschätzt, sondern auch kulturwissenschaftlich erforscht werden. Insofern möchte ich für die Inwertsetzung der Potenziale einer breiten Kultur statt einer Breitenkultur in Kulturpolitik und Kulturwissenschaft eintreten, die die verschiedenen historisch gewordenen Kultursparten nicht gegeneinander ausspielt, sondern ihr Potenzial stärkt, Umwelt zu gestalten, Persönlichkeiten und Kollektive lustvoll zu prägen und ein Problembewusstsein für ein gutes Zusammenleben zu entwickeln. Diese breite Kultur wäre rurban, also im Geflecht städtisch und ländlich gerahmter Umwelten situiert und damit prägend für ein *place making* jenseits der eingeübten Denkmuster.

Literatur

- Adam, Jens. 2020. Heimat verlernen? Perspektiven für eine postnationalstaatliche Kulturpolitik. In *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, hrsg. vom Institut für Kulturpolitik, 125–136. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839444917-017>
- Adam, Jens, und Asta Vonderau. 2014. Formationen des Politischen. Überlegungen zu einer Anthropologie politischer Felder. In *Formationen des Politischen. Anthropologie Politischer Felder*, hrsg. von Jens Adam, und Asta Vonderau, 7–32. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839422632.7>
- Adell, Nicolas. 2012. The French Journeyman Tradition: Convergence between French Heritage Traditions and UNESCO's 2003 Convention. In *Heritage Regimes and the State* (Göttingen Studies in Cultural Property, 6), ed. by Regina Bendix, Aditya Eggert, and Arnika Peselmann, 177–194. Göttingen: University Press.
- Ahrens, Jörn. 2019. Das Rätsel der Heimat. Zur gesellschaftlichen Haltbarkeit eines unentfalteten Begriffs in aktuellen Vorstellungen zur „Leitkultur“. In *Heimatgedanken. Theologische und kulturwissenschaftliche Beiträge*, hrsg. von Frank Thomas Brinkmann, und Johanna Hammann, 7–25. Wiesbaden: Springer VS. https://doi.org/10.1007/978-3-658-22253-6_2
- Anders, Kenneth. 2018. Es geht um Freiheit. Über die ländliche Kultur als Gegenstand öffentlicher Förderung und eine Kulturelle Bildung als Landschaftliche Bildung. In *Kulturelle Bildung Online*. URL: <https://www.kubi-online.de/artikel/geht-um-freiheit-ueber-laendliche-kultur-gegenstand-oeffentlicher-foerderung-kulturelle>. Zugriff 20.07.2021.

39 Die zahlreichen Projekte ethnografisch-künstlerischer Kooperation aus den letzten Jahren belegen dieses Potenzial (Barboza et al. 2020; Bayer et al. 2009; Binder et al. 2008; Hamm/Schönberger 2021; Holfelder et al. 2018).

- Barboza, Amalia, Barbara Krug-Richter, und Sigrid Ruby, Hrsg. 2020. *Heimat verhandeln? Kunst- und kulturwissenschaftliche Annäherungen*. Köln: Böhlau. <https://doi.org/10.7788/9783412515904>
- Barlösius, Eva. 2018. Dörflichkeit? Theoretische und empirische Reflexionen über einen heterodoxen Begriff. *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 66/2: 55–68.
- Bätzing, Werner. 2020. *Das Landleben. Geschichte und Zukunft einer gefährdeten Lebensform*. München: C. H. Beck. <https://doi.org/10.17104/9783406748271>
- Bausinger, Hermann. 1980. Kulturelle Identität – Schlagwort und Wirklichkeit. In *Heimat und Identität. Probleme regionaler Kultur*, hrsg. von Konrad Köstlin et al., 9–24. Neumünster: Wachholtz.
- Bausinger, Hermann. 2008 [1986]. Heimat in einer offenen Gesellschaft. Begriffsgeschichte als Problemgeschichte. In *Empirische Kulturwissenschaft. Eine Tübinger Enzyklopädie*, hrsg. von Reinhard Johler, und Bernhard Tschofen, 351–366. Tübingen: TVV-Verlag.
- Bausinger, Hermann. 1994. Kultur ist mehr ... In *Kultur – ein Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum. Anregungen, Tips und Beispiel aus der Praxis*. hrsg. von Eckart Frahm, Holger Magel, und Klaus Schüttler, 13–22. München: Jehle.
- Bayer, Natalie et al., Hrsg. 2009. *Crossing Munich. Texte zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus*. München: Silke Schreiber Verlag.
- Beer, Mathias. 2014. *Baden-Württemberg – Eine Zuwanderungsgeschichte*. Stuttgart: Landeszentrale für politische Bildung.
- Bendix, Regina. 2013. Dynamiken der In-Wertsetzung von Kultur(erbe). Akteure und Kontexte im Lauf eines Jahrhunderts. In *Kultur all inclusive. Identität, Tradition und Kulturerbe im Zeitalter des Massentourismus*, hrsg. von Burkhard Schnepel, 45–73. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839420898.45>
- Bhabha, Homi K. 2000: *Die Verortung der Kultur*. Tübingen: Stauffenberg-Verlag.
- Bildhauer, Judith. 2020. Vom Eigensinn der Landkultur. In *Dialog 2020. Kulturpolitik für die Zukunft*, hrsg. vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Baden-Württemberg, 133–138. Stuttgart: MWK.
- Binder, Beate. 2010. Beheimatung statt Heimat. Translokale Perspektiven auf Räume der Zugehörigkeit. In *Zwischen Emotion und Kalkül. ‚Heimat‘ als Argument im Prozess der Moderne*, hrsg. von Manfred Seifert, 189–204. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag.
- Binder, Beate et al., Hrsg. 2008. *Kunst und Ethnographie. Zum Verhältnis von visueller Kultur und ethnographischem Arbeiten* (= Berliner Blätter, 46). Münster, und Berlin: LIT Verlag.
- Brubaker, Rogers, and Frederick Cooper. 2000. Beyond 'identity'. *Theory and Society* 29/1: 1–47. <https://doi.org/10.1023/A:1007068714468>
- Bürkert, Karin. 2019. Wo Kunst Stadt findet – Container als Ressource, Aufwendung und Argument. In *Wirtschaften. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*, hrsg. von Karl Braun et al., 622–633. Marburg: Förderverein der Marburger kulturwissenschaftlichen Forschung und Europäischen Ethnologie.
- Butt-Posnik, Jochen. 2020. „Heimat – Wer braucht sie und wenn ja, wie viele?“ In *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, hrsg. vom Institut für Kulturpolitik, 137–144. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839444917-018>
- Eizenberg, Efrat. 2013. *From the Ground Up. Community Gardens in New York City and the Politics of Spatial Transformation*. Ashgate, Surrey, and Burlington: Routledge.

- Fenske, Michaela, Arnika Peselmann, und Daniel Best, Hrsg. 2021. *Ländliches vielfach! Leben und Wirtschaften in erweiterten sozialen Entitäten*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Förtner, Maximilian, Bernd Belina, und Matthias Naumann. 2019. Stadt, Land, AfD. Zur Produktion des Urbanen und des Ruralen im Prozess der Urbanisierung. *sub\urban. Zeitschrift für kritische Stadtforschung* Bd. 7 Nr. 1/2: 23–44. DOI: <https://doi.org/10.36900/suburban.v7i1/2.483>
- Frahm, Eckart, Holger Magel, und Klaus Schüttler, Hrsg. 1994. *Kultur – ein Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum. Anregungen, Tips und Beispiel aus der Praxis*. München: Jehle.
- Georg-August-Universität Göttingen, Hrsg. 2020. *Das Soziale-Orte-Konzept. Neue Infrastrukturen für gesellschaftlichen Zusammenhalt*. Göttingen: Georg-August-Universität.
- Gerndt, Helge. 1975. Städtisches und ländliches Leben. Beschreibungsversuch eines Problems. In *Stadt-Land-Beziehungen. Verhandlungen des 19. Deutschen Volkskundekongresses in Hamburg vom 1. bis 7. Oktober 1973*, hrsg. von Gerhard Kaufmann, 31–46. Göttingen: Otto Schwartz.
- Göttsch-Elten, Silke. 2017. Ländlichkeit als sinnliche Erfahrung – zu einem Wahrnehmungsparadigma der Moderne. In *Kulturen der Sinne. Tagungsband des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Zürich 2015*, hrsg. von Johannes Moser et al., 62–77. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Greverus, Ina-Maria. 1979. *Auf der Suche nach Heimat*. München: C. H. Beck.
- Grewe, Maria. 2017. *Teilen, Reparieren, Mülltauchen. Kulturelle Strategien im Umgang mit Knappheit und Überfluss*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839438589>
- Hamm, Marion, and Klaus Schönberger, eds. 2021. *Contentious Cultural Heritages and Arts: A Critical Companion*. Klagenfurt, and Celovec: Wieser Verlag.
- Hilsberg, Pia. 2021. *Echt selbstgemacht. Authentizität als ästhetische Erfahrung*. Tübingen: TVV-Verlag.
- Holfelder, Ute, Klaus Schönberger, Thomas Hengartner, und Christoph Schenker, Hrsg. 2018. *Kunst und Ethnografie – zwischen Kooperation und Ko-Produktion? Anziehung – Abstoßung – Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven*. Zürich: Chronos Verlag.
- Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V., Hrsg. 2019/20. *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20. Bd. 17. Thema: Kultur.Macht.Heimaten. Heimat als kulturpolitische Herausforderung*. Bielefeld: transcript Verlag.
- IREUS – Institut für Raumordnung und Entwicklungsplanung. 2020. *Entwicklung der Ländlichen Räume in Baden-Württemberg. Forschungsvorhaben im Auftrag des Ministeriums für Ländlichen Raum und Verbraucherschutz Baden-Württemberg. Abschlussbericht*. Stuttgart, und Dortmund.
- Jacobs, Marc. 2014. Cultural Brokerage. Addressing Boundaries and the New Paradigm of Safeguarding Intangible Cultural Heritage, *Folklore Studies, Transdisciplinary Perspectives and UNESCO. Volkskunde* 115/3: 265–291.
- Kegler, Beate. 2019. Künstlerische Vielfalt als Praxis. Theaterkultur im ländlichen Raum. In *Theater in der Provinz. Künstlerische Vielfalt und kulturelle Teilhabe als Programm*, hrsg. von Schneider, Wolfgang, Katharina M. Schröck, und Silvia Stolz, 14–27. Berlin: Verlag Theater der Zeit.

- Kegler, Beate. 2020. *Sodele, Habibi ... Heimatkarawane. Evaluation des Modellvorhabens zur diversitätsbasierten Kulturarbeit in ländlichen Räumen der Lernenden Kulturregion Schwäbische Alb*. Hildesheim: Institut für Kulturpolitik, Universität Hildesheim.
- Kegler, Beate, Daniela Koß, and Wolfgang Schneider. 2017. Introduction. In *Vital Village. Development of Rural Areas as A Challenge for Cultural Policy*, ed. by Wolfgang Schneider, Beate Kegler, and Daniela Koß, 19–26. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839439883-003>
- Kenntner, Julius Felix. 2021. (T)Raumpioniere – Kreative und Kulturschaffende auf dem Land im Spannungsfeld von Imagination und Frustration. *Bayerisches Jahrbuch für Volkskunde*: 49–62.
- Kesten, Jens, Claudia Neu, and Berthold Vogel. 2022. *Das Soziale-Orte-Konzept. Zusammenhalt in einer vulnerablen Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Knittel, Ann-Sophie. 2021. Das Theater Lindenhof aus Sicht seiner städtischen Besucher*innen. In *Was für ein Theater! Zwölf Einblicke in das Theater Lindenhof*, hrsg. von Gesa Ingendahl, 51–68. Tübingen. TVV-Verlag.
- Köhle-Hezinger, Christel. 1994. Wandel der Vereinskultur. Überlegungen zum Strukturwandel dörflicher Kultur. In *Kultur – ein Entwicklungsfaktor für den ländlichen Raum. Anregungen, Tips und Beispiele aus der Praxis*, hrsg. von Eckart Frahm, Holger Magel, und Klaus Schüttler, 119–128. München: Jehle.
- Köhle-Hezinger, Christel et al. 1989. *Kultur im ländlichen Raum. Eine Konzeption, verfaßt im Auftrag des Ministeriums für Ländlichen Raum, Ernährung, Landwirtschaft und Forsten Baden-Württemberg*. Tübingen: TVV-Verlag.
- Kretschmann, Winfried. 2020. Grußwort. In *Dialog 2020. Kulturpolitik für die Zukunft*, hrsg. vom Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst, Baden-Württemberg, 12–13. Stuttgart: MWK.
- Kurin, Richard. 1997. *Reflections of a Culture Broker: A View from the Smithsonian*. Washington: Smithsonian Institution Press.
- Lätzel, Martin. 2020. Eine Sache der Hoffnung. Kulturpolitische Implikationen zu Heimat und Identität.“ In *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, hrsg. vom Institut für Kulturpolitik, 95–104. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839444917-013>
- Löw, Martina. 2001. *Raumsoziologie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Maase, Kaspar. 1997. *Grenzenloses Vergnügen. Der Aufstieg der Massenkultur 1850–1970*. Frankfurt am Main: Fischer.
- Maase, Kaspar. 2015. Der Mainstream der Populärkultur: Feld oder Feind kultureller Bildung. In *Kulturelle Bildung Online*: <https://www.kubi-online.de/artikel/mainstream-populaerkultur-feld-oder-feind-kultureller-bildung>. Zugriff 20.12.2021.
- Maase, Kaspar. 2019. *Populärkulturforschung. Eine Einführung*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839445983>
- Maschke, Lisa, Michael Mießner, und Matthias Naumann. 2021. *Kritische Landforschung. Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839454879>
- May, Sarah. 2020. Kultur. In *Kulturtheoretisch argumentieren*, hrsg. von Timo Heimerdinger, und Markus Tauschek, 236–269. Münster, und New York: Waxmann Verlag.

- Meyer zu Bexten, Charlotte. 2021. Kulturpolitik im Ländle. Zwischen Leidenschaft und Existenzangst. In *Was für ein Theater! Zwölf Einblicke in das Theater Lindenhof*, hrsg. von Gesa Ingendahl, 69–95. Tübingen: TVV-Verlag.
- Müntefering, Michelle. 2020. Heimat suchen – Heimat finden. Neue Herausforderungen für die internationale Kulturpolitik? In *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, hrsg. vom Institut für Kulturpolitik, 121–124. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839444917-016>
- Nell, Werner, und Marc Weiland, Hrsg. 2021. *Gutes Leben auf dem Land? Imaginationen und Projektionen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839454251>
- Reckwitz, Andreas. 2004. Die Kontingenzzperspektive der „Kultur“. Kulturbegriffe, Kulturtheorien und das kulturwissenschaftliche Forschungsprogramm. In *Handbuch der Kulturwissenschaften, Band III: Themen und Tendenzen*, hrsg. von Friedrich Jäger, und Jörn Rüsen, 1–20. Stuttgart, und Weimar: J. B. Metzler Verlag.
- Rolshoven, Johanna. 2003. Von der Kulturraum- zur Raumkulturforschung. Theoretische Herausforderungen an eine Kultur- und Sozialwissenschaft des Alltags. *Zeitschrift für Volkskunde* 99: 189–213.
- Römhild, Regina. 2020. Heimat als subalterner Kampfbegriff. Eine Wiederentdeckung. In *Jahrbuch für Kulturpolitik 2019/20*, hrsg. vom Institut für Kulturpolitik, 81–88. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839444917-011>
- Ruby, Sigrid. 2014. „Die Dorfbewohner fanden wir gleich sehr zutraulich ...“ Kunst und ländlicher Raum. *Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie* 62/1: 11–33.
- Schilling, Julia et al. (RKI COVID-19 Study Group). 2021. Die verschiedenen Phasen der COVID-19 Pandemie in Deutschland: Eine deskriptive Analyse von Januar 2020 bis Februar 2021. *Bundesgesundheitsblatt* 64: 1093–1106. <https://doi.org/10.1007/s00103-021-03394-x>
- Schmidt-Lauber, Brigitta, und Georg Wolfmayr. 2020. Rurbane Assemblagen. Vorschlag für eine übergreifende Untersuchung von alltäglichen Aushandlungen von Stadt und Land. In *Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen*, hrsg. von Manuel Trummer, und Anja Decker, 23–44. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839449905-002>
- Schneider, Wolfgang, Beate Kegler, and Daniela Koß, eds. 2017. *Vital Village. Development of Rural Areas as A Challenge for Cultural Policy*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.14361/9783839439883>
- Schneider, Wolfgang, Katharina M. Schröck, und Silvia Stolz, Hrsg. 2019. *Theater in der Provinz. Künstlerische Vielfalt und kulturelle Teilhabe als Programm*. Berlin: Verlag Theater der Zeit.
- Scholz-Irrlitz, Leonore, Hrsg. 2017. *Entwicklung statt Abwicklung. Die Uckermark als Raum der Chancen?* (= Berliner Blätter, Bd. 75). Berlin: Panama-Verlag.
- Schürkmann, Christiane. 2017. *Kunst in Arbeit. Künstlerisches Arbeiten zwischen Praxis und Phänomen*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839433966>
- Schwedt, Herbert. 1968. *Kulturstile kleiner Gemeinden*. Tübingen: TVV-Verlag.
- Straukamp, Werner. 2021. „Vorübergehend geschlossen“. Disco in Corona-Zeiten. *Kulturen Sonderheft* 2021: 9–14.
- Thiemeyer, Thomas. 2018. Die Provinzialisierung der Heimat. *Blätter für deutsche und internationale Politik* 3: 69–78.

- Thiemeyer, Thomas. 2021. Identität. In *Exploring resources. On Cultural, Spatial and Temporal Dimensions of ResourceCultures*, ed. by Tobias Schade et al., 81–89. Tübingen: Tübingen University Press.
- Trummer, Manuel. 2018. Das Land und die Ländlichkeit. Perspektiven einer Kulturanalyse des Ländlichen. *Zeitschrift für Volkskunde* 114/2: 187–212.
- Trummer, Manuel, und Anja Decker, Hrsg. 2020. *Das Ländliche als kulturelle Kategorie. Aktuelle kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Stadt-Land-Beziehungen*. Bielefeld: transcript Verlag. <https://doi.org/10.1515/9783839449905>
- Universität Paderborn. 2021. *Wissenschaftler*innen der Universität Paderborn untersuchen Folgen der Corona-Pandemie für das Schützenwesen in Westfalen*. URL: <https://www.uni-paderborn.de/nachricht/94659>. Zugriff 23.02.22.
- Wasitschek, Karina. 2021. „Es ist die Wirklichkeit da draußen“. Ein Versuch nachzuspüren, wie die Lindenhöfler*innen „Heimat“ finden.“ In *Was für ein Theater! Zwölf Einblicke in das Theater Lindenhof*, hrsg. von Gesa Ingendahl, 99–126. Tübingen. TVV-Verlag.
- Wietschorke, Jens, und Brigitta Schmidt-Lauber. 2016. „Volkskultur“ zwischen Wissenschaft und Gesellschaft. Eine kritische Begriffsgeschichte. *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 2: 10–32.
- Young, Nathan. 2016. Responding to Rural Change: Adaption, Resilience and Community Action. In *Routledge International Handbook of Rural Studies*, ed. by Mark Shucksmith, and David L. Brown, 638–649. Abingdon et al.: Routledge.

Forum

Open Access

Die *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* (ZEKW) zieht mit dieser Doppelnummer frei zugänglich ins Internet um. Sie erscheint von nun an zweimal jährlich open access (kann aber weiter auch in gedruckter Form als Print on Demand bezogen werden). Dieser Transformationsprozess ist mehr als ein bloßer Medienwechsel: Er verändert grundlegend, was die Zeitschrift ist (vgl. dazu den Beitrag von Anne Dippel).

Der Umstellung sind Überlegungen vorausgegangen, die unter anderem in einem maßgeblich von Matthias Harbeck, Anne Dippel und Gabriele Alex (*Zeitschrift für Ethnologie*) verfassten DFG-Antrag zur Open-Access-Transformation anthropologischer Zeitschriften mündeten. An ihm waren auch mehrere Verlage, Fachgesellschaften sowie die Universitätsbibliotheken aus Berlin und Tübingen beteiligt, die das neue Open Journal System (OJS) betreuen, über das die ZEKW künftig verwaltet und indiziert wird.

Dieses Forum versucht, die zum Teil recht unterschiedlichen Argumente und Interessen rund um die Transformation der ZEKW in vier Beiträgen abzubilden, die von Marianne Dörr (Universitätsbibliothek Tübingen), Anne Dippel (Mitherausgeberin dieser Zeitschrift), Matthias Harbeck (Fachinformationsdienst) und Melanie Völker/Beate Plugge (Waxmann Verlag) stammen, also von Autor*innen, die am Open-Access-Antrag beteiligt waren und die spezifische Argumente ihrer Institutionen einbringen.

Hinzu kommt ein Beitrag von Markus Speidel zu Open Access in Museen. Denn die Frage des offenen Publizierens – darauf weist die Tübinger Bibliothekarin Marianne Dörr einleitend hin – ist Teil einer grundsätzlichen Bewegung in Richtung einer Open Science, die viele Institutionen des Forschungs-, Informations- und Dokumentationsbetriebs (Universitäten, Museen, Bibliotheken, Archive) betrifft. Open Science verlangt eine grundlegende Transparenz von Wissenschaft, ihrer Texte, Daten und Methoden und will kommerzielle Daten- und Text-Monopole beenden. „Ohne eine Veränderung dieser Rahmenbedingungen“, schreibt Dörr, „wird die Open-Access-Transformation nicht greifen – oder nur als neues Geschäftsmodell der alten kommerziellen Stakeholder weitergeführt werden.“ So gesehen ist die frei zugängliche ZEKW als Schritt in Richtung Open Science auch ein wissenschaftspolitisches Statement.

AD/TT

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.07>

Marianne Dörr

Open Access, Open Science – eine bibliothekarische Perspektive

Die Open-Access-Bewegung in Deutschland wurde mit der Berliner Erklärung von 2003 für eine breitere Öffentlichkeit sichtbar. Neben den großen Wissenschaftsorganisationen gehörte der Deutsche Bibliotheksverband zu den Unterzeichnern. Das frühe Open-Access-Engagement von Bibliotheken basierte vor allem auf ihrem Selbstverständnis als Informationsversorger bzw. als Vermittler von Zugang zu Information, ganz im Sinne einer Demokratisierung von Wissen und Wissenschaft und einer Unterstützung von Forschung, auch an weniger gut ausgestatteten Hochschulen und in weniger entwickelten Ländern. Denn Bibliotheken verbanden mit Open Access die Hoffnung, aus der „Zeitschriftenkrise“ zu entkommen: Seit Mitte der 80er Jahre fühlten sie sich durch die Preisspirale, vor allem der großen Verlagskonzerne geknebelt. Statt einer bedarfsorientierten Ausweitung der Informationsversorgung wurden – kostenbedingt – immer wieder Zeitschriften abbestellt oder Bücher nicht gekauft. So erschien Open Access als Licht am Ende des Preistunnels.

Open Access setzt Digitalisierung und entsprechende Infrastrukturen voraus. Viele Bibliotheken etablierten Hochschulschriftenserver, auf denen auch andere Dokumente (kosten-)frei veröffentlicht werden konnten. Der Optimismus und das hohe Engagement schlugen sich allerdings nicht in einem spürbaren Anstieg wissenschaftlicher Open-Access-Veröffentlichungen nieder. Erst als der Zeitschriftenmarkt weitgehend digital geworden war, Verleger mit „goldenem“ und „hybridem“ Open Access gewinnträchtige bzw. -wahrende Geschäftsmodelle entwickelten und die größere Sichtbarkeit von Open-Access-Publikationen sich in den traditionellen Metriken (citation indices) niederschlug, kam es zu einem Schub. Parallel begannen Drittmittelgeber das Open-Access-Publizieren zu fordern und über ihre Programme auch zu fördern. Eine wichtige Rolle in der wissenschaftspolitischen Diskussion spielte ein White Paper Max Planck Digital Library, veröffentlicht 2015 mit dem sperrigen Titel „Disrupting the subscription journal’s business model for the necessary large-scale transformation to open access“. Hier wurde die Möglichkeit einer – global gesehen – kostenneutralen Umstellung des wissenschaftlichen Publikationsmarkts auf Open Access behauptet. Standortbezogene und regionale Berechnungen kamen zwar meist zu anderen Ergebnissen, trotzdem erzeugte das Paper große Aufmerksamkeit und Wirkung. Das deutsche DFG-geförderte und von der Hochschulrektorenkonferenz getragene DEAL-Projekt setzt auf dem Paper auf. Seit 2017 hat die DEAL-Gruppe, mit den drei großen Playern der wissenschaftlichen Kommunikation, den Verlagen Wiley, Springer und Elsevier, bei denen rund die Hälfte der Zeitschriftenartikel aus deutschen Einrichtungen erscheinen, über bundesweite Transformations-Verträge verhandelt. Im Rahmen des bisher in Subskriptionsmodellen insgesamt für die Verlage eingesetzten Finanzvolumens sollte die (hybride) Open-

Access-Publikation der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller an einem Vertrag partizipierenden Einrichtungen realisiert werden. Zielperspektive der Transformation ist die komplette Überführung der Zeitschriften in ein Open-Access-Gold-Modell mit entsprechendem Finanzierungsmodell. Dass große Verlage ihre wirtschaftlichen Interessen nicht einfach einem hehren Open-Access-Ideal opfern, sondern ihr Umsatzvolumen (mindestens) halten wollen, zeigte sich rasch. Mit Elsevier kam auch nach jahrelangen Verhandlungen noch kein Vertrag zustande. In den Verträgen mit Wiley und Springer liegen die kalkulatorischen PAR (Publish and Read) Fees deutlich über der früher von der DFG bei der Förderung reiner Open-Access-Journale vorgegebenen Author Processing Fee von 2.000 Euro brutto pro Aufsatz.

Nicht zu vergessen ist auch, dass die Open-Access-Transformation Verschiebungen im Wissenschaftssystem impliziert: Forschungs- und damit publikationsstarke Einrichtungen zahlen, wenn sie auf Basis der Veröffentlichungen ihrer Wissenschaftler zur Kasse gebeten werden, deutlich mehr als früher, andere Einrichtungen profitieren. Bei Lizenzgebühren, bei denen meist die Zahl der Vollzeitäquivalente einer Hochschule den Kostentreiber bildet, spielte dieses Kriterium keine Rolle. Wie es hier weitergeht, bleibt spannend. In den nächsten Jahren müssen die Verträge mit Wiley und Springer neu verhandelt werden – eine Einigung mit Elsevier bleibt ungewiss.

Open Access ist in der praktischen Umsetzung an Universitäten und Bibliotheken somit ein durchaus komplexes und ambivalentes Phänomen. Hinzu kommen die unterschiedlichen Publikationskulturen der Wissenschaftsdisziplinen: In den auf Monographien fokussierten Geisteswissenschaften bilden sich erst in jüngerer Zeit Open-Access-Publikations- und Kostenmodelle heraus.

In den letzten Jahren hat sich die Open-Access-Bewegung zur Open-Science-Initiative geweitet, die mehr als nur Open Access umfasst. Gefordert wird z. B. auch die Publikation von (Forschungs-)Daten nach den FAIR-Prinzipien (Findable, Accessible, Interoperable and Re-usable Data). In unserem Kontext ist besonders relevant, dass Open Science nicht mehr isoliert das Publizieren im Open Access avisiert, sondern das ganze Wissenschaftssystem mit den bedingenden bzw. Open Access oft verhindernden Faktoren adressiert. Hierzu gehören vor allem Metriken und weitere für die wissenschaftliche Karriere eines Forschers relevanten Bewertungssysteme. Immer noch gelten in vielen Fächern und Gremien die Impact-Faktoren von Zeitschriften als Garant der Qualität wissenschaftlicher Publikationen. Ohne eine Veränderung dieser Rahmenbedingungen wird die Open-Access-Transformation nicht greifen – oder nur als neues Geschäftsmodell der alten kommerziellen Stakeholder weitergeführt werden.

Bilanz: Das wissenschaftliche Publizieren mit seinen Playern und Strukturen steckt in einem massiven Transformationsprozess, der in den letzten Jahren deutlich an Dynamik und Umfang zugenommen hat. Die Entwicklung von Open Access ist in diesem vielschichtigen Kontext zu sehen. Ohne eine Transformation etablierter Strukturen des Wissenschaftssystems (Stichwort Open Science) und ohne eine Förderung auch der

Verbreitung wissenschaftlicher Information durch Institutionen der öffentlichen Hand, die in Deutschland mit den Universitäten und Forschungseinrichtungen mehrheitlich die Produktion neuen Wissens finanziert, werden die Ideale, mit denen die Open-Access-Bewegung gestartet ist, noch lange nicht erreicht werden.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.08>

Anne Dippel

Mit der Zeit gehen und neu erscheinen – eine Herausgeber:innen-Perspektive

Akademische Zeitschriften herauszugeben ist eine vielgestaltige Beschäftigung, die verschiedene Formen der Fürsorge impliziert. Neben den beruflichen Verpflichtungen stellt diese Arbeit eine aufwendige ehrenamtliche Beschäftigung dar. Durch sie bekommt eine akademische Gemeinschaft einen wichtigen Raum. Denn *Zeitschriften* sind Räume des Denkens, erlauben Debatten und geben Forschungsfeldern eine Gestalt. Herausgeber:in zu sein heißt, gemeinsam mit Kolleg:innen über Texte zu diskutieren, nach Reviewer:innen Ausschau zu halten, Autor:innen zu unterstützen. Die Arbeit reicht von der Betreuung von Beiträgen und der damit verbundenen wissenschaftlichen Hebammentätigkeit bis hin zur Kuratierung verschiedener Aufsätze, die im Idealfall ein ganzes Spektrum von Perspektiven harmonisch in einem Heft ausbalancieren. Im Editorial findet sich stets die größere Perspektive.

Jede Ausgabe ist ein kleines Ereignis, von vielen gestaltet und geschaffen. Da sind die Autor:innen selbst und die Reviewer:innen, die wichtige Fürsorgearbeit leisten, oder „intellectual accompaniment“, wie erst jüngst dargelegt in den von Čarna Brković and Jennifer Curtis herausgegebenen „Emerging Conversations“ in der Zeitschrift *PoLAR: Political and Legal Anthropology Review*. Da ist die Lektor:in, die Setzer:in, die Verleger:in, der Verlag, die Bibliothek, die Geschäftsstelle, sie alle arbeiten an jeder Ausgabe mit. Eine Zeitschrift, wie das vorliegende Organ, ist mehr als nur ein fachspezifisches Periodikum. Sie repräsentiert eine Disziplin gesellschaftlich und eine gesellschaftliche Vereinigung als Ganzes. Jede Ausgabe der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* vereint daher Unterschiede zu einem gleichzeitig Erschienenen – und das seit ihrem ersten Erscheinen 1860, damals unter dem Titel *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*, aus der dann 1889 die *Zeitschrift für Volkskunde* wurde. Wer diese Zeitschrift aus dem Briefkasten zieht, konnte sie seither gleichgültig an welchem Ort lesen, durchblättern, dabei eine akademische Nähe zu einem Beitrag erkennen oder sich über die Distanz zur eigenen Perspektive und Forschung wundern. So war die Zeitschrift *Zeitgeist*, und so gestaltete sich das Zeitschriftenerlebnis der Moderne für die Leser:in. Aber diese Zeiten sind für die meisten vorüber.

Digitale Infrastrukturen durchdringen akademisches Arbeiten und mit ihnen die Art und Weise, wie fachliche Zugehörigkeiten und inhaltliche Interessen bekundet und erschlossen werden. Für die einen mag die Gegenständlichkeit der Zeitschrift inzwischen eine überflüssige physische Belastung darstellen, für die anderen fehlt schlichtweg die Zeit, sich in wissenschaftliche Felder einzulesen, die ihren eigenen nicht entsprechen. Neoliberale Arbeitszusammenhänge produzieren lokale Allianzen, fluide Forschungsverbünde. Wer auf den Inhalt der Zeitschrift des Fachverbandes zugreift, möchte vor allem erst einmal themenspezifisch lesen, nicht alle Beiträge hintereinander. So könnte es auf den ersten Blick scheinen. Oder stellt es sich anders dar?

Heißt Zeitschriftenmachen im 21. Jahrhundert eine ganz andere Perspektive einzunehmen, digitale Plattformen zu schaffen, die gleich hafentartigen Infrastrukturen erlauben, verschiedenen medialen Formen, kleinen und großen Formaten, multimodalen Angeboten, singulärer und pluraler Autor:innenschaft einen Raum zu bieten? Wie könnte eine solche Plattform aussehen, und ist die Zeitschrift nur eine von vielen? Zählt es nicht zuerst, Transparenz und internationale Sichtbarkeit zu gewährleisten, inklusive eines rücksichtsvollen Umgangs und Schutzes von Gewährspersonen, Forscher:innen und Forschungsfeldern? Bieten digitale Kulturen nicht vollkommen neue Sichtweisen – stellt die Open-Access-Transformation vor diesem Hintergrund nicht bloß den ersten Schritt hin zu einem neuen, visionären, gänzlich digitalen und nicht-mehr-modernen Publikationswesen dar?

Als Herausgeberin einer Zeitschrift, die eine ganze, im Umbruch befindliche Disziplin repräsentiert, als Autorin und als Liebhaberin des gedruckten Wortes bedeutet die Umstellung der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* auf Open Access eine Herausforderung und eine Chance. Die Chance nämlich, ein Wieder- und Neuerfinden möglich zu machen. Während andere Disziplinen inzwischen schon längst die Problematiken von Bezahlschranken und Pre-Print-Publishing erkennen, nicht nur im Hinblick auf die Auswirkungen ihres eigenen Wissensproduktionsprozesses, sondern vor allem auch hinsichtlich ihrer Wirkung in die Öffentlichkeit, können wir medienbewusst eine Verwandlung gestalten, ohne in Fallen zu tappen.

Dabei geht es um vielerlei – zunächst darum, die Konturierung der eigenen Disziplin weiterhin durch das Machen einer akademisch attraktiven Zeitschrift mitzugestalten; dann darum, eine zeitgemäße, algorithmisch unterstützte Form der Herausgeber:innen-, Reviewer:innen-, Lektor:innen- und Autor:innenarbeit zu ermöglichen – und nicht zuletzt den aktuellen Formen der Wissensproduktion gerecht zu werden, ohne mehr Arbeit durch mehr Bürokratie zu schaffen.

Insofern ist der Schritt zum Open Journal System (OJS), das erlaubt, diese Zeitschrift international zu indexieren und in verschiedensten Universitätskatalogen zu lesen, ein erstes wichtiges Moment auf dem Weg hin zu einer benutzerfreundlichen und der akademischen Arbeit würdigen Form des digitalen Publizierens. Vielleicht erlaubt das Modell auch in Zukunft, durch Print-on-Demand-Versionen all denen ein gedruck-

tes Werk in die Hand zu geben, die das Papier vor dem schriftrollenartigen Medium der Website bevorzugen? Vielleicht finden sich zukünftig Wege, die vielgestaltige Arbeit der Kommissionen auch auf einem größeren Hub der Empirischen Kulturwissenschaft sichtbar werden zu lassen? Wie auch immer es sich ausgestalten wird, und welche Wege möglich sind, die Open-Access-Transformation bietet Raum für neue Forschungen, neue Formen und erlaubt durch die kritische Gangart Reflexion. Die Frage, was jenseits bisher etablierter klassischer und experimenteller Formen kommen kann und wie wir in den kommenden Jahren die Transformation der Zeitschrift begleiten, birgt vor diesem Hintergrund für mich weniger einen damit verbundenen Kraftaufwand in sich, als das Eröffnen eines Raums mit ungeahnten Möglichkeiten zur Gestaltung.

Allein lässt sich so etwas durch eine ehrenamtliche Redaktion nicht schaffen. Vor diesem Hintergrund sind ko-laborative Bündnisse notwendig, die wir in den vergangenen zwei Jahren gefestigt haben und weiter ausbauen. Durch geeinte Expertise von bibliothekarischen, fachinformationsdienstlichen und publizistischen Akteur:innen lässt sich diese große Aufgabe bedacht meistern. Deshalb arbeiten wir von der *Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft* mit anderen Zeitschriften aus beiden ethnologischen Traditionen zusammen und betten die Transformation des traditionsreichen Organs in eine digitale, disziplinenübergreifende Infrastruktur mit ein, die den Weg zur Open Science kritisch begleitet. Damit unser Ziel gelinge: Unserer akademischen Gemeinschaft zu dienen und all denen gerecht zu werden, mit denen wir forschen.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.09>

Matthias Harbeck

Warum Open Access unausweichlich ist – die Perspektive des Fachinformationsdienstes

Open Access ist mehr als nur der freie elektronische Zugang zu einem Dokument. Open Access ist der Versuch, Wissen in Form von publizierten Forschungsergebnissen leichter verfügbar, besser auffindbar und freier nutz- und nachnutzbar zu machen – ohne notwendigerweise die eigenen Nutzungs- und Verwertungsrechte komplett aufzugeben. Je nach Offenheit der Publikation (in der Praxis idealerweise über eine der Lizenzen von Creative Commons) können Suchinstrumente zusätzlich zu Metadaten auch die Volltexte nach Suchbegriffen durchforsten. Im digitalen Zeitalter, in dem das, was nicht per Suchmaschine findbar ist, nicht existiert, führen Open-Access-Publikationen auf vertrauenswürdigen, langlebigen Servern nicht nur zu einer besseren Sichtbarkeit und Zugänglichkeit, sondern auch zu nachhaltiger Verfügbarkeit.

Open Access kann gemeinsam mit Verlagen verwirklicht werden, diverse Buchveröffentlichungen der letzten Jahre und erste Zeitschriftentransformationen zeigen das. Nicht notwendigerweise bedeutet es daher, dass Open Access auch für alle Beteiligten

kostengünstig ist: Verlage schlagen wegen des weitestgehend wegfallenden Verkaufs Aufpreise (Book Processing Charges – BPCs) auf die Open-Access-Buchveröffentlichungen oder verlangen für die frei zugängliche Publikation von Zeitschriftenaufsätzen sogenannte Article Processing Charges (APCs) von den Autor*innen. Gerade bei Lehrwerken sind die Zuschläge auf die Publikationskosten enorm, gehen doch Verlage nicht zu Unrecht davon aus, dass die sonst übliche Anschaffung mehrerer Exemplare des Titels für Lehrbuchsammlungen in den Bibliotheken hinfällig wird, wenn ein solcher Titel open access zur Verfügung steht. Die Verlage versuchen deshalb – und verständlicherweise – ein überkommenes ökonomisches Modell (also den Verkauf von zahlreichen gedruckten Exemplaren oder die entsprechenden höheren Lizenzkosten der E-Books) anzupassen, ohne dabei Verluste zu erleiden. Die Bibliotheken bemühen sich wiederum mit großangelegten Lizenzverhandlungen zumindest bei den Zeitschriftenpublikationen der größeren kommerziellen Anbieter derartige Kosten für die Autor*innen auszuschließen – nur um dann selbst hohe Summen für Verlagspakete zu zahlen, welche deren OA-Angebote gegenfinanzieren sollen (Stichwort: Projekt DEAL). Derzeit finanzieren die Steuerzahler*innen also oft immer noch mehrfach: Forschung, Publikation, Leserechte.

Hier sollte in den Fächern mit einer etablierten Buchkultur, zu denen die Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften gehören, ein Umdenken einsetzen: Es ist unerlässlich, dass die Verlagspublikation und insbesondere das Verlagsrenommee für die Qualitätsprüfung und die akademische Karriere an Bedeutung verliert. Es kann nicht sein, dass ein wichtiges Hand- oder Lehrbuch zu einem fachlich relevanten Thema nicht open access erscheinen kann, weil sich kein renommierter Verlag mit einem bezahlbaren Modell finden lässt. Argumente der freien Zugänglichkeit von Publikationen auf einem nachhaltigen und etablierten Repositorium an einer Universität, einem Forschungsinstitut oder einem Museum (oder anderen aus der Wissenschaft heraus betriebenen Publikationsinfrastrukturen und -angeboten) sollten in Bewerbungsgesprächen und Berufungsverhandlungen mittlerweile mindestens genauso ein Gewicht haben wie eine herkömmliche Verlagspublikation. Für die Verbreitung und Nutzung wissenschaftlicher Erkenntnisse tun sie definitiv mehr.

Die Qualitätskontrolle kann über Reihen- und Zeitschriftenherausgeber*innen auch bei Repositorien gewährleistet werden. Die Arbeit im Peer Reviewing und Editing geschieht auch bei den kommerziellen Zeitschriften fast ausschließlich ehrenamtlich und kann entsprechend auch für Publikationen auf Repositorien erbracht werden. Mit vielen kleinen und mittelständischen Verlagen lassen sich zudem – für diejenigen, die aus praktischen, nostalgischen und haptischen Gründen gerne analoge Belegexemplare wünschen – entsprechend Print-on-Demand-Vereinbarungen schließen (wie im Falle dieser Zeitschrift), die nicht zu exorbitanten Aufpreisen führen, sondern meist nah am Selbstkostenpreis liegen und marktübliche Qualität bieten.

Auch der Betrieb eigener institutioneller Repositorien ist nicht kostenlos, wenngleich deutlich günstiger als die gebündelten Kosten, die Autor*innen und Institutionen für Publikation und Lizenzierung entstehen. Die Benutzungserfahrung der Bedienoberflächen ist womöglich nicht immer so professionell und anmutig, wie bei ihren kommerziellen Pendanten – was aber eben auch an den enormen Summen liegt, die im Verlagswesen umgeschlagen werden, den Repositorien aber eben nicht zur Verfügung stehen. Universitäten fehlen oftmals Kompetenzen und Kapazitäten für alle Facetten des verlegerischen Geschäftes, beispielsweise für Satz und Gestaltung (die übrigens auch dort oftmals an Dienstleister ausgelagert werden). Etablierte Repositorien machen Publikationen allerdings zentral und breit auffindbar, wodurch diese dem wissenschaftlichen Diskurs unmittelbar und uneingeschränkt zur Verfügung stehen.

Entscheidend können bei der Open-Access-Publikation – egal, ob mit einem Verlag oder auf einem Repositorium – die Rechte sein, mit denen man die Nutzung versieht: Kostenfreies Herunterladen und Lesen für den Eigengebrauch zu erlauben ist *free*, aber nicht *open*! Was Open Access meint, ist eine darüber hinausgehende Bereitstellung zur Nachnutzung und Auswertung, möglichst ohne Einschränkungen. Die abgestuften Creative-Commons-Lizenzen regeln diese Möglichkeiten sehr gut (siehe dazu auch die Empfehlungen des Wissenschaftsrates von 2022). Die Vorbehalte gegen vermeintlich zu offene Lizenzen sind zwar verständlich. Angesichts der herkömmlichen Praxis, jegliche Nutzungsrechte ohne Murren einem Verlag exklusiv zu übertragen und dafür teilweise sogar noch zu bezahlen, verwundert diese Haltung jedoch. Wirkliches Open Access bietet Möglichkeiten, Texte zu sampeln, in Suchmaschinen und Datenbanken durchsuchbar zu machen, zu übersetzen, sie selbst zu hosten – stets mit Verweis auf die Urheber*innen und das Ursprungswerk. Andere Wissenschaftler*innen und wissenschaftliche Einrichtungen im In- und Ausland müssen im Open-Access-Modell für diese umfangreichen Nutzungsszenarien nicht mehr umständlich – bei den Verlagen, die im herkömmlichen Modell die Verwertungsrechte besitzen – um Erlaubnis fragen.

Dennoch müssen sich gerade die ethnologischen Fächer bewusst sein, dass OA-Publikationen dann auch das volle Potenzial technischer Auswertungen in Gegenwart und Zukunft bieten. Die Publikationen sind in freier, elektronischer Form nicht mehr im akademischen Raum „versteckt“, ethische und Anonymisierungsfragen sowie methodische Reflexionen sind gründlich zu prüfen, Universitäten müssen – trotz Open Access – widerrechtliche Verzerrungen und Entkontextualisierungen durch Dritte aufdecken und notfalls juristisch ahnden. Open Access verlangt somit auch einen neuen aufmerksamen und verantwortungsbewussten Umgang mit wissenschaftlichen Erkenntnissen.

Melanie Völker, Beate Plugge

Chancen und Herausforderungen von Open Access für unabhängige Verlage

Die digitale Bereitstellung der Inhalte renommierter Zeitschriften oder Bücher parallel zu Printausgaben ist aus der wissenschaftlichen Praxis nicht mehr wegzudenken, da sie vielfältige, neue Arbeits-, Such- und Verknüpfungsmöglichkeiten bietet, die in einer Printfassung so nicht möglich sind – auch in diesem Bereich hat die Digitalisierung die Form des wissenschaftlichen Arbeitens verändert.

Open-Access-Publikationen, ob im Zeitschriften- oder Buchbereich, bringen auch den Verlagen Vorteile wie eine leichtere und häufig auch schnellere Zugänglichkeit sowie eine größere Verbreitung, als sie sich mit Bezahlmodellen erreichen lässt. Unsere Erfahrung in anderen Disziplinen zeigen das, zum Beispiel wenn ein Artikel zum Thema Covid-19 in der Schule Downloadzahlen von knapp 30.000 erreicht. Zum Vergleich: die Abonnementzahlen der betreffenden Zeitschrift lagen im mittleren dreistelligen Bereich. Auch wenn es sich hier um ein herausragendes Beispiel handelt, zeigt es dennoch den Trend.

Verlage stehen vor vielen Herausforderungen im Hinblick auf ein erweitertes Leistungsspektrum, das erforderlich ist, um Autor:innen entsprechend zu beraten und zu unterstützen: *inhaltlich* (wir kennen die thematischen und disziplinspezifischen Anforderungen, wählen thematisch und qualitativ aus, welche Publikationen wir ins Programm aufnehmen, und unterziehen alle Publikationen einer Prüfung), *technisch* ([Meta-]Datenoptimierung), *formal* (Satz und Layout betreffend), *rechtlich* (wann ist welche CC-Lizenz am besten geeignet, was muss bei Verwendung von Fremdmaterial beachtet werden etc.) und *vertrieblich* (wo sucht und findet sich die Community sowohl digital als auch analog und was müssen wir tun, um die Inhalte dort zu platzieren?). Es ist ein Trugschluss zu meinen, diese ureigenen verlegerischen Leistungen seien automatisch durch das Label Open Access und die Bereitstellung etwa in einem Repository erfüllt. Diese Herausforderungen sind es unter anderem, die unsere Arbeit so spannend machen: Wir entwickeln uns laufend weiter und suchen nach neuen Wegen, die die Verbreitung der Veröffentlichungen erhöhen und so die Repräsentanz unserer Autor:innen innerhalb der Community stärken.

Für die Qualitätssicherung von OA-Publikationen sind Standards zu erfüllen. Definiert werden sie von unterschiedlichen Institutionen wie der DFG, dem BMBF oder den Universitätsbibliotheken, die meist die Finanzierung leisten, aber auch von Zusammenschlüssen wie der ENABLE-Community, in der sich Bibliotheken, unabhängige Verlage, Repositorien, Intermediäre und Autor*innen für Open Access in den Social Sciences und Humanities austauschen, um die OA-Transformation nachhaltig zu gestalten. Dieser Gedanke hat uns geleitet, als Erstunterzeichner des Mission Statements von ENABLE! die Kooperation mitzugestalten. Um diesen Standards zu entsprechen,

müssen die Artikel beispielsweise unter einer Creative-Commons-Lizenz kosten- und kopierschutzfrei veröffentlicht werden, eindeutig als Open-Access-Publikationen gekennzeichnet sein und die Langzeitarchivierung muss sichergestellt sein. Metadaten (Titel, Untertitel, Autor:innennamen, ORCID-iD, Affiliation, Publikationsdatum, Verlag, DOI, Creative-Commons-Attribuierung, Abstract, Schlagwörter, Forschungsförderer, [Bibliotheks-]Klassifikationen) und die Erstellung und Distribution derselben spielen eine immer größere Rolle, da sie nicht zuletzt der Verbreitung der Inhalte und der Transparenz dienen. Diese Standards werden stetig weiterentwickelt, und eine Aufgabe für die Zukunft ist die Barrierefreiheit von Webseiten und digitalen Publikationen – im Sinne eines barrierefreien Lesens für alle –, die bis 2025 gemäß dem European Accessibility Act umgesetzt sein muss.

Zudem sind die Kenntnis der Disziplin und die Vernetzung mit der Community von großer Bedeutung und gerade kleinere und unabhängige Verlage der Geistes- und Sozialwissenschaften haben ausgebildete Lektor:innen der jeweiligen Disziplinen, die für die Qualitätskontrolle und den Vertrieb das nötige Know-how mitbringen und eine sorgfältige Programmplanung im Sinne einer Qualitätsoptimierung leisten können. Insbesondere in inhaltlich wie sprachlich sehr heterogenen Fächern sind diese Kenntnisse unabdingbar, um zu vermeiden, dass nur englischsprachige Titel international wahrgenommen werden. Eine Fokussierung auf bibliometrische Indizes beispielsweise, in denen die sprachliche Vielfalt häufig nicht abgebildet wird, wird der Diversität der Autor:innen und der Inhalte nicht gerecht. Verlage können durch ihre Arbeit dazu beitragen, alternative Formen der Qualitätssicherung aufzubauen (vgl. dazu das *Positionspapier Wissenschaftliches Publizieren als Grundlage und Gestaltungsfeld der Wissenschaftsverwertung der DFG*).

Open Access hat sich für die Wissenschaftler:innen als positiver Verstärker gezeigt, etwa hinsichtlich der besseren Sichtbarkeit, Verbreitung und Nutzung der Inhalte, die nicht mehr nur an einer Stelle veröffentlicht werden, sondern mithilfe von Repositorien, Datenbanken und digitalen Netzwerken einfacher und häufiger rezipiert werden. Auch der Wissenstransfer in andere Disziplinen und außeruniversitäre Kreise wird so vereinfacht; ein Aspekt, der dem Vorwurf, man betreibe Wissenschaft aus dem Elfenbeinturm, entgegenwirkt und ganz im Sinne von Nachhaltigkeit das Wissen auch in andere Bereiche trägt. Das gilt natürlich nur, wenn klassische Distributionswege außerhalb der akademischen Welt auch bedient werden und Informationen über die Bücher nicht nur in wissenschaftlichen Datenbanken und Repositorien zur Verfügung stehen.

Dies ist ein klassisches Feld, in dem gerade unabhängige wissenschaftliche Verlage durch ihre Vernetzung etwa auf kulturellen Veranstaltungen, Lesungen und in außeruniversitären Lernorten wie Museen eine breite Öffentlichkeit erreichen. Für das wissenschaftliche Renommee ist sicherlich auch ein Zitationsvorteil bei Open-Access-Titeln nicht zu vernachlässigen – als Dienstleister für die wissenschaftliche Community

sehen wir in Open Access daher die Möglichkeit, unsere Autor:innen optimaler bei der Verbreitung ihrer Inhalte zu unterstützen. Open Access ist eine politisch gewünschte Ausrichtung des wissenschaftlichen Arbeitens und Publizierens, die wir unterstützen und bei unseren Autor:innen etablieren möchten, da wir große Vorteile in diesem System sehen.

Kleinere und unabhängige Verlage, die eher disziplinenorientiert arbeiten, können diese Leistungen allerdings nur erbringen, wenn eine entsprechende Vergütung gesichert ist, da durch geringere oder ausbleibende Printerlöse die Kosten für die zusätzlichen OA-Kosten nicht gedeckt sind. Für die Transformation hin zu Open Access ist es daher unumgänglich, eine Finanzierung dauerhaft, gerecht und transparent auf die Beine zu stellen. Die unterschiedlichsten Modelle von Article Processing Charges (APCs) oder Nationallizenzen sind nicht zuletzt durch große Verlagsgruppen international und in naturwissenschaftlich-technisch orientierten Fächern ausprobiert und etabliert worden. Sie haben jedoch häufig zu Ungleichheiten geführt: Autor:innen kleinerer oder außeruniversitärer Einrichtungen oder Beitragende aus dem Globalen Süden verfügen über geringere bzw. keine APC-Mittel. Zudem ist durch die Nationallizenzen ein großer Teil der Mittel in den Bibliotheken bereits gebunden, was bedeutet, dass für weitere OA-Publikationen oder auch den Erwerb von E-Books unabhängiger Verlage nur geringe Mittel zur Verfügung stehen. Weiterhin werden Autor:innen angehalten, in den Zeitschriften der drei großen Konzerne zu veröffentlichen, da die Kosten dafür durch Verträge (DEAL) bereits gedeckt sind, was wiederum die Publikationsfreiheit der Autor:innen einschränkt. Crowdfunding oder disziplinenorientierte (vgl. BMBF-Projekt OAdine) bzw. institutionelle Finanzierungsmodelle stellen unseres Erachtens die bessere Alternative dar: Es ist eine inhaltliche Entscheidung, wer in einer Zeitschrift veröffentlicht, keine finanzielle. Eine transparente Darstellung der Leistungen und Kosten erlaubt es Wissenschaftler:innen, Intermediären, Drittmittelgebern und Verlagen, auf Augenhöhe partnerschaftlich und im Sinne einer guten wissenschaftlichen Praxis die Möglichkeiten von Open Access im besten Sinne für die Publizierenden zu realisieren.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.11>

Markus Speidel

Kontrollverlust – Open Access im Museum

Und immer wieder das Rijksmuseum. Wenn die Museumsszene über Open Access diskutiert (und sie tut das sehr ausführlich seit einigen Jahren), dann wird in der Regel das Nationalmuseum in Amsterdam als Beispiel angeführt, das seine Bestände hochauflösend online zur Verfügung gestellt hat und aktiv dazu auffordert, diese Daten zu nutzen und Neues damit zu entwickeln. Doch nicht jedes Museum besitzt eine Nachtwache von Rembrandt, meist ist nicht einmal das Geld für eine grundständige Digitalisierung der

Bestände vorhanden. Ist die Diskussion um Open Access also nur eine Debatte der großen Museen und damit abgehoben von der Realität der restlichen 90% der Einrichtungen in Deutschland? Und wen würde schon ein Foto eines Dreschflegels eines Museums im Ort X interessieren, wenn gleichzeitig das Museum des Nachbarorts auch seinen Dreschflegel ins Netz stellt? Wären alle Museumsobjekte in deutschen Museen digital erfasst, begegneten wir unendlichen Reihen von gleichen Objekten. Vielleicht würde eine gut programmierte KI etwas daraus machen?

Open Access wird in Museen oft nur verkürzt als Sichtbarmachung der Bestände gedacht. Dabei muss dieses Konzept in diesem Feld breiter und vielschichtiger gedacht werden. Schließlich wurde der Begriff auch nicht für Museen, sondern für das Publikationswesen entworfen, und mit jeder Transferierung in ein neues Feld muss er angepasst werden. Während die Bestände einer Bibliothek in Form des Katalogs schon immer zugänglich waren, fehlt dieses Instrument bei Museen bisher komplett (dass der Grund oft darin liegt, dass die Inventarbücher nicht immer sauber geführt wurden, will ich nicht verschweigen). Außerhalb des Museums kann sich niemand einen Einblick verschaffen, was in den Depots steckt.

Im Vergleich dazu sind die Bibliotheken dank ihrer Kataloge auf einer ganz anderen Ebene in das Projekt Open Access gestartet und haben eine andere Kultur der Öffnung der Bestände. Dass zur Rezeption eines Buches nur die Fähigkeit des Lesens benötigt wird, zum Verständnis eines Museumsobjekts aber eine wissenschaftliche Ausbildung notwendig ist, ist einerseits richtig, andererseits aber auch eine Schutzbehauptung, um die Deutungshoheit innerhalb der Institution zu behalten. Der Zugang zu Objekten in einer Sammlung, zu den vorhandenen Informationen oder gar Forschungsdaten, die sich auf das Objekt beziehen, ist im musealen Kontext tatsächlich eine Hoheitsfrage. Daher bedeutet Open Access im Museum einen Kulturwandel, der nicht nur mit der Digitalisierung von Museumsbeständen zu tun hat, sondern bedeutet zu akzeptieren, dass es jenseits der eigenen wissenschaftlichen Expertise andere Zugänge, Interpretationen und Deutungsmöglichkeiten gibt, die aktiv zugelassen werden. Die Digitalisierung von Sammlungsobjekten hat diese Verschiebung nur sichtbarer gemacht.

Doch zurück zu den kleinen Museen, die nicht digitalisieren können und sonntags nur zwei Stunden geöffnet haben. Hier ist in der Regel die komplette Sammlung einsehbar, da es kein Depot gibt und die Macher*innen auch der Meinung sind, dass, was museumsreif ist, ja auch gezeigt werden muss. An diesen Orten geschieht es sehr oft, dass verschiedene Blickwinkel aufeinandertreffen, die Handhabung von Werkzeugen unterschiedlich erinnert wird und eine Auseinandersetzung über einzelne Objekte sich entwickelt. Sind diese kleinen (in der Regel Heimat-)Museen gelebtes Open Access, und bereits dort, wo die großen Häuser hinwollen? Denn schließlich darf in den kleinen, ehrenamtlichen Einrichtungen jede*r im Team mitmachen, der/die will. Dies ist freilich ein idealisiertes Bild. Die Zugangsbarrieren sind hier nur weniger sichtbar. So wird man

etwa ohne eine langjährige Zugehörigkeit zur Ortsgemeinschaft kaum als vollwertiges Mitglied akzeptiert. Auch hier geht es um Deutungshoheit.

Was bedeutet das am Ende für Open Access an den Museen? Die Herausforderung besteht darin, loslassen zu können. Denn sind erstmal die eigenen Bestände inklusive Forschungsdaten per CC0-Lizenz im Umlauf, kann das nie wieder zurückgedreht werden. Das ist für eine Institution, die darauf angelegt ist, ihre Bestände für alle Zeiten an einem sicheren Ort zu verwahren und sich bisher als Gralshüter verstanden hat, ein großer Schritt. Die Chance besteht darin, dass die eigene Freizügigkeit mit dem Zugriff auf viele weitere Sammlungen belohnt wird. Insgesamt ist Open Access in Museen daher vorrangig kein technisches oder finanzielles Problem, sondern ein Mentalitätsproblem. Einrichtungen, die bisher darauf ausgerichtet waren, ihre Bestände zusammenzuhalten, zu sichern, zu schützen, unnötigen Zugriff zu vermeiden und nur das dem Publikum zu präsentieren, was für repräsentabel gilt, müssen durch Open Access ihr Selbstverständnis auf den Kopf stellen. Und das trifft bei allen Häusern zu: von den großen internationalen Playern bis zu den kleinen Heimatstuben nebenan. Denn jenseits der Angst davor, dass Menschen außerhalb der eigenen Institution sich über die vermeintlich „eigenen“ Objekte und Wissensbestände hermachen, gibt es auch eine gewisse Furcht davor, dass es in den Depots und den Datenbanken vieles gibt, was nicht vorzeigbar, schlecht erhalten oder viel zu oft gesammelt wurde. Denn dann kann Open Access auch zu Unverständnis führen. Allerdings könnte auch hier der Abgleich mit den Beständen anderer Häuser dazu führen, dass weniger doppelt und dreifach gesammelt wird und für manches mysteriöse, unbekanntes Objekt bei den Kolleg*innen in einem anderen Haus eine Erklärung gefunden wird.

Nicht alle Museen müssen einen digitalen Showroom wie im Rijksmuseum einrichten. Viel wichtiger ist, dass mit Open Access Daten für die (Fach-)Welt zugänglich gemacht werden. Das kann in viel langweiliger gestalteten Datenbanken geschehen, die aber maschinenlesbare Daten enthalten und am besten über eine API verfügen. Handelt dann ein Museum noch nach den FAIR-Prinzipien (Findable – Accessible – Interoperable – Re-usable Data), ist das ein Gewinn sowohl für die abgebende Institution als auch für Wissenschaftler*innen. Kombiniert mit den CARE-Prinzipien (Collective Benefit – Authority to Control – Responsibility – Ethics) trägt Open Access dazu bei, dass geteiltes Wissen zu doppeltem Wissen werden kann.

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.12>

Berichte

Prof. Dr. Hermann Bausinger 1926–2021

Jede Disziplin hat ihre Protagonisten. Diese geben ihr ein konkretes Gesicht, bestimmen über Jahrzehnte hinweg ihre Inhalte und Themen, sind für die Studierenden Vorbild und bieten Orientierung. Für die deutschsprachige Volkskunde war Hermann Bausinger eine solche Ausnahmeerscheinung. Als Person war er ausgesprochen zugänglich, hilfsbereit und diskussionsfreudig, als Wissenschaftler ein kritischer Geist, im besten Sinn unkonventionell, unabhängig und originell im Denken und Schreiben. Er hat dem Tübinger Ludwig-Uhland-Institut und dem ganzen Fach den Weg von der Volkskunde zur Empirischen Kulturwissenschaft gewiesen. Zu Recht gilt er als wichtiger Erneuerer und Leitfigur der „neuen Volkskunde“. Hermann Bausinger ist mit seinen unzähligen Beiträgen zu Kultur und Alltag in der deutschsprachigen Öffentlichkeit zum wohl sichtbarsten Kulturwissenschaftler geworden. Die Übersetzung einiger seiner grundlegenden Bücher in mehrere Sprachen hat ihn international be- und in der weltweiten Fach-Community hochgradig anerkannt gemacht.

Hermann Bausinger wurde am 17. September 1926 im württembergischen Aalen geboren. Sein Vater war Bankdirektor, seine Mutter Wirtstochter. 1943 zuerst zum Arbeitsdienst, dann zur Wehrmacht eingezogen, gehörte er zur sogenannten „Flakhelfer-Generation“ – zu jener Gruppe junger, gut ausgebildeter Männer, die nach dem Zweiten Weltkrieg zentral für das Geistesleben der neu geschaffenen Bundesrepublik Deutschland werden sollten. 1946 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zurückgekehrt, machte er 1947 das Abitur und begann im selben Jahr an der Universität Tübingen sein Studium der Germanistik, Anglistik, Geschichte und Philosophie. Die Entscheidung für Germanistik lag nahe. Zur Volkskunde hingegen kam Bausinger, wie er in seinem autobiografischen Interviewband „Ein Aufklärer des Alltags“ erzählt hat, „wie die Jungfrau zum Kind“¹. Das 1933/34 vom Germanisten Gustav Bebermeyer gegründete Seminar/Institut für deutsche Volkskunde wurde von 1945 an von dem nach Tübingen zurückgekehrten Germanistikprofessor und Übergangsrektor Hermann Schneider geleitet. Schneider, sein Assistent Hugo Moser sowie von 1949 an der in der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde tätige Helmut Dölker schufen dann mit dem umbenannten „Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumskunde, Volkskunde und Mundartenforschung“ jene zunächst noch kleine Forschungsstätte im Tübinger Schloss, die

1 Dieses und weitere Zitate von Hermann Bausinger stammen aus: Ein Aufklärer des Alltags. Der Kulturwissenschaftler Hermann Bausinger im Gespräch mit Wolfgang Kaschuba, Gudrun M. König, Dieter Langewiesche, Bernhard Tschöfen. Wien/Köln/Weimar 2006.

schnell (und ein ganzes Leben lang) zur akademisch-intellektuellen Heimat von Hermann Bausinger werden sollte.

Bausinger nutzte als Student das volkskundliche Lehrangebot als Erweiterung seiner germanistischen Interessen. Über Jahre war er an den großen Dialekterhebungen des Instituts ebenso beteiligt wie an den umfangreichen Aufnahmen zur „Erfassung des Volksguts der Heimatverwiesenen“. Seine „Unzufriedenheit, wie diese Dinge“ damals im Fach behandelt wurden, sind in seiner 1952 eingereichten Dissertation „Lebendiges Erzählen. Studien über das Leben volkstümlichen Erzählgutes aufgrund von Untersuchungen im nordöstlichen Württemberg“ besonders klar zum Ausdruck gebracht: Bausinger richtete seinen Blick auf das „Erzählen in der Jetztzeit“, und konsequent haderte er mit dem „Volksbegriff“. Mit „magna cum laude“ benotet und von den beiden Gutachtern Hugo Moser und Hermann Schneider als „sehr reife Leistung“ in höchsten Tönen gelobt, blieb die Dissertation aber ungedruckt. Ohne jeden Zweifel bildete sie den Ausgangspunkt vieler seiner Überlegungen zur Zukunft der Volkskunde insgesamt.

Hermann Bausinger hat mit dem zweiten Staatsexamen eine Assistentenstelle am Ludwig-Uhland-Institut erhalten. Dort konnte er in der Folgezeit, weil Moser und Dölker zeitlich nur sehr begrenzt präsent waren, „schalten und walten“ wie er wollte – und damit das professorale Vakuum zu seinem eigenen wissenschaftlichen Vorteil nutzen. Früh schon war er thematisch vielseitig: Mit seinem Aufsatz „Strukturen des alltäglichen Erzählens“ in der *Fabula* setzte er 1958 seine Erzählforschungen fort und widmete sich gleichzeitig in einer Arbeitsgruppe jenen „volkskundlich-soziologischen Untersuchungen“ bei den Heimatvertriebenen, deren Ergebnisse 1959 unter dem Titel „Neue Siedlungen“ publiziert wurden. Die damit angezeigte theoretische Nähe zur Soziologie hat mit ihrer Orientierung an der Gegenwart ganz wesentlich seine ebenfalls 1959 eingereichte Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ geprägt. Auf diese hätten an der Universität, so Bausinger, die Germanisten noch einmal „ihre Hand draufgehalten“ und damit ermöglicht, dass die 1960 in Tübingen ausgeschriebene Professur für Volkskunde mit ihm besetzt werden konnte.

Am 30.11.1961 hat Hermann Bausinger mit seiner Antrittsvorlesung „Aufklärung und Aberglaube“ eine kritische Auseinandersetzung mit der volkskundlichen Themensetzung begonnen. Er hat diese – ausgedehnt auf die Fachgeschichte – in der 1964/65 abgehaltenen Tübinger Ringvorlesung „Die Universität und der Nationalsozialismus“ in seinem Vortrag „Volksforschung‘ im Zeichen des Nationalsozialismus“ weiter zugespitzt. Im Kontext dieser frühen und radikalen Befragung des Fachs, seiner Grundbegriffe und Inhalte ist auch die 1966 in Tübingen organisierte Hochschultagung zu sehen, zu der Hermann Bausinger eingeladen und deren Ergebnisse er unter dem Titel „Populus Revisus. Beiträge zur Erforschung der Gegenwart“ publiziert hat. Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin stand damit in kontroverser Diskussion, die – ausgehandelt in der Würzburger Volkskundetagung im Oktober 1967, im Tübinger Kompaktseminar „Dokumentation und Feldforschung“ im April 1969, in der Detmolder Volkskundetagung

1969 sowie der Falkensteiner Arbeitstagung im September 1970 – die Grundlagen des Faches zum Thema machte, in der Namensdiskussion ihren Höhepunkt fand und am 19. Mai 1971 zur Umbenennung des Tübinger Institutes in Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft führte.

Dass der neue Name von Hermann Bausinger in einer kontroversen Institutsrats-sitzung am 13. Januar 1971 er- und gefunden wurde, mag dessen zentrale Rolle in dieser disziplinären Umbruchzeit in Tübingen und im ganzen deutschen Sprachraum verdeutlichen: In Tübingen war es Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre zu einer Auflösung der alten Fakultäten und zu einer Neustrukturierung der Universität gekommen. Das Institut trennte sich nun endgültig von der Germanistik und schloss sich der neu gegründeten Fakultät für Sozial- und Verhaltenswissenschaft an. Getragen von diesem gesellschaftlichen Reformeifer – und vielfach inspiriert von Bausingers Themensetzung – fand sich am Ludwig-Uhland-Institut eine talentierte, engagierte und schnell anwachsende Studierendenschaft zusammen, die den „Abschied vom Volksleben“ (so auch der Titel des 1970 erschienenen Buches) wortreich forderte – und letztlich zumindest im Namen mit Empirischer Kulturwissenschaft auch erreichte.

Hermann Bausinger war Motor dieser Entwicklung. Aber er trat gleichzeitig auch als behutsamer Vermittler auf und suchte im Fach die inhaltliche Balance zwischen Altem und Neuem zu erhalten. Kein Wunder daher, dass er – wenngleich das Tübinger Institut mit diesem Namen lange alleine blieb – an Empirische Kulturwissenschaft als Tübinger Institutsbezeichnung festhielt, gleichzeitig aber den Namen Volkskunde für das Gesamtfach im deutschsprachigen Raum nicht infrage stellte. Im Gegenteil: 1971 veröffentlichte er unter dem Titel „Volkskunde. Von der Altertumswissenschaft zur Kulturanalyse“ ein Werk, das zum Lehrbuch gleich mehrerer Studierendengenerationen wurde, und zusammen mit Utz Jeggle, Gottfried Korff und Martin Scharfe hat er 1978 die „Grundzüge der Volkskunde“ herausgegeben.

Als Direktor hat Hermann Bausinger bis zu seiner Emeritierung die Empirische Kulturwissenschaft in Tübingen zu einem vergleichsweise großen und von den Studierenden stark nachgefragten Institut gemacht, das in Deutschland und international wichtig und anerkannt ist. Er selbst ist trotz mehrerer Rufe nach Bern, Freiburg und Göttingen und Gastprofessuren (etwa in Oregon) seinem Tübinger Institut und seinem Wohnort Reutlingen treu geblieben. Nicht zuletzt dadurch hat er als Kulturwissenschaftler in der Region eine große Bekanntheit erreicht: Baden-Württemberg hat ihn auch ein Leben lang mit reichlich Stoff für seine unzähligen Vorträge und Veröffentlichungen versorgt.

Das wissenschaftliche Œuvre von Hermann Bausinger ist ausgesprochen umfangreich und umfasst von 1951 an Publikationen, deren Zahl in den hohen Hunderterbereich reicht. Entsprechend vielfältig sind deren Themen: Seine Vertriebenen-, später Flüchtlingsforschung ist bereits wegen ihres innovativen Zugangs erwähnt worden. Und angeführt wurde gleichfalls schon die Erzählforschung, zu der Bausinger ein Leben

lang immer wieder mit kleineren Veröffentlichungen, größeren Aufsätzen, aber auch mit Standardwerken wie dem 1968 publizierten Buch „Formen der ‚Volkspoesie‘“ beigetragen hat. Zudem war er Mitherausgeber und Autor der „Enzyklopädie des Märchens“ – von Band 1 im Jahr 1977 bis Band 15 im Jahr 2015. In diesem Bereich zu nennen sind seine von der germanistischen Ausbildung her reichenden, aber kulturwissenschaftlich argumentierenden Untersuchungen zu Trivilliteratur, zu Kinder- und Jugendliteratur, zu schwäbischem Dialekt (etwa als Sprachbarriere oder Unterrichtsgegenstand) sowie zu innerer und äußerer Mehrsprachigkeit in der Gegenwart (Deutsch für Deutsche, 1972).

Diesen germanistiknahen Publikationen ist in diesem Überblick eine zweite große Gruppe von Veröffentlichungen hinzuzufügen: In diesen behandelt Bausinger die klassischen Themen der Volkskunde. Dabei ist er meist von Alltagsbeobachtungen ausgegangen, ist dann aber mit eingehender historischer Grundierung – und wohl auch durch seine unglaubliche Fähigkeit, zuschauen und zuhören zu können – zu innovativen Deutungen, aber ebenso zu wichtigen neuen Themen der Gegenwart gelangt: In dieses Bild fügen sich gerade seine zahlreichen Veröffentlichungen zu Volkslied und Schlager, zu Mode und Kleidung, zu Fas(t)nacht – diese stand fast ein Jahrzehnt auf der Agenda des von ihm mitgeleiteten Tübinger Arbeitskreises für Fasnachtsforschung – und Bräuchen (klassisch dazu seine methodischen Überlegungen zum Adventskranz), zu alten und zugewanderten, neuen Mitbürger*innen, zu Arbeiterschaft und Verbürgerlichung, zu dörflichen Gemeinschaften und Vereinen und damit auch zu Körperlichkeit und Sportkultur. Allen voran das Thema Heimat – als aktive Heimatpflege, als Identitätsstifterin, als Globalisierungsmerkmal – hat ihn immer wieder beschäftigt und zu neuen Überlegungen und Schlussfolgerungen geführt.

Intensiv arbeitete Hermann Bausinger auch zum Verhältnis von Technik, Medien und Alltag. Seine 1961 erschienene Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ zeichnet anhand zahlreicher alltagsnaher und kulturhistorisch tiefgehender Beispiele nach, wie der Wandel in den Einstellungen zur Technik einschneidende räumliche, zeitliche und soziale Transformationen bedingte. Einerseits war damit bereits der programmatische Wandel der Volkskunde hin zu einer modernen Empirischen Kulturwissenschaft vorgezeichnet, die der Romantisierung der Volkskultur durch die differenzierte Analyse alltäglicher Lebenswelten entschieden entgegentrat. Zugleich war damit aber auch eine bis heute nachwirkende Grundlage für die Technik-, Medien- und Kommunikationsforschung der EKW geschaffen. Ab Ende der 1960er Jahre erschloss Bausinger das Themenfeld der „Massenkommunikation“, insbesondere mit Blick auf das zunehmend alltagsrelevante Fernsehen, und nahm damit ein weiteres Mal eine Vorreiterrolle ein. Seine Vorlesungen „Fernsehprogramme“ (1972) und „Medienangebote für Kinder“ (1973) zogen ein breites Publikum an und mündeten 1975 in zwei DFG-Projekte. Den neuen Forschungszweig „Massenkommunikation“ machte er zugleich anschlussfähig an breitere Debatten innerhalb der Volkskunde, insbesondere

durch die Ausrichtung des 20. Deutschen Volkskunde-Kongresses unter dem Titel „Direkte Kommunikation und Massenkommunikation“ (Weingarten 1975).

Bausingers Zugang zu seinen ganz unterschiedlichen Themen war oft historisch, in der konkreten Fragerichtung aber auf die Gegenwart fokussiert. Ihre theoretische Rahmung haben seine Forschungen in einem Schlüsselbegriff gefunden, der nach der Umbenennungszeit in Tübingen schnell zentral geworden ist: Alltagskultur. Zu dieser Begriffssetzung – und damit zur Terminologie in der Volkskunde bzw. Empirischen Kulturwissenschaft – hat Hermann Bausinger in einer Reihe von überwiegend in der *Zeitschrift für Volkskunde* veröffentlichten Aufsätzen ganz wesentlich beigetragen: zu Kontinuität (1969), zu Tradition (1969), zu Kultur (1975) und zu Identität (1977). 1980 ist dort auch sein Aufsatz „Zur Spezifik volkskundlicher Arbeit“ erschienen. Dieser kann als Conclusio seiner Erfahrungen verstanden werden, die mit seiner 1961 veröffentlichten Habilitationsschrift „Volkskultur in der technischen Welt“ zur Neuorientierung der Volkskunde geführt haben.

Bausinger war nicht nur ein herausragender Forscher, sondern auch ein begnadeter Lehrer. Allen voran seine Vorlesungen und Vorträge entfalteten die kluge Analyse und Gewitztheit, mit denen er zeitlebens sein Publikum in seinen Bann zog (oft vor mehreren hundert Zuhörer*innen). Stets anschaulich, tief sinnig und überaus elegant konnte er die Themen des Alltäglichen und scheinbar Banalen analysieren. Im Redestil abwägend, oft fragend und mit leichter Ironie, blieb er immer empathisch mit den Beschriebenen – eine dialektische Eleganz, mit der er 1987 etwa in der Vorlesung zur Unterhaltungskultur den bildungsbürgerlichen Dünkel bei der Bewertung alltagsästhetischer Bedürfnisse und Erfahrungen aller Schichten sowohl beschreiben als auch kontextualisieren und konterkarieren konnte, ohne dogmatisch zu argumentieren.

Sein Verständnis von EKW-Lehre charakterisierte Bausinger 1977 im Tübinger Korrespondenz-Blatt: „Im Übrigen enthält mein Angebot der letzten Semester sowohl traditionelle volkskundliche Themen (...) wie neuere Gegenstände und Probleme (...). Einen Schwerpunkt bildet der Bereich der Alltagskultur, der prinzipiell behandelt werden kann (...), der aber auch in seiner historischen Perspektive erörtert wird (...). Einzelne Angebote halten die traditionelle Verbindung zur Germanistik aufrecht.“ Im inhaltlichen Aufbau folgten die Seminare dabei stets dem Prinzip einer sozialwissenschaftlichen Verbindung volkskundlicher wie alltagskulturwissenschaftlicher Herangehensweisen und Themen, wie es auch der Studienplan der EKW festschrieb. Thematisch orientierten sie sich an den Wünschen der Studierenden, die seit den 1970er Jahren in der Institutsvollversammlung über die Themenvorschläge der Lehrenden abstimmten.

Kennzeichnend für das Lehrprogramm am LUI unter Bausingers Ägide war die Vielfalt offener Lehrformate, die in jenen Jahren in der Universität noch alles andere als üblich, geschweige denn gefordert waren. Von Beginn an waren dies natürlich die Exkursionen ‚ins Feld‘, die trotz massiv steigender Studierendenzahlen mehrfach und mehrtägig im Studienplan verankert waren. Von Anfang an prägten auch Kooperatio-

nen die Lehre. Gemeinsam mit den Kolleg*innen der Fakultät bot Bausinger, wie später auch Utz Jeggle, interdisziplinäre Veranstaltungen zum sozialwissenschaftlichen Grundstudium an. Auch die regelmäßigen kleinen Felderkundungen in den Seminaren und ihre Kompaktermine außerhalb des Instituts machen deutlich, wie sehr Bausinger sich – ebenso wie seine Kolleg*innen – nicht nur in der Einheit von Forschung und Lehre verortete, sondern diese Einheit auch sorgfältig und engagiert praktizierte. Formate der „aktivierenden Lehre“ und des „Forschenden Lernens“ gehören so seit dem ersten Studienplan zum Standard der EKW, und er baute sie – bis auf die Studienprojekte, von denen „hb“ in seiner Lehrzeit in der EKW ‚nur‘ drei abschloss – bis zur Emeritierung regelmäßig in seine Lehrangebote ein. Es ist diese grundsätzliche Zugewandtheit, mit der Hermann Bausinger den ehemaligen Studierenden der EKW als großer Lehrer in Erinnerung bleiben wird.

Auch fach- und verbandspolitisch war Hermann Bausinger aktiv: Zwischen 1959 und 2001 hat er in insgesamt elf Aufsätzen in der *Zeitschrift für Volkskunde* programmatisch zu Fach, Geschichte, Spezifik kulturwissenschaftlichen Arbeitens und zu seinen alten und neuen Themen Stellung bezogen – angefangen von „Vereine als Gegenstand volkskundlicher Forschung“ bis zu seinen „Anmerkungen zur kulturwissenschaftlichen Medienforschung“. Diese hohe Präsenz war nicht zuletzt seinem Engagement für die Zeitschrift geschuldet: Bausinger war von 1967 an zuerst mit Matthias Zender, dann von 1973 an mit Bernward Deneke und schließlich von 1979 bis 1983 mit Dietmar Sauer mann deren Herausgeber. In dieser Funktion hat er die *Zeitschrift für Volkskunde* für fachliche Diskussionen geöffnet und somit der engagiert geführten Namens- und Inhaltsdebatte zu pointierten Positionen verholfen: In Band 63 (1967) wurden die Begriffe „Volkslied – Schlager – Folklore“, in Band 64 (1968) Positionen einer „Volkskunde jenseits der Philologie“ und in Band 66 (1970) der „Nutzen und Nachteil der Volkskunde“ sowie „Volkskunde und Museum“ kontrovers diskutiert. 1969 hatte Bausinger zudem eine Umfrage über „Folklorismus“ gestartet, zu der prominente Fachvertreter*innen aus Jugoslawien, Polen, Portugal, Ungarn, der Schweiz und den USA mit Aufsätzen beigetragen haben.

Es war gerade diese internationale Vernetzung, aber auch das Wissen, dass er der „beste Kandidat“ für die Vertretung der „gemeinsamen Anliegen des Faches“ sei, das Günter Wiegelmann 1977 beim Braunschweiger Volkskundekongress dazu veranlasst hat, Hermann Bausinger zur Wahl des 1. Vorsitzenden der *Deutschen Gesellschaft für Volkskunde* vorzuschlagen. Bausinger hat dieses Amt verantwortungsvoll bis zum Berliner Volkskundekongress 1983 ausgeübt. Aufgrund seiner Verdienste für Fach und Gesellschaft ist er 1999 beim 32. Kongress der dgV einstimmig zum Ehrenmitglied gewählt worden.

Diese Ehrenmitgliedschaft fügte sich in eine Reihe zahlreicher Preise und Ehrungen, die Bausinger zuteil wurden: Für seine Verdienste um die Märchenforschung wurde ihm 1993 der Brüder-Grimm-Preis der Universität Marburg und 2016 der Europäische

Märchenpreis verliehen. Für seine landesgeschichtlichen Forschungen erhielt er 1995 den Ludwig-Uhland- und 1996 den Justinus-Kerner-Preis, 2009 die Verdienstmedaille des Landes Baden-Württemberg und 2016 die Staufermedaille in Gold.

Bausinger war eine öffentliche Person, im Südwesten zumal, wo er durch seine lebensnahen Forschungen zu Dialekt, Heimat, Migration und viele historische Studien zur regionalen (Alltags-)Kultur eine große Anhänger- und Leserschaft hatte. Insbesondere nach seiner Emeritierung 1992, als er sich verstärkt der Landesgeschichte zuwandte, schrieb er Bestseller wie seine Landeserkundungen „Die bessere Hälfte. Von Badenern und Württembergern“ (2002), „Der herbe Charme des Landes. Gedanken über Baden-Württemberg“ (2006), seine „Schwäbische Literaturgeschichte“ (2016) sowie sein etwas anderes Nationsporträt „Typisch Deutsch. Wie deutsch sind die Deutschen?“ (2000). Zuletzt erschienen in kurzer Folge von diesem rastlos arbeitenden öffentlichen Intellektuellen seine Diskussion mit Baden-Württembergs Landtagspräsidentin Muhterem Aras zum Thema „Heimat. Kann die weg?“ (2019), seine Memoiren zu den Anfängen an der Universität Tübingen in dem Bändchen „nachkriegsuni. Kleine Tübinger Rückblenden“ (2019) und das kurz vor seinem Tod abgeschlossene Buch „Vom Erzählen. Poesie des Alltags“, das 2022 posthum erschienen ist. Mit ihm kehrte Bausinger zu seinen Anfängen in der Germanistik und Erzählforschung zurück und gab sich ein letztes Mal als intimer Kenner der südwestdeutschen Sprach- und Kulturlandschaft zu erkennen.

Am 24. November 2021 ist Hermann Bausinger im Alter von 95 Jahren in Reutlingen gestorben. Kurz vor seinem Tod hat sich der Fachverband in Deutsche Gesellschaft für Empirische Kulturwissenschaft umbenannt und damit Bausingers Begriffsschöpfung übernommen. Es war die letzte von vielen Spuren, die Hermann Bausinger in seiner Disziplin hinterlassen hat.

*Christoph Bareither, Karin Bürkert, Gesa Ingendahl,
Reinhard Johler, Monique Scheer und Thomas Thiemeyer
<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.13>*

Prof. Dr. Manfred Faßler 1949–2021

Am 17. April 2021 verstarb Prof. Dr. Manfred Faßler unerwartet im Alter von 71 Jahren. Seit 2000 war er Professor am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie der Goethe-Universität Frankfurt am Main, wo er bis zu seinem Tod aktiv in der Lehre tätig war.

Als studierter Physiker, der in Berlin an der Freien Universität zu den Sozialwissenschaften fand, war er als Quereinsteiger in die Volkskunde gekommen. Er behielt zeitlebens eine ironisch getönte Distanz zu diesem Fach, das für Jahrzehnte sein disziplinärer Heimathafen werden sollte, von dem aus er aber immer wieder Exkursionen

unternahm in andere Forschungsrichtungen und Theorieprogramme, insbesondere die Medienforschung, die Techniksoziologie, die Kommunikationstheorie und die evolutionäre Anthropologie. Wer einem der Vorträge des unkonventionellen Denkers Faßler zuhörte, den nahmen seine kreativen Wortschöpfungen und evokativen Formulierungen gefangen, auf Podien und in Diskussionen war er ein die Kontroverse nicht scheuender Gesprächspartner, der beträchtliche Überzeugungskraft entfalten konnte. Im Fach in Erinnerung bleiben werden sein Eröffnungsvortrag des 36. Volkskundekongresses 2007 in Mainz mit dem Titel „Die Nicht-Alltäglichkeit des Medialen“, sein „IKONO-KRATIE“ betitelter Beitrag zur dgv-Hochschultagung 2010 in Marburg und die in Frankfurt am Main 2015 von ihm ausgerichtete vierte Arbeitstagung der dgv-Kommission Digitalisierung im Alltag unter dem Titel „Digitale Praxen“.

Nach Promotion und Lehrtätigkeit in der Soziologie an der Freien Universität Berlin war Manfred Faßler 1987 zunächst als Studienleiter an das Evangelische Studienwerk Villigst e. V. gegangen, dessen Leitung er 1991 übernahm. Unmittelbar nach der Habilitation 1995 im Fach Soziologie an der FU Berlin erhielt er einen Ruf an die Universität für Angewandte Kunst in Wien, wo er von 1995 bis 2000 als Vorstand der Lehrkanzel für Kommunikationstheorie lehrte. Manfred Faßler hatte schon sehr früh das gesellschaftsverändernde Potenzial von datenverarbeitenden Computern und netzbasierter Kommunikation erkannt und begonnen, dazu zu publizieren. Die Einladung zu einem Gastvortrag am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen 1995 war für Manfred Faßler 1995 der Erstkontakt mit der Volkskunde. Hergestellt wurde diese Begegnung durch Stefan Beck, der sich als Tübinger Doktorand mit den alltagskulturellen Konsequenzen der Nutzung moderner, computergestützter Informations- und Kommunikationstechniken beschäftigte. Er hatte Seminare bei den Sommeruniversitäten des Evangelischen Studienwerks e. V. in Villigst besucht und war von Manfred Faßlers Beiträgen zu Themen wie Cyberspace, Virtual Reality, Neurowissenschaft und Systemtheorie nachhaltig fasziniert.

Im Tübinger Gastvortrag „Rätselhafte Abstände oder: Transkulturelle Netzwerke“ formulierte Faßler die These einer neuartigen globalen Geographie der Kommunikation, die auf digitaltechnologisch gestützten „Kulturtechniken der Ferne“ aufbauen würde.² Ich erinnere mich gut an die Kolloquiumsveranstaltung. Unter den Zuhörer*innen waren zahlreiche Nachwuchswissenschaftler*innen der Empirischen Kulturwissenschaft, von denen viele heute Professuren im Fach innehaben. Einige traten in Kontakt mit Manfred Faßler und wandten sich dezidiert der Erforschung digitaler Technologien zu. Insgesamt war aber, wie ich erinnere, die Haltung zu den Thesen Manfred Faßlers eher abwartend bis skeptisch. Das Publikum vermutete wohl „einen durch die neuen Kommunikationsverhältnisse ausgelösten kulturellen ‚Bruch‘ [und] den Verfall ‚authentischer‘ nahräumlicher Sozialität“, wie Stefan Beck es später in einem anderen Zusam-

2 Faßler, Manfred. 1996. Rätselhafte Abstände oder: Transkulturelle Netzwerke. *Tübinger Korrespondenzblatt* Nr. 46: 58–76.

menhang formulierte.³ Manfred Faßler selbst hatte derartige „telephobische“ Annahmen oft genug zurückgewiesen. Er betonte demgegenüber, dass Fernanwesenheit oder Telepräsenz nicht grundsätzlich neu sei. „Schriftkultur enthält gerade den Unterschied zwischen Schreibzeit- und -ort, sowie Lesezeit und -ort. Liebesbriefe, Postkarten von der Front, Urlaubsgrüße, Reiseberichte zeigen nur einige Aspekte der Gattungsvielfalt an [...] Mit dem Computer wird dieses Erbe der Fernanwesenheit und der Anonymität durch die Struktur dynamischer Speicher aufgenommen und erweitert“.⁴

Die damals, beim Tübinger Vortrag, herausgearbeitete These, dass medial ermöglichte Kopräsenz zwar menscheitsgeschichtlich weit zurückgehende Vorläufer hat, dass aber durch die neuen Digitaltechnologien sich die Möglichkeit, Kollektive zu bilden, grundsätzlich verändern wird, war einer der Grundsätze der von Manfred Faßler damals in Grundzügen entworfenen Anthropologie des Medialen. Sie wurde in den Folgejahren an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main von ihm ausgearbeitet. Im Jahr 2000 war er auf eine Professur am Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie berufen worden. Bereits 1974 hatte Ina-Maria Greverus dort der Volkskunde den Rücken gekehrt und eine an amerikanischen Vorbildern orientierte Kulturanthropologie begründet. Nach ihrer Emeritierung orientierte sich das Institut Ende der 1990er Jahre stärker als zuvor auf neue Technologien, globale Mobilität und wissenschaftliche Expertise als Forschungsgegenstände und Studieninhalte. Die Berufung des Medien- und Kommunikationssoziologen Manfred Faßler versprach diese Thematiken anschlussfähiger an sozialwissenschaftliche Debatten zu machen. Manfred Faßler selbst verwendete den Begriff „Anthropologe“ durchaus gerne als Selbstbezeichnung, meinte damit aber keineswegs eines der Nachfolgefächer der Volkskunde in Deutschland, sondern vielmehr eine Universalwissenschaft vom Menschen, die sich den Disziplinzuordnungen konsequent entzog. Sein anthropologisches Credo war, dass menschliche Selbstorganisation nicht möglich ist ohne einen im Menschen bereits entwicklungsgeschichtlich früh angelegten „Mediensinn“, also die kognitiv basierte Fähigkeit von Menschen zu spezifischen Verbindungsleistungen. Die Begründung einer Anthropologie der medialen Selbstbefähigung des Menschen arbeitete Manfred Faßler in drei Büchern aus, „Erdachte Welten. Die mediale Evolution globaler Kulturen“ (2005), „Der infogene Mensch. Entwurf einer Anthropologie“ (2008) und „Nach der Gesellschaft. Infogene Welten – anthropologische Zukünfte“ (2009). Diese Selbstbefähigung des Menschen zur Schaffung, Nutzung und Veränderung von Kommunikationsumgebungen sei entstanden durch – und treibe zugleich – eine menscheitsgeschichtlich weit zurückreichende Wechselwirkung von Menschen und Medien, den er mit dem Begriff der Ko-Evolution belegte. Neuere Monografien von Manfred Faßler wandten sich

3 Beck, Stefan. 2000. *media.practices@culture*. In *Technogene Nähe. Ethnographische Studien zur Mediennutzung im Alltag* (= Berliner Blätter: Ethnographische und Ethnologische Studien, 3), hrsg. von Stefan Beck, 9–17, hier 9. Münster.

4 Ebd.

zeitgenössischen Gesellschaften zu, prognostizierten für die Zukunft eine Auflösung der Grundformen moderner Vergesellschaftung und forderten eine grundsätzliche Umstellung sozialtheoretischer Begrifflichkeiten, so z. B. die Bücher „Kampf der Habitate“ (2012) und „Das Soziale“ (2014). Sein zuletzt erschienenes Buch „Partizipation ohne Demokratie. Über die Folgen der Netz- und Geopolitik von Facebook, Google, Amazon & Co“ (2020) mahnt, dass wir einen hohen Preis für grenzenlose Konnektivität zahlen, und überlegt, wie eine Humanisierung von Datentechnologien gelingen kann.

Manfred Faßler war ein charismatischer Hochschullehrer. In seinen Lehrveranstaltungen förderte – und forderte! – er das selbstständige Denken und das Hinterfragen von vermeintlichen Selbstverständlichkeiten. Nach Erreichen der Altersgrenze war er von 2014 bis 2020 als Seniorprofessor mit vollem Deputat weiterhin in der Lehre tätig. Er hat viele Hundert Studierende in der Kulturanthropologie und Europäischen Ethnologie ausgebildet und eine große Zahl an Doktorand*innen betreut. Zusammen mit Kolleg*innen und Nachwuchswissenschaftler*innen startete er eine Reihe von Forschungsinitiativen, so z. B. das Center for Media, Knowledge Culture, Imagination and Development CCID ab dem Jahr 2000, und in 2005 das Forschungsnetzwerk Anthropologie des Medialen FAME, mit denen er zahlreiche vielbeachtete Tagungen an der Goethe-Universität ausrichtete. Auch außerhalb des universitären Bereichs übernahm Manfred Faßler Verantwortung, so zum Beispiel als Vorsitzender des Kuratoriums des Grimme-Forschungskollegs an der Universität zu Köln, als Mitglied der Deutschen Akademie der Technikwissenschaften acatech und als langjähriger Vorstand des Instituts für Neue Medien e. V. in Frankfurt am Main. Mit dem Tod von Manfred Faßler haben wir einen eigensinnigen, kreativen und inspirierenden Theoretiker, einen begeisterten und begeisternden akademischen Lehrer und einen immer an Austausch und Zusammenarbeit interessierten Kollegen verloren.

Gisela Welz

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.14>

Die Kirche im Dorf lassen ...? Zur Bedeutung von Religiosität und Spiritualität im ländlichen Raum

Tagung der dgv-Kommission für Religiosität und Spiritualität aus der Diasporakapelle im LVR-Freilichtmuseum Kommern/online, 11.–12. Juni 2021

Die 5. Tagung der „Kommission für Religiosität und Spiritualität in der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde“ beschäftigte sich mit religiösen und spirituellen Kulturen im ländlichen Raum. Land, so die These der Veranstalter*innen, schaffe Raum für Spiritualität und Religiosität und stelle somit wie die Stadt einen Ort für Kontakt, aber auch für Konflikt dar. Damit zeichnet die Tagung bewusst ein Gegenbild zu persistenten

Vorstellungen des Ländlichen als Raum für Tradition und Kontinuität, denn auch rurale Orte sind von Prozessen und Wechselwirkungen geprägt. Dies wird beispielsweise anhand von Ansiedlungsprozessen religiöser Gruppen oder Um- und Mehrfachnutzungen sakraler Bauten im ländlichen Raum deutlich. Die Beiträge der Tagung näherten sich historischen und aktuellen Entwicklungen von spirituellen/religiösen Kulturen des Ländlichen im fächerübergreifenden Austausch.

Im Anschluss an die Begrüßung durch den Leiter des LVR-Freilichtmuseum Kommern, *Josef Mangold* und durch die Vorsitzenden der Kommission *Christine Bischoff* (Kiel) und *Mirko Uhlig* (Mainz) begann die Tagung mit der ersten Sektion „Aushandlung sakraler Räume“. Den Auftakt machte *Jens Wietschorke* (Wien/München). Basierend auf seiner Habilitationsschrift untersuchte er Kirchenräume als soziale Orte. Als erstes Beispiel führte er katholische Kirchen in Wien an, die um 1900 in Arbeitervierteln sozialmissionarische Funktionen erfüllen sollten. In einem zweiten Beispiel ging es um evangelische Notkirchen, die nach dem Zweiten Weltkrieg errichtet wurden und die Kohäsionskräfte von Gesellschaft und Religion in Krisenzeiten illustrierten. – Einen Einblick in die Arbeit mit Kirchenräumen als kulturellem Erbe gaben *Alina Hilbrecht* und *Raphael Thörmer* (beide Kommern). Als Beispiel diente die translozierte Diasporakapelle aus Overath, die 2019 im LVR-Freilichtmuseum eröffnet wurde. Infolge von Massenfluchten nach dem Zweiten Weltkrieg und der Zerstörung von Kirchenbauten wurde 1946 das sogenannte Notkirchenprogramm initiiert. Die Kirchenräume waren multifunktional, denn neben ihrer sakralen Nutzung dienten sie als Orte für Veranstaltungen und förderten somit die Integration der Diasporagemeinden in traditionell katholischen Gebieten.

Die folgende Sektion „Wa(h)re Region – wa(h)re Religion“ eröffnete *Manuel Trummer* (Regensburg). In seinem Beitrag untersuchte er anhand von Filmen bzw. Filmserien aus dem Genre des ‚Folk Horror‘ populärmediale Darstellungen des Ländlichen als Raum für das numinose Andere. Das anti-idyllische *othering* des Ländlichen wird über die Gegenüberstellung von Stadt und Land erzeugt, wobei das Religiöse als Fremdheitsmarker fungiert. Trummer weist auf damit verbundene Gefahren hin wie eine mögliche Marginalisierung breiter ländlicher Bevölkerungsteile sowie die Wiederkehr längst abgelegter kulturanthropologischer Theoriebestände, die in diesen Produktionen aufgegriffen werden. – Im folgenden Vortrag von *Claudia Willms* (Frankfurt a.M.) stand die narrative Emotionalisierung von Orten im Zentrum, die sie anhand eines Interviews mit einer politisch aktiven Ordensschwester nachvollzog. Willms Analyse ergab, dass die zentralen räumlichen Bezugspunkte im Leben der Ordensschwester eine identitäts- und beziehungsstiftende Dimension einnehmen. Bezüglich des Tagungsthemas kommt Willms zum Schluss, dass Grenzen zwischen Stadt und Land aus Sicht der Ordensschwester verschwimmen, was u. a. auf die katholische Vorstellung einer Weltgemeinde zurückzuführen sei. Die Tagung macht einen Schwenk vom Katholizismus hin zu neu-religiösen Landkommunen, die seit Ende der 1970er Jahre in Deutschland entstanden

sind. – Anhand von drei Fallbeispielen zeigte *Martin Papenheim* (Bochum) auf, wie sich die Interaktionen zwischen den asiatisch inspirierten Kommunen und der ortsansässigen Landbevölkerung gestalteten: Die Kommunen wurden zum Teil geduldet, teils erfuhren sie Widerstand von Politik und Kirche. Ab den 2000er Jahren änderte sich der Diskurs, indem Landschaft nun touristisch als spiritueller Raum vermarktet wird.

Den ersten Tag beschloss die Vorführung des Films „Diasporakapelle aus Overath“ (2019), der Interviewpassagen mit Gemeindemitgliedern und (ehemaligen) Pfarrer*innen unterschiedlicher Generationen aus Overath zeigt. Der Film thematisiert Fluchtgeschichten sowie die Entstehung einer neuen evangelischen Gemeinde. Nach jeder gezeigten Filmsequenz standen die Filmautor*innen *Dagmar Hänel* (Bonn) und *Carsten Vorwig* (Kommern) für Fragen zur Verfügung und gaben einen Einblick in die filmische Arbeit und Feldforschung, die begleitend zur Versetzung der Diasporakapelle in Overath durchgeführt wurde.

Den Auftakt am zweiten Tagungstag machte *Jochen Ramming* (Würzburg) mit dem Thema „Die Synagoge bleibt im Dorf! ‚Vervollständigung‘ als Argumentationsfigur bei der Initiierung neuer Dokumentations- und Sanierungsmaßnahmen an ehemaligen Orten jüdischen Lebens im ländlichen Franken“. Mit der Instandhaltung von verfallenden Synagogen werden Erinnerungsorte bewahrt, die zur „kollektiven Identifikationsstiftung“ beitragen. Die Synagogen werden vielerorts wie Mosaiksteine in das städtische Gesamtbild integriert und somit zu Orten der Vervollständigung. – Mit dem „Wiederaufbau der Allersheimer Synagoge im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim“ beschäftigte sich *Jonas Blum* (Bad Windsheim). Sein Blick in die Allersheimer Historie verdeutlichte die wechselnde Bedeutung der örtlichen Synagoge für die jüdische Gemeinde. Die hohe Mobilität der Gemeindemitglieder führte Blum zu der These, dass Stadt und Land nicht als getrennte Bereiche gesehen werden sollten, sondern als Räume, die sich gegenseitig beeinflussen.

Den nächsten Themenkomplex „Materialität und Medialität“ eröffnete *Sabine Kienitz* (Hamburg) mit einem Beitrag zum Thema „Materialität religiöser Kommunikation im Medium des Anliegenbuchs“. Anliegenbücher sind vornehmlich im Katholizismus vorzufinden, jedoch haben sie auch in protestantischen Kirchen Einzug gefunden. In evangelischen Kirchen dienen sie u. a. der Kommunikation zwischen Pfarrer*in und Gemeinde, als imaginärer Gebetsraum, um Präsenz zu zeigen oder um ein persönliches Denkmal zu hinterlassen. – Kienitz' Hamburger Kollegin *Theresa Müller* thematisierte in ihrem Vortrag Himmelsbriefe im Ersten Weltkrieg. Dabei handelt es sich um handgeschriebene Texte, welche Gott selbst als Autor angeben und die dem Besitzer Schutz vor Gefahren versprechen. Himmelsbriefe wurden häufig von Soldaten als Absicherung gegen die moderne Kriegstechnik getragen. Müllers Forschung bietet ferner einen Einblick in die Fach- und Sammlungsgeschichte der Volkskunde, da die Objekte bereits im 19. und 20. Jahrhundert für volkskundliche Vereine von Interesse waren. – *Marina Jaciuk* (Eichstätt-Ingolstadt) zeichnete in ihrem Vortrag den Bedeutungswandel der

mythisierten Region Las Hurdes im Westen Spaniens nach. Die Region erfuhr über die Jahrhunderte hinweg verschiedene Fremdzuschreibungen vom „rauen Tal voller Dämonen“ bis hin zum „christlichen heiligen Garten“. Daraus entwickelte sich der sogenannte Journalismus des Mysteriösen, der zum Ziel hat, mit seiner positiven Deutung eine neue spanische Identität zu kreieren. Er verstärkte den Landtourismus seit den 1990er Jahren markant.

Die letzte Sektion „Empfangen und Entsenden“ beschloss *Katerina Piro* (Mannheim). Sie untersuchte aus wirtschaftshistorischer Perspektive anhand von Briefen und Tagebüchern die Gründe für den Kinderreichtum von Pfarrehepaaren um 1900. Piro zeigte, dass der Geburtenrückgang in evangelischen Pfarreihen stärker war als in katholischen Ehen, was auch an den Stadt-Land-Beziehungen liegen kann, denn katholische Kirchen waren vermehrt auf dem Land angesiedelt, evangelische Kirchen eher in der Stadt.

In der abschließenden Diskussionsrunde wurden die Stärken einer induktiven Vorgehensweise hervorgehoben, nicht zuletzt, um Imaginationen (des Ländlichen) als solche reflektiert betrachten zu können. So dient das Label einer spirituellen oder mythischen Landschaft u. a. Marketingzwecken. Auch der Titel der Tagung ist möglicherweise ein Framing und produziert trotz der Diversität der Referatsthemen Leerstellen. Eine dieser Leerstellen ist das Fehlen von Beiträgen muslimischer Strömungen oder nicht-monotheistischer Perspektiven. Teilnehmende sprachen das Aussterben der ländlichen Gemeinden an, ein Themenkomplex, der in zukünftigen Tagungen behandelt werden könne.

Michaela Bunnemann, Kirsten Flöter
<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.15>

Understanding EU legitimacy: Cross-disciplinary approaches to the study of the European Union

Workshop am Institut für Europastudien der Europa-Universität
Viadrina Frankfurt/Oder, hybrid, unterstützt von der Fritz Thyssen Stiftung,
Frankfurt/Oder, 8.–9. September 2021

Legitimität gilt weithin als Schlüssel zum Verständnis der verschiedenen Arten, wie politische Systeme und Akteure öffentliche Unterstützung für ihr Handeln sicherstellen. Beschäftigungen mit diesem Konzept gehen jedoch von einer nationalstaatlich geprägten Perspektive aus. Solche Ansätze eignen sich nur unzureichend für eine Anwendung auf die Europäische Union (EU). Um gängige Legitimitätskonzepte zu überdenken, präsentierten und diskutierten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus der Politikwissenschaft, Soziologie und Kulturanthropologie ihre theoretischen,

methodischen und didaktischen Ansätze beim Workshop „Understanding EU legitimacy: Cross-disciplinary approaches to the study of the European Union“. Dieser wurde von Paweł Lewicki (Frankfurt/Oder) und Alexandra Schwell (Klagenfurt) organisiert sowie vom Viadrina Institut für Europa-Studien (IFES) ausgerichtet. Die Fritz Thyssen Stiftung unterstützte die Veranstaltung. – In seinen einleitenden Worten wies *Paweł Lewicki* (Frankfurt/Oder) auf die zentrale Frage des Workshops hin: Wie kann die Analyse der Diskontinuität der Bedeutungen, welche von den EU-Institutionen und der EU-Öffentlichkeit produziert werden, gelingen? Aufgrund der Komplexität der EU weise die interdisziplinäre Forschung zur Legitimität der EU noch Lücken auf. Diese würden z. B. durch die Vielfalt an politischen Prozessen, Ebenen, Sprachen und nationalen Kulturen hervorgerufen.

Die erste Sitzung wurde von *Christiane Barnickel* (Berlin) eröffnet, die ihren Ansatz zur Überwindung der oft kritisierten Trennung zwischen normativen und empirischen Legitimitätskonzepten in der politikwissenschaftlichen Forschung vorstellte. Sie konnte verdeutlichen, dass normative Perspektiven Teil der empirischen Legitimitätsforschung sind – entgegen der behaupteten Dichotomie – und argumentierte, dass die normative Dimension in der empirischen Forschung zur EU-Legitimität expliziter adressiert werden müsse. – Anstatt Legitimität als einen mehr oder weniger stabilen Zustand zu analysieren, stellte *Amelie Kutter* (Frankfurt/Oder) ihren prozessorientierten Ansatz zur Untersuchung des Legitimationsaktes vor. Anhand einer relational-diskursiven Perspektive, welche die Kritische Diskursanalyse mit Bourdieus Theorie der symbolischen Macht und des politischen Feldes kombiniert, analysierte sie, wie nationale Akteure politische Autorität und Assoziationen konstruierten, als diese die EU im Diskurs um die EU-Verfassung 2004/2005 legitimierten. – *Andrea Zeller* (Koblenz-Landau) präsentierte ihren Ansatz zur Messung der demokratischen Legitimität im Mehrebenensystem. Ihr Analyserahmen baut auf theoretischen Überlegungen auf, z. B. dass umfassendere Interventionen vonseiten einer internationalen Organisation eine höhere demokratische Legitimität erfordern würden. Laut Zeller könnte basierend auf diesem Rahmen untersucht werden, auf welche Dimension der demokratischen Legitimität Akteure abzielen, wenn sie eine bestimmte Form des Regierens im Mehrebenensystem kritisieren.

Die zweite Sitzung begann *Bernd Kasperek* (Berlin) mit seiner Forschung über die EU-Agentur FRONTEX. Er erklärte, wie die Agentur historisch legitimiert wurde, um das Phänomen der aktuellen Politisierung und delegitimierenden Anschuldigungen zu verstehen. Hierzu kombinierte er einen genealogischen Ansatz zur Analyse der Rationalisierung des Regierens mit ethnografischen Beobachtungen der aktuellen Praktiken der Agentur. Er schlussfolgerte, dass der ursprünglich legitimierte Zweck der Agentur nicht mehr mit ihren heutzutage erweiterten Kompetenzen übereinstimmen würde. – Ein weiteres Phänomen im Zusammenhang mit einer Bedrohung der Legitimität der EU wurde von *Tom Widger* (Durham) behandelt. Anhand eines historischen Ansatzes und theoretischer Überlegungen zur naturalistischen Ontologie (unter Bezugnahme auf

Descola und Strathern) erläuterte er, wie die Glyphosat-Kontroverse die Legitimität der EU infrage stellt. Ihm zufolge wird Gift zu einem Test der EU-Legitimität, weil es bürokratische Grenzen, politische Organe und biologische Körper transzendiert.

Die folgende Sitzung, die sich auf EU-Institutionen konzentrierte, eröffnete *Masha Gugganig* (Ottawa) mit ihrer Forschung über die Gemeinsame Agrarpolitik (GAP). Auf Basis einer teilnehmenden Beobachtung, Experteninterviews und der Analyse von EU-Strategiepapieren zeichnete sie den Versuch von EU-Akteuren nach, politische Vorstellungen von nachhaltiger Landwirtschaft zu legitimieren. Die Akteure würden probieren, konvergente Praktiken zu vereinen, um möglichst diverse Interessengruppen einzubeziehen. Dies sei im Kontext der abnehmenden Legitimität der EU zu betrachten. Dieser Diskurs auf EU-Ebene würde sich stark von den Erwartungen der Landwirte unterscheiden. – Danach beleuchtete *Didier Georgakakis* (Paris) die paradoxe Situation, dass in Bezug auf EU-Akteure charismatische Legitimität sowohl gewünscht als auch unterdrückt wird. Hierzu nutzte er einen historischen und politiksoziologischen Ansatz auf der Grundlage von Bourdieus Theorie des bürokratischen Feldes. Er zeigte auf, dass EU-Führungskräften die Aufgabe zufällt, die Kluft zwischen dem bürokratischen Design der EU und ihrer zunehmenden Politisierung zu schließen. Eine vor allem bürokratische EU erfordere allein das Charisma des Amtes, während politische Institutionen charismatischere Figuren zur Herstellung von Legitimität benötigten.

Die Keynote von *Christopher James Lord* (Oslo) leitete den zweiten Tag des Workshops ein. Er stellte seinen Ansatz vor, die indirekte Legitimation der EU durch die Demokratien ihrer Mitgliedsstaaten zu überdenken. Das übliche Argument der Einwilligung (consent) hinterfragend, führte er den Begriff der Verpflichtung (obligation) ein. In Anlehnung an das ökonomische Konzept der Externalitäten argumentierte er, dass demokratische Staaten eine spezifische Form der Union benötigen, um negative Externalitäten zwischen ihnen zu bewältigen. Nur so könnten Demokratien ihren materiellen und immateriellen Verpflichtungen gegenüber der Öffentlichkeit nachkommen. – Anschließend erörterte *Tatiana Bajuk Senčar* (Ljubljana) die Methode der Multi-Sited Ethnography als eine Möglichkeit zur Erforschung der Verbindungen zwischen Legitimationsprozessen auf den verschiedenen EU-Ebenen. Hierzu präsentierte sie ihre aktuelle Forschung zu einem EU-Programm an der slowenisch-ungarischen Grenze. Bei dieser stellte sie fest, dass die EU-Legitimität unter Akteuren variiert, da diese sie vor dem Hintergrund der eigenen Beziehung zum Nationalstaat, in welchem sie leben, interpretieren. – *Claske Vos* und *Jamal Shahin* (beide Amsterdam) präsentierten ihre Forschungen und Erfahrungen zur Lehre des Themas Legitimität der EU. In ihrem Kurs „Cultures of European Governance“ vermitteln sie die Komplexität der EU mit einem interdisziplinären Ansatz, der die Fähigkeiten der Studierenden zum kritischen Denken verbessern solle. Darüber hinaus erörterten sie den Ansatz des „Skills Seminars“, bei dem u. a. Interviews mit EU-Bürokraten geführt werden. Durch den Kurs würden die

Studierenden zwar ein tieferes Verständnis für die Ansichten der Akteure entwickeln, dies würde jedoch nicht zu einer größeren Legitimität der EU bei ihnen führen.

Die letzte Keynote von *Jan Kubik* (New Brunswick/London) beleuchtete die aktuelle Herausforderung der EU-Legitimität durch rechtspopulistische Akteure. Ausgehend von Webers vier Typen sozialen Handelns führte er das Konzept des Neotraditionalismus ein. Neotraditionalisten seien wertrationale Akteure, die Traditionen wiederbeleben und Mythen verbreiten, um ihre Überzeugungen zu untermauern. Auf diese Weise fordern Neotraditionalisten bzw. Rechtspopulisten zweckrationale Akteure wie Liberale und die EU heraus. Darauf basierend präsentierte er einen Vergleich zwischen rechtspopulistischer und demokratischer Legitimität. Laut Kubik würde es eine Nachfrage nach rechtspopulistischer Legitimität geben. Diese existiere v. a. in den eher traditionalistischen Regionen Europas.

Die Workshop-Teilnehmer waren sich einig darüber, die Diskussionen über interdisziplinäre Ansätze zur Untersuchung der EU-Legitimität fortzusetzen. Legitimität sei ein perfektes Beispiel dafür, wie Konzepte von der Anthropologie und der Politikwissenschaft unterschiedlich definiert und angewendet werden. Einige Forscher erwogen, an einer gemeinsamen Publikation zu arbeiten oder eine gemeinsame Veranstaltung zu diesem Thema bei der nächsten Konferenz des Council of European Studies durchzuführen.

Gesine Wittrich

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.16>

Zwischendurch die Promotion?!

15. dgv-Doktorand*innentagung in Oberau (Sachsen), 15.–17. Oktober 2021

Nachdem die Tagung aufgrund der Pandemie um ein Jahr verschoben worden war, konnten sich nun alle Teilnehmer*innen an einem Ort zusammenfinden und wirkten dabei sichtlich erfreut, den *Zwischenräumen* eines weiteren Online-Meetings zu entkommen. Das Seminarhaus Wasserschloss Oberau bei Meißen (Sachsen) mit seinem weitläufigen Gelände war dafür der ideale Tagungsort und griff das Thema der von Ruth Weiland, Oliver Wurzbacher, Nikolas Wollentarski und Sarah Thanner organisierten Doktorand*innentagung auf: Die strukturellen Bedingungen, die eine Promotion auf verschiedenen Ebenen prägen und *zwischen* denen die Doktorand*innen bestehen müssen.

Zum Einstieg präsentierte *Anne Dippel* (Jena) ihre Keynote „Try again, fail better. Rhythmusanalytische Stimmungsbilder ethnographischer Forschungserfahrungen“. Sie verwandelte den Tagungsraum in eine *Bühne* und teilte Ereignisse und Erfahrungen, die ihren akademischen Weg mit grundlegenden ethnografischen Perspektiven ver-

schränkten. Ihre „verkörperte Erzählform“ veranschaulichte die narrative Perspektive. Trouvaillen aus ihren Feldforschungen, etwa ein österreichisches Küchengarn („Faden der Erkenntnis“), dienten der Inszenierung. Ihr *Standort* im Raum veranschaulichte *Standpunkte*. So nahm sie für selbstreflexive Deutungen von Schlüsselereignissen auf einem „Analysestuhl“ Platz. Ethnografische Stationen und die gedankliche Welt von Fachdiskursen überkreuzten sich mit strukturbedingten Erfahrungen als junge Wissenschaftlerin. Ihr Lebensweg verlief keineswegs linear, sondern war von Rück- und Fortschritten, Wiederholungen und Neuanfängen gezeichnet, nicht zuletzt von mal glücklichen, aber immer hart erarbeiteten Erfolgen. Wesentliche Merkmale eines Promotionsverlaufs wurden erfahrbar, was während der gesamten Tagung den Austausch anregte. – Mit Bewegung ging es auch in den ersten Abend: Im Spiel „KULT – Anthropology in Action“ des *KULA Games Kollektive*, bestehend aus *Anne Dippel*, *Hannah Kanz* (Freiburg) und *Stephanie Schmidt* (Innsbruck), mussten kulturwissenschaftliche Begriffe nicht nur erklärt, sondern auch pantomimisch dargestellt werden. Die Tagungsteilnehmer*innen durften das kommunikative Gesellschaftsspiel an diesem Abend erproben und dabei den einen oder anderen vermeintlich durchdrungenen Begriff noch einmal neu kennenlernen.

Nicht *zwischen*durch, sondern fokussiert startete das erste Panel am Samstag mit zwei Vorträgen zu aktuellen Forschungsprojekten. Über Möglichkeiten, die kulturelle Praxis des Wanderns im Zusammenhang mit Erfahrungen und Konzeptionen von Weiblichkeit(en) zu beforschen, referierte *Cora Kleesiek* (Jena). In ihrem geplanten Dissertationsprojekt geht es um die Relevanz von Naturerfahrungen bzw. Natur als Erfahrungsraum, genderspezifische Selbstermächtigung und mögliche emanzipatorische Potenziale anhand der Praxis allein unternommener Fernwanderungen von Frauen. Methodisch beabsichtigt sie u. a. ‚bewegte Interviews‘ im Feld durchzuführen. – In seinem Vortrag „Verschwundene Arbeit – gefundenes Erbe. Arbeits- und Industriekultur in der Transformation“ berichtete *Oliver Wurzbacher* (Dresden) über sein laufendes Forschungsprojekt, in dem er sich mit dem sozialen Erbe ehemaliger DDR-Betriebskollektive beschäftigt. Die Abwicklung, Auflösung und Privatisierung der Betriebe war mit tiefgehenden Erfahrungen und Veränderungen für die Menschen vor Ort verbunden. Von besonderem Interesse sind daher neue Vergemeinschaftungsformen wie Interessengemeinschaften, Vereine oder wilde Museen, die nicht nur das materielle Erbe zu erhalten versuchen, sondern eine Kontinuität des sozialen Zusammenhalts ermöglichen. Daher scheint es sinnvoll, diese auch als eine Bewältigungsstrategie der tiefgreifenden Transformationen nach 1989 zu betrachten.

Den Auftakt zum zweiten Panel machten *Inga Wilke* und *Hannah Kanz* (beide Freiburg). In ihren jeweiligen Promotionsprojekten beforschen sie Kurse zu Digital Detoxing (Kanz) sowie Achtsamkeit, Muße und Entschleunigung (Wilke) und planen nun, in einem programmatischen Artikel ihre unterschiedlichen Forschungsfelder mit einer Konzeptualisierung von Kursen als Erfahrungsräumen zusammenzuführen.

Demzufolge sind Kurse geprägt durch ihre zeitliche, räumliche und soziale Rahmung, den Fokus auf Wissensvermittlung und -aneignung sowie die Kommodifizierung dieser Wissenspraktiken. In Oberau luden sie die Tagungsteilnehmer*innen ein, zeitweise Teil ihres kollaborativen Schreibprojekts zu werden. Die abschließende Diskussion thematisierte daher generelle Schwierigkeiten und Vorteile des Publizierens *zwischendurch*, also parallel zur Arbeit an der Promotion. – *Nikolas Wollentarski* (Regensburg) untersucht die Regensburger Wagenplätze sowie die Motive, Werte und Überzeugungen ihrer Bewohner*innen. Neben Stereotypen zum Wagenleben, juristischen Grauzonen und Verdrängungseffekten nimmt er dabei insbesondere die Frage der Infrastruktur in den Blick. So scheint auf Wagenplätzen im Vergleich zu anderen Wohnformen ein inhärent andersartiges Verhältnis zu Infrastruktur zu bestehen, namentlich was ihre soziale Integration und den schonenden Umgang mit Ressourcen angeht. Weiterhin setzen sich die Akteur*innen im Rahmen der transformativen Flächennutzung mit den technischen Voraussetzungen für ein „gelungenes“ Leben auseinander, wozu spezifisches Alltagswissen sowie regionales Stadtwissen fruchtbar gemacht werden.

Über ein weiteres *Dazwischen* sprach *Torsten Steidten* (GEW Sachsen) am Samstagnachmittag zum Thema „Zwischen guter Arbeit und schlechten Bedingungen?“. Er knüpfte an die mit dem Hashtag *#IchBinHanna* gegenwärtig intensiv geführten Debatten um das Wissenschaftszeitvertragsgesetz an. Im Plenumsgespräch wurde sichtbar, dass sich die Arbeitsverhältnisse der Anwesenden mit den langjährigen Erfahrungen der Gewerkschaft decken: Universitäten gelten als besonders problematische Arbeitgeber. Gute Arbeitsbedingungen in der Wissenschaft seien jedoch nicht allein vom Gesetzestext abhängig. Der Referent äußerte den Appell, sich zu organisieren (etwa in Gewerkschaften oder Mittelbauvertretungen), um gemeinsam die Handlungsfähigkeit zu steigern.

Das Thema der Befristung wurde beim abendlichen Kaminesgespräch weitergeführt. Unter dem Titel „Zwischen Uni, Fachverband und Arbeitsalltag“ stellte sich dabei *Lena Möller* (Regensburg) als eine der beiden Vertreterinnen nicht-professoraler Forschung und Lehre der DGEKW vor. Zusammen mit *Maximilian Jablonowski* (Zürich) schuf sie einen Raum, in dem die Anwesenden ihre Frustration über die Arbeitsbedingungen teilen konnten. Weiteres Thema war die Sichtbarkeit der Doktorand*innen bei Webauftreten der Institute. Auch der Wunsch nach mehr Plattformen für die Präsentation und Diskussion eigener Forschungsprojekte wurde geäußert.

Am Sonntag eröffnete *Pola Sofia Schiavone* (Bielefeld) das letzte Panel der Tagung. Sie präsentierte Ergebnisse aus ihrem Forschungsprojekt zur sozialen Funktion von Essen und Trinken in Märchen aus Argentinien und Deutschland. Dabei stellte sie auf theoretischer Ebene sowohl Bezüge zur Folkloristik als auch zu den Food Studies her und illustrierte anhand ausgewählter Beispiele das Erkenntnispotenzial dieses Zugangs, um sich den symbolischen und kulturellen Verflechtungen zu nähern, die mit dem Kulinarischen einhergehen. – Dass es enorme Reflexion verlangt, sich *zwischen*

den Fächern zu bewegen, machte *Aaron Hock* (Mainz) in seinem Abschlussworkshop deutlich. Der Kulturwissenschaftler lud zum Erfahrungsaustausch ein und berichtete von seiner Arbeit in einem interdisziplinären Sonderforschungsbereich. Grundlegende Fragen zur fachlichen Identität von Forschenden wurden diskutiert: Wird diese über die institutionelle Anbindung oder über die methodologische Perspektivierung geschaffen? Welche Rolle spielen der Rekurs auf einen spezifischen Textkorpus und das Sammeln von Erfahrungswissen? Wie finden interdisziplinär Forschende zu einem gemeinsamen Vokabular?

Die Tagung lebte auch von ihren *Zwischenzeiten*. Ein entzerrtes Vortragsprogramm ermöglichte tiefe Diskussionen innerhalb der Panels, die in den Pausen, beim gemeinsamen Spaziergang und den Mahlzeiten weitergeführt wurden. Abschließend lobten die Teilnehmenden insbesondere die Dramaturgie der Tagesplanung: Während die Panels am Vormittag vor allem die inhaltliche Bandbreite der Dissertationsvorhaben abbildeten, lenkten die nachmittäglichen Gespräche den Fokus auf strukturelle Aspekte, die das Promovieren mit sich führt. Für die kommende Doktorand*innentagung bestehen in jedem Fall genügend Anknüpfungspunkte. Diese wird vom 4. bis zum 6.11.2022 an der JGU Mainz stattfinden.

Lea Breitsprecher, Aaron Hock, Damaris Müller, Krister Steffens, André Weiß
<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.17>

Morality as Organizational Practice

Tagung der Kommission Arbeitskulturen der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde, Freiburg i. Br./online, 10.–12. November 2021

Die moralischen Dimensionen von Praktiken sind auch im Alltag zu finden. Wie diese von Akteur*innen verschiedener Arbeitsfelder gesehen und bewertet werden, haben die Beitragenden der 19. Tagung der dgv-Kommission Arbeitskulturen betrachtet, die von *Sarah May*, *Johannes Müske* (beide Freiburg) und *Stefan Groth* (Zürich/Duisburg) organisiert wurde. Sie startete am Vorabend mit einer öffentlichen Podiumsdiskussion zum Thema „Gut arbeiten“ mit verschiedenen Akteur*innen aus Unternehmen, Gewerkschaft und Universität.

Das erste Panel beschäftigte sich mit dem Konnex von Ökologie und Ökonomie im Kontext moralischer Fragen. *Barbara Wittmann* (München) stellte ihre Promotionsarbeit zum Thema Intensivtierhaltung vor. Dort gibt es zwei Praktiken zur Schweinehaltung: die Stroh- und die Spaltbodenhaltung. Letztere galt bei ihrer Einführung als Neuerung, die Vorteile für die Tiergesundheit und Arbeitseffizienz brachte, nun jedoch von Tierschutzgruppen als nicht artgerecht kritisiert wird. Wittmann stellt heraus, inwiefern die Landwirt*innen eigene moralische Vorstellungen haben, die im Kontrast zur Kri-

tik stehen, und sich zu Unrecht im medialen Diskurs als Antagonist*innen eingestuft fühlen.

Im Anschluss gaben *Sarah May* und *Lea Breitsprecher* (beide Freiburg) einen Einblick in ihr laufendes Forschungsprojekt „Bioökonomie als kulturelle Transformation“. Darin entpackten sie die Buzzwords Ökonomie, Ökologie und Ethik, die sie als wichtige Dimensionen hinter dem politischen Begriff der Bioökonomie identifizierten. Dabei analysierten sie konkrete Beispiele aus dem Feld: die Landesstrategie für nachhaltige Bioökonomie in Baden-Württemberg und die Verpackungsindustrie, wo deutlich wird, dass Moral als organisierte Praxis in das Unternehmen hinein wirkt und auch Effekte auf Kund*innen hat.

Das zweite Panel drehte sich thematisch um die Möglichkeiten sowie Limitierungen von Regulierungen moralischen Anspruchs. *Ruzana Liburkina* (Frankfurt) stellte ihre Forschung zu Audit Culture im Kontext der Arbeit von Angestellten des Quality Managements (QM) vor. Im Prozess des Auditing werden ethische Normen in Werte übersetzt, anhand derer sich die Mitarbeiter*innen selbst überprüfen sollen. Laut Liburkina führt dies zu einer zwiespältigen Position der Angestellten des QM: Je besser sie arbeiten, desto weniger werden sie gebraucht.

Tareq Mohammad Hasan (Dhaka/Leiden) sprach über seine Forschung in Textilmanufakturen Bangladeschs. Nach dem Einsturz der Textilfabrik Rana Plaza 2013, bei der tausende Arbeiter*innen starben, wurden von verschiedensten Importländern Reglementierungen eingeführt. Deren Compliance (Regeltreue) wurde mit moralischen Implikationen versehen, um eine Legitimierung der ausbeuterischen Unternehmenspraxis zu bewirken.

Währenddessen entwickeln sich die Reglementierungen in der Kakao-Industrie in eine andere Richtung, worauf *Patrick Feuerstein* (Berlin) in seinem Vortrag einging. Die Kakaoproduktion hat viele Probleme; Kinderarbeit und Sklaverei sind ein Teil davon. Feuerstein hat einen Paradigmenwechsel in der Branche untersucht: weg von selbstverpflichtenden Zertifikaten, hin zu individuellen Alternativen hinsichtlich Fragen zu Sustainability und Fairtrade. Wie Feuerstein herausarbeitet, entwerfen Unternehmen Nachhaltigkeitsprogramme entlang der Lieferketten und setzen auf Collaboration statt Compliance.

Die Keynote von *Ellen Hertz* (Neuchâtel) schlug mitunter pessimistischere Töne an. Sie beschäftigte die Frage, welche Probleme sich durch die Einbindung von Engagement und ethischen Bedenken im Kontext der Unternehmensführung ergeben. Zur Beantwortung warf sie einen Blick auf die konkreten Aktionen, die Akteur*innen hinsichtlich einer Corporate Social Responsibility (CSR) initiieren. Durch die Beschäftigung mit Themen wie gerechte Arbeitsverhältnisse, Gleichstellung und Verantwortung im internationalen Elektroniksektor wurde sie auf die narrative Kontrolle im Diskurs der Unternehmensführung aufmerksam. Bei der Untersuchung ergab sich, dass Führungsstrukturen, deren Ideal die staatliche Deregulierung des Marktes ist, ihre gesamte

Rhetorik um den Begriff der Verantwortung (Responsibility) aufbauen. Der Einsatz des vagen Terminus dient dabei nicht der Frage, wer die Verantwortung trägt, sondern dazu, die CSR sowie QM-Programme zu beeinflussen bzw. zu unterminieren.

Das vierte Panel schaute sich Diskurse an, die bewusst über moralische Dimensionen geführt werden. *Isabella Kölz* (Würzburg) hat im Rahmen ihrer Promotionsforschung als Gastdozentin an Design-Studiengängen teilgenommen. Dort wurde über Moral im Kontext des Good Design oder Social Design diskutiert. Student*innen mussten sich in ihren Projekten selbstkritisch mit moralischen Dimensionen, wie etwa Cultural Appropriation, auseinandersetzen. Die eigene Praxis wurde von den Studierenden reflexiv auf ihre moralischen Inhalte geprüft und materialisierte sich als Antwort auf die Frage nach ‚gutem Design‘ in einem eigenen Werk.

Anke Bahl (Bonn) hat eine Gemeinde in Baden-Württemberg untersucht, in der mehrere Firmen und NGOs ein Trainingsprogramm für benachteiligte Menschen entwickelten. Der Erfolg des Programms war dabei heterogen: Während es gute Erfahrungen in der Administration gab, scheiterte das Programm in anderen Arbeitsbereichen. Bahl arbeitete auf Basis von Interviews mit Stakeholder*innen eine Diskrepanz zwischen sozialer Verantwortung und Unternehmenszielen heraus. Die Firmen hielten an einem Win-Win-Narrativ fest, ohne zu sehen, dass die einheitliche Hilfestellung nicht alle Menschen erreichte.

Auch in einem Hotel in Wien wurde bewusst über die moralische Integrität des Unternehmens gesprochen. *Lisa Szepan* (Göttingen) forschte zu einem Hotel, das während der Geflüchtetenbewegung 2015 mit der Auflage konzipiert wurde, dass das Team aus circa einem Drittel geflüchteter Menschen besteht. Während der Crowdfunding-Phase wurde bewusst über Aspekte wie den ‚White Savior Komplex‘ gesprochen, welche Rolle (Post-)Kolonialismus einnimmt und wie man mit diesen schwierigen Kontexten umgeht. Ziel der Hotelbetreibenden und Angestellten war es, ihre Arbeit gut zu machen und dabei Gutes zu tun.

Verlieren Non-Profit-Organisationen (NPOs) an moralischen Standards, wenn sie bezahlte Arbeiter*innen zur Spendenakquise einstellen? Diese Frage hat *Christine Hämmerling* (Zürich) untersucht. NPOs wie Amnesty International stellen bezahlte Arbeiter*innen ein, um auf der Straße mögliche Spender*innen anzusprechen. Diese sammeln tatsächlich mehr Geld ein. Und durch die Bezahlung werden, so ihre Beobachtungen, auch moralische Standards in die Fundraising-Tätigkeit selbst eingebracht, da sich angestellte Mitarbeiter*innen strengeren Auflagen verpflichten. Tatsächlich sind die moralischen Herausforderungen mehrdimensional, da NPOs Geld sammeln und sich dabei moralisch verhalten müssen.

Janine Schemmer (Klagenfurt) beschäftigt sich mit der italienischen Hafenstadt Monfalcone, die seit den 1980er Jahren die Produktionsstätte für Kreuzfahrtschiffe des Unternehmens Fincantieri ist. Das Unternehmen verlässt sich seit Jahrzehnten auf Arbeiter*innen von Subunternehmen, die häufig aus dem ‚globalen Süden‘ kommen.

Gleichzeitig instrumentalisiert die rechtskonservative Lega-Partei Migrant*innen für ihre politischen Zwecke, macht sie für (wirtschaftliche) Probleme des Landes verantwortlich, während die Arbeiter*innen unter prekären Bedingungen in Italien leben und arbeiten.

Die Tagung *Morality as Organizational Practice* zeigte, dass Moral und Ethik in jedem Arbeitsfeld zu finden sind. Sie sind Bestandteil neuer Schlüsselbegriffe wie Bioökonomie und können sowohl Verbesserungen als auch Belastungen prekär beschäftigter Arbeiter*innen hervorrufen. Moralische Ansprüche schaffen einerseits Jobs, sind aber andererseits auch durch geschichtliche Prozesse geprägt: Sie teilen Menschen in Gewinner*innen und Verlierer*innen ein oder führen zu Veränderungen ganzer Industriezweige. Als Arbeitsauftrag für die weitere Forschung formulierten die Tagungsteilnehmenden eine Fokussierung auf unterschiedliche Ausprägungen von Moral sowie eine stärkere Akteur*innenzentrierung in der Diskussion der Frage, was Moral eigentlich ist.

Farina Kremer, Maren Sacherer

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.18>

Buchbesprechungen

Irene Götz (Hrsg.)

Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen. München: Antje Kunstmann 2019, 320 S. ISBN 978-3-95614-292-5.

„Das reicht ja hinten und vorne nicht. Und da fühle ich mich jetzt schon betrogen. Ich habe lange meine Rentenbescheide beobachtet und hatte immer das Gefühl, es wird reichen. Aber dann wurde das Rentensystem verändert, und es gab immer wieder neue Änderungen. Dadurch ist die Rente so geschrumpft, dass ich zum Beispiel in einer Stadt wie München fast nicht mehr leben kann, sondern auch schauen muss, wie ich da irgendwie über die Runden komme.“ (S. 207)

Es sind resignierte Worte, in denen sich gebrochenes Vertrauen mit dem Bewusstsein einer prekären Lage verbindet und mit denen die 71-jährige Hilde Meyer ihre aktuelle Situation beschreibt, als sie den Interviewerinnen *Irene Götz* und *Alex Rau* gegenüber sitzt. Sie ist eine von fünfzig in das Sampling ihrer Forschung aufgenommenen Frauen, die zwischen 2014 und 2017 interviewt wurden, und eine von achtzehn Frauen, die im Rahmen der Interviewstudie „Kein Ruhestand. Wie Frauen mit Altersarmut umgehen“ unmittelbar zu Wort kommen. Der im Verlag Antje Kunstmann erschienene Band ist als Teilprodukt des DFG-geförderten Projekts „Prekärer Ruhestand: Arbeit und Lebensführung von Frauen im Alter“ erschienen und erfuhr eine große mediale Beachtung. Dabei stehen Hilde Meyers Worte emblematisch für das Forschungsinteresse der Autorinnen und ihren politischen Appell, vermeintliche Einzelschickale nicht nur als individuelle darzustellen, sondern auch als Resultate einer soziopolitischen gesellschaftlichen Entwicklung, Veränderungen zu fordern und zu ermutigen und sich (frühzeitig) mit der eigenen Situiertheit auseinanderzusetzen. Es geht den Autorinnen darum, Reibungspunkte wie jene zwischen einem sich verändernden Rentensystem und der je individuellen Erfahrungs- und Umgangsweise von Frauen wie Hilde Meyer zu verbinden. Sie möchten „objektive prekäre Lagen und subjektive Sichtweisen“ (S. 16) herausarbeiten und in Beziehung setzen. So können sie weibliche Altersarmut als virulente Phänomenologie begreifbar machen. Sie konfrontieren die Rezipient:innen ihrer Studie, seien es von Altersarmut Betroffene, seien es politische Entscheider:innen, mit einer akteur:innenzentrierten Realität, um sodann zu fruchtbaren Handlungsoptionen zu führen. An diese Optionen knüpfen sich nicht zuletzt auch konkrete Kontakte und Tipps für von Altersarmut betroffene Frauen.

Methodologisch schließen die Autorinnen in ihrer ethnographischen Interviewstudie damit an eine Verstehenstradition an, die spätestens seit Pierre Bourdieu's „Elend der Welt“ in der sozial- und kulturwissenschaftlichen Prekarisierungsdebatte als

anerkannt bezeichnet werden darf. Durch die Komposition eines breiten Samplings bilden die Autorinnen eine gleichsam breite Realität ab, regelrechte Gesichter weiblicher Altersarmut in der teuren Großstadt München. Vor dem Hintergrund der gemeinsamen objektivierbaren Lage stellen sie sodann Spezifika einer überindividuellen Problematik fest. Dabei erkennen die Autorinnen an, dass zwar ausführlich über die Ursachen geschlechtsspezifischer Ungleichheiten im Alter durch tradierte Rollenbilder und rentenpolitische Unzulänglichkeiten bekannt ist. Umso dringlicher verweisen sie auf die nicht beantwortete Frage nach den tatsächlichen „Lebensrealitäten älterer Frauen“ (S. 16, Hervorhebung des Rezensenten), die doch – so die inhärente Botschaft ihrer Argumentation – nicht erst ex post ein Korrektiv gescheiterter Sozialstaatlichkeit sein sollte. Im Gegenteil, sie müsse von Grund auf eine Bezugsfolie gestalteter Normen sein, um das Wohlfahrtversprechen sicherer Renten einzulösen, das bereits Norbert Blüm 1986 in seinen Wahlkämpfen bekanntermaßen für sich reklamierte: „Denn eins ist sicher: Die Rente“.

Jene Umgangsweisen der überwiegend zwischen 60 und 75 Jahre alten porträtierten Frauen sind sicherlich an einen wenig euphorischen oder doch zumindest offenen Kreativitätsbegriff zu koppeln, weil „das Kompensieren von finanziellem Mangel [...] nichts Spielerisches oder Freudvolles mehr [hatte]. Es ging dabei vielmehr um das blanke Überleben“ (S. 64). Den Handlungsspielraum der Interviewten beziehen die Autorinnen in ihrer Analyse dabei auf einen breiten Prekarisierungsbegriff, der eine Ausstattung mit verschiedenen Kapitalsorten als wesentliches Moment versteht, gesellschaftspolitische Zumutungen abzufedern und zu gestalten. Andererseits sind sie je nach (biographischen) Dispositionen ungleich verteilt und entsprechend eingeschränkt nutzbar. Wenn die Autorinnen sich hierbei auf Pierre Bourdieu beziehen, wissen sie auch um die Überführbarkeit der Kapitalsorten ineinander. Wer über ein hohes Maß an sozialem Kapital verfügt, könne beispielsweise einen Mangel an ökonomischem Kapital mitunter ausgleichen. Eine Kompensation, so mahnen die Autor:innen kritisch, bleibe es dennoch. Gleichwohl sind die begleiteten Frauen vor den generationsspezifischen Herkunftseffekten als Kriegs- und Nachkriegskinder auch durch habituelle Überschneidungen miteinander verbunden. So war festzustellen, dass alle von ihnen beforschten Frauen vor dem Hintergrund innerfamiliärer und nach außen bestehender Tabuisierungen Angst vor Kontrollverlust und Abhängigkeiten empfanden. Außerdem lebten viele eine Ökonomie der Sparsamkeit, wie sie vor allem in der Nachkriegszeit vorzufinden war.

Dieser Prekarität zu begegnen und sie im je bestmöglichen Sinne mit individuellen Ressourcen zu gestalten, ist äußerst voraussetzungshaft. Im ersten Moment naheliegende Optionen, wie beispielsweise aus der teuren Stadt München wegzuziehen, um das vorhandene ökonomische Kapital zu erhöhen, drohen nicht zuletzt mit einem eklatanten Verlust an sozialem und kulturellem Kapital einherzugehen. Deren Eintausch könnte zu einer weitreichenden Vereinsamung führen.

Es stellt sich hier insbesondere auch die Frage nach Anerkennung. Das Rentensystem, wie die Autorinnen aufzeigen, ist an einen spezifischen Modus der Vollzeit-Erwerbsarbeit gekoppelt und schafft es nicht, im notwendigen Umfang migrations-spezifische Ambivalenzen, Scheidungsrisiken, den Bruch mit einer versprochenermaßen sicheren Rente oder die nicht entlohnte Care-Leistung der Frauen wie die „Erziehungszeit für die Gesellschaft“ (S. 87) zu kompensieren.

Die Antwort auf die Frage nach den Strategien, welche die begleiteten Frauen entwickelt haben, überraschte die Autorinnen. Sie stellten ein stark ausgeprägtes Bestreben nach Handlungsautonomie fest, das sich durch ein differenziertes Wirtschaften mit Mangel realisiert. Man wolle „nicht zur Last fallen“ (S. 73), was sicherlich auch eine Frage des Stolzes, des Gebrauchtwerdens und der gesellschaftlichen Teilhabe darstellt. Eine privatautonome Mangelwirtschaft in Zurückgezogenheit funktioniert jedoch an vielen Stellen nicht mehr. Zwar sind manche der Frauen in der Lage, inkorporierte Fertigkeiten zu reaktivieren, um ihren Alltag im bestmöglichen Sinne materiell wie immateriell zu gestalten, doch stoßen viele der Frauen hier an ihre Grenzen, wenn es beispielsweise um körperliche Arbeit geht oder um die Finanzierung altersbedingt notwendiger Umstrukturierungen des privaten Raumes. Die fast 70-jährige Dorina Rubenbauer beispielsweise wurde infolge ihrer körperlich zehrenden Care-Arbeit als Krankenschwester frühverrentet und muss nun ihren Fernsehsessel als Schlafstätte nutzen, weil sie in ihrem Bett nicht mehr ohne Schmerzen schlafen kann und nicht über die notwendigen Ressourcen einer adäquaten Ausrüstung verfügt.

Die vorliegenden Porträts reduzieren weibliche Altersarmut nicht nur eindimensional auf das Fehlen ökonomischen Kapitals, sondern durchleuchten sie ethnographisch in ihrer Pluridimensionalität. Aktivierung als sozialstaatliches Prinzip, das sich – so die Präventionsthese der Herausgeberinnen – durch den Abbau des Sozialsystems, die Deregulierung des Arbeitsmarkts und fehlende wohnungsbauliche Maßnahmen erhöht hat, wird dabei in ihre Schranken gewiesen. Es gelte daher, den Staat in die Pflicht zu nehmen, der nicht zuletzt durch konkrete politische Gestaltungen zur Situation der porträtierten Frauen beigetragen hat. Emblematisch dafür steht die nach wie vor aktuelle Debatte darum, dass ALG-II-Bezüge keine Rentenbeiträge hervorbringen.

Felix Gaillinger, Wien

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.19>

Christane Cantauw/Anne Caplan/Elisabeth Timm (Hrsg.)

Housing the Family. Locating the single-family home in Germany. Berlin: jovis 2019, 328 S., 75 Abb. ISBN 978-3-86859-543-7.

Das Projekt „Der Lauf der Dinge oder Privatbesitz? Ein Haus und seine Objekte zwischen Familienleben, Ressourcenwirtschaft und Museum“, das von 2014 bis 2018 vom

BMBF gefördert wurde, präsentiert mit „Housing the Family“ seinen Abschlussband. Und so breit und vielfältig das interdisziplinäre Projekt angelegt war, genauso breit in seinen Themen ist auch das Buch geworden. Ebenso nachvollziehbar ist auch die Entscheidung, das Buch auf Englisch zu publizieren, um die Ergebnisse besser in einem internationalen Kontext wahrnehmbar zu machen und sie dadurch besser einordnen zu können.

Der Sammelband ist in vier Kapitel unterteilt, die nicht identisch mit den vier Unterprojekten sind, die das Gesamtprojekt strukturierten. Sie lehnen sich teilweise daran an, da das Projekt zu „Privaten Haushalten als urbane Minen“ der FH Münster sich deutlich von den anderen Teilprojekten im Zugang und den Ergebnissen unterschied. Was der Sammelband schafft, ist die komplette Bandbreite des Untersuchungsfelds „Einfamilienhaus“ in Deutschland einzufangen und die gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung dieser Wohn- und Lebensform in kurzen und gut zu lesenden Artikeln zusammenzufassen. Interessant ist dabei die unterschiedliche Sprach- und Schreibkultur der verschiedenen beteiligten Disziplinen. Während *Katherin Wagenknecht* in ihrem Beitrag „Building a house of our own: three middle-class variants of settling and living in northwestern Germany today“ sich mit den Fragen auseinandersetzt, wer welche Immobilien kauft, welche Motive dabei zugrunde liegen und welche Vorstellungen von Familie darin impliziert sind, so ist beispielsweise der Aufsatz von *Sabine Flamme* und *Gotthard Walter* „Single family houses as urban mines – terra incognita of resource management“ eine naturwissenschaftliche Abhandlung über Materialflüsse, Materialzusammensetzungen und das Ressourcenpotenzial von Häusern. Dazwischen eingestreut finden sich Aufsätze wie beispielsweise von *Anne Caplan*, die sich mit ästhetischen Fragen beschäftigen: „Sunshine Boulevard, in the middle of nowhere: single-family homes and carports – advertising in the prefab industry in Germany“. Lobend zu erwähnen ist, dass im letzten Kapitel noch ein kleiner Blick über die Grenzen Deutschlands hinausgewagt wird, die USA als Vorbild und der Blick auf Häuser in Frankreich und in Indonesien öffnen hier die Perspektive.

Der ansprechend gestaltete Sammelband gibt einen hervorragenden Einblick in die Arbeit des oben erwähnten Projekts und dient damit als Einstieg in das Thema Einfamilienhaus. Leser*innen können sich hier einen Überblick über die verschiedenen thematischen Schwerpunkte verschaffen. Wer weitergehende Vertiefung sucht, wird sicher in der langen Publikationsliste des Projekts fündig.

Markus Speidel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.20>

Julia von Mende

Zwischen Küche und Stadt. Zur Verräumlichung gegenwärtiger Essenspraktiken. Bielefeld: transcript 2022, 446 S. (zgl. Aachen, Diss. 2020). ISBN 978-3-8376-5935-1.

Die Produktion, Zubereitung und Aufnahme von Nahrung strukturiert Alltags, ist medial fast gleichbleibend präsent und Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen in nahezu allen Disziplinen. Inszenierungen von Ess- und Kochpraktiken sowie der damit verbundene Lebensstil prägen dabei insbesondere urbane Räume, in dem sich To-go-Verpackungen und Stehtische als Spuren flexibilisierten Essens lesen lassen. Die Küche in Privathaushalten bleibt im Gegenzug dazu immer häufiger kalt.

Julia von Mende nimmt diese Beobachtungen zum Anlass, den räumlichen Zusammenhängen gegenwärtiger Essenspraktiken nachzugehen. Es geht ihr hierbei um einen um den Raum der (privaten) Küche und seine Nutzungen und Nicht-Nutzungen. Sowohl aus kulturwissenschaftlicher Perspektive als auch aus Sicht der Architektur und planenden Disziplinen stellt die gegenwärtige Küche nach wie vor ein „unbekanntes Wesen“ (J. Rolshoven 2006) dar, für das es kaum aktuelle Forschungen zu Nutzungen und Imaginationen gibt. Zum anderen richtet die Autorin ihren Blick auf die Gegenteile, an denen anstelle von Küche und Esstisch gegessen wird: Imbisse, Teeküchen, Kantinen oder auch auf der Couch vor dem Fernseher.

Die Autorin kritisiert zu Recht, dass Nahrungsforschung dabei weitestgehend aus disziplinärer Perspektive angegangen wird und somit u. a. in der kulturwissenschaftlichen Forschung häufig räumliche Aspekte unterbelichtet bleiben. Gleichzeitig gehen die Forschungen in den planenden und raumgestaltenden Disziplinen in diesem Bereich kaum auf die Praktiken und die Mikroperspektive des Essens und Kochens ein. Julia von Mende setzt an dieser Lücke an, indem sie praxistheoretische mit architekturtheoretischen Herangehensweisen kombiniert und ihre Arbeit als Beitrag zu einer kulturwissenschaftlichen Architekturforschung versteht.

Im Anschluss an die Darstellung der Daten und Zahlen aktueller Essenspraktiken und der Einführung in das Forschungsdesign gliedert sich der Hauptteil der Arbeit in drei Hauptkapitel, die die Ergebnisse der Empirie diskutieren. Während in Kapitel vier die Nutzungsmuster und Bedeutungszuweisungen der untersuchten Küchen dargestellt werden, nimmt das darauffolgende Kapitel die Neuordnungen von Essenspraktiken an anderen Orten als der Küche in den Blick. Das sechste Kapitel synthetisiert das Vorangegangene und ordnet die Erkenntnisse als Phänomene zeitlicher Beschleunigung (H. Rosa 2005) ein. Die empirische Untersuchung der Verräumlichung von Essenspraktiken nimmt dabei zehn Berliner Küchen und deren Bewohner*innen in den Blick, welche in Kurzporträts dem Hauptteil in Katalogform vorangestellt werden. Bemerkenswert sind dabei die von der Autorin und ihrem Lehr- bzw. Forschungsumfeld angefertigten architektonischen Zeichnungen der untersuchten Küchen, die die Interviews ergänzen. Die Zeichnungen werden nicht nur illustrativ verwendet, sondern sind

elementarer Teil der Untersuchung und des vorliegenden Buchs selbst, indem sie die vorgefundenen räumlichen Gegebenheiten und Atmosphären zu Strukturen und Mustern abstrahieren und übersetzen.

Julia von Mende gibt den interviewten Protagonist*innen und ihren Küchen gekonnt und sensibel Raum. Das führt dazu, dass sie im Buch gleichermaßen prototypisch für einen entgrenzten urbanen Lebensstil stehen, dabei aber für die Lesenden immer greifbar bleiben. Hierbei tun sich Widersprüche auf, wenn sich diese nach sozialer Wärme und sinnlicher Erfahrung sehnen, dies aber in ihrem durch Erwerbs- und Erziehungsarbeit getakteten Alltag kaum möglich erscheint und sichtbare metabolische Prozesse hinter den designten Küchenfronten verschwinden. Gerade diese Thematisierung der materiell-räumlichen Ebene eröffnet wichtige Perspektiven auf aktuelle Küchenrealitäten. Hier werden zum Beispiel Mikrowellengeräte nicht mehr in ihrer ursprünglichen Funktion genutzt, sondern zu sperrigen Erinnerungsobjekten.

Die sehr gründliche und systematische Einleitung und Beschreibung der Studie im ersten Viertel der Arbeit mag den Lesenden den Einstieg in die Forschung erschweren und teils redundant erscheinen, zeugt aber auch von der akribischen Arbeit und den Bemühungen der Autorin, den wissenschaftlichen Standards aller beteiligten Disziplinen im Rahmen einer Qualifikationsarbeit gerecht zu werden. Mitunter hätte sich die Rezensentin anstatt dessen noch dezidiertere Analysen und kritische Einordnungen gewünscht. Dies trifft insbesondere für die historischen Exkurse zu, mit denen Julia von Mende immer wieder fragt, ob die Phänomene und Diskurse, die heute als neu erscheinen, auch wirklich neu sind. Sieht man davon ab, stellt das Werk einen wertvollen Beitrag zu einer (interdisziplinären) Nahrungsforschung dar, der deren Potenzial für weitreichende Gesellschaftsanalysen sehr gut ausschöpft. Die Untersuchung der raum-zeitlichen Aspekte aktueller Küchennutzungen wird sich nicht nur für die Nahrungs-, sondern auch für die Wohnforschung insgesamt als wichtig erweisen. So kann und sollte die Arbeit Ausgangspunkt für Planer*innen, Architekt*innen und Kulturwissenschaftler*innen sein, Szenarien für die Rolle von Küchen und Essensräumen zwischen privatem und urbanem Raum zu entwickeln und den damit verbundenen Herausforderungen nachzugehen.

Inga Reimers, Hamburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.21>

Frank Uekötter

Im Strudel. Eine Umweltgeschichte der modernen Welt.

Frankfurt a.M./New York: Campus 2020, 838 S., 39 Abb. ISBN 978-3-593-51315-7.

Wenn sich Akademiker*innen, so schreibt Frank Uekötter in seinem umweltgeschichtlichen Opus magnum, an einem systematischen Überblick versuchen, „kommt leicht

ein Zettelkastenwerk von epischen Dimensionen heraus“ (S. 233). Zweifellos kann dies auch für das mehr als 800 Seiten umfassende neue Buch des in Birmingham lehrenden Historikers selbst gelten. Die Frage ist nur, ob der Zettelkasten ein Nachteil sein muss. Uekötter macht aus der epistemischen Problematik der Überblicksdarstellung eine historiographische Grundsatzfrage. Er wendet sich von der linearen Erzählung ab und legt eine Studie vor, in der die Leserin und der Leser verschiedene „Wege durch das Buch“ einschlagen können. So kann man wählen, ob man beispielsweise dem „Weg der Landwirtschaft“, dem „kolonialen Weg“, dem „Weg des Krieges“ oder dem „Waldweg“ folgen möchte. Dem gewählten Lektürepfad entsprechend, werden dann ausgewählte Kapitel aneinandergereiht. Auf diese Weise ergeben sich viele gleichberechtigte Narrative, die ihrerseits wiederum ineinander verwoben sind. Eine Darstellungsweise, die durchaus innovativ ist und ihrem ungeheuer komplexen Gegenstand recht genau entspricht, denn: „Dieses Buch ist eine Weltgeschichte für ein Zeitalter, in dem die Dinge irgendwie nicht zusammenfinden – in dem wir wissen, was kommt, in dem wir über jede Menge Erfahrung und technische und andere Mittel verfügen, aber irgendwie nicht die Kurve kriegen“ (S. 15). Auf diese Weise möchte Uekötter den Patchworkcharakter der modernen Welt (S. 665) und die „Bruchstückhaftigkeit und Perspektivität ökologischer Erfahrungen“ (631) auch strukturell abbilden.

Inhaltlich hat das Buch eine ganze Menge zu bieten. Jedes Kapitel ist grundsätzlich für sich lesbar und bietet einen problemorientierten Überblick zu einem bestimmten Themenbereich. Die Auswahl der Themen ist – wenig verwunderlich – sehr selektiv, worauf Uekötter in einem seiner Nachworte explizit auch eingeht. Dennoch bilden sie in ihrer Heterogenität die zentralen Aspekte des heutigen Umweltdiskurses mit ihrer historischen Tiefengeschichte ab. Dabei überschreitet der Autor in wohlthuender Weise das, was früher als „Umweltgeschichte“ im engeren Sinne gehandelt wurde. Von der Entwicklungsgeschichte des Reisehandbuchs à la Baedeker über die globale Erfolgsgeschichte der Banane, vom Anbau der Brotfrucht in der Karibik durch britische und französische Plantagenbesitzer im ausgehenden 18. Jahrhundert bis zum Erdbeben in Tangshan 1976 thematisiert „Im Strudel“ die Komplexität unserer Welt mit Blick auf die Naturkreisläufe, die Materialströme und die mit ihnen verbundenen Wirtschaftsinteressen. Uekötters Fragen bleiben immer an Alltagsprobleme zurückgebunden, was das Buch aus alltagskulturwissenschaftlicher Sicht besonders wertvoll macht. Er interessiert sich für die tieferen Zusammenhänge hinter den alltäglichen Verrichtungen: Wie und warum sind Klimaanlagen in den USA und vielen anderen Ländern zu einer kaum hinterfragten Selbstverständlichkeit geworden? Was haben Pestizide, Züchtungsgeschichte und Gentechnik mit dem zu tun, was wir täglich auf dem Tisch haben? Was können wir aus der Kulturgeschichte der Plastiktüte lernen? Und woher kommt eigentlich das Wasser im Hotelpool?

In einer Gegenwart, in der Umweltprobleme existenzbedrohende Dimensionen annehmen und Geschichte und Folgen des „Anthropozäns“ quer durch die Disziplinen

hindurch heftig diskutiert werden, trifft ein solches Buch ins Schwarze. Man kann es nur allen zur Lektüre empfehlen, die sich in den Geschichts- und Kulturwissenschaften, aber auch weit darüber hinaus, mit den materiellen Grundlagen des gesellschaftlichen Lebens und ihrer politischen Aushandlung beschäftigen. Der Blick in die Umweltgeschichte kann dabei zugleich der Eskalation und der Deeskalation dienen: Die lange und brutale Aneignungs- und Ausbeutungsgeschichte von Natur wird ebenso deutlich, wie sich manche apokalyptischen Szenarien in der historischen Perspektive relativieren. Die vorgeschlagenen „Wege durch das Buch“ sorgen nicht zuletzt für einen besseren Überblick über die Fülle der angebotenen Themen. Dass man darüber hinaus im Register nicht nur nach Namen und Orten, sondern auch gezielt nach Schlagworten wie „Asbest“, „Atombombe“, „Kakerlaken“, „Salpeter“ oder „Vogelschutz“ suchen kann, verleiht dem Buch einen noch höheren Gebrauchswert.

So beeindruckend das thematische Kaleidoskop dieses Buches auch kompiliert ist und so kenntnisreich die Sachzusammenhänge im Einzelnen auch dargestellt werden: In seinen ausführlichen historiographischen Vor-, Neben- und Schlussüberlegungen ist der Autor ein wenig über sein Ziel hinausgeschossen. Dass es hier auch darum geht, eine Alternative zu den geschlossenen Narrativen älterer Welt- und Globalgeschichten anzubieten, hat man schon nach Lektüre der Einleitung verstanden, da wirken zwei „historiographische Nachworte“ im Umfang von insgesamt nochmals fast 50 Druckseiten etwas langatmig. Zudem scheint der Autor in sein zugegebenermaßen interessantes Konzept der verschiedenen „Lektürewege“ so verliebt, dass er dazu neigt, dick aufzutragen: Das Buch sei eine „neue Art von Geschichtsschreibung“ (13) und ein „subversives Projekt“ (14), es liefere sogar den Versuch einer „Antwort [...] auf die Krise der historiographischen Narration im 21. Jahrhundert“ (614). Frank Uekötters „Im Strudel“ ist ein tolles und brillant geschriebenes Buch, eine umweltgeschichtliche Fundgrube, vollgepackt mit informativen Miniaturen, aber es ist sicherlich nicht der erste und auch nicht der avancierteste Versuch einer nicht-linearen Geschichtserzählung. Insofern stört die extensive Selbstthematization des Buches ein wenig. Man sollte sich vom geschichtstheoretischen Ballast aber keineswegs abschrecken lassen, sondern die Studie als das nehmen, was sie ist: ein umweltgeschichtliches Hand- und Lesebuch auf der Höhe der Zeit, unverzichtbar für die interdisziplinäre Arbeit mit Fokus auf Mensch-Natur-Verhältnissen im weitesten Sinne. Zu guter Letzt ein praktischer Tipp: Wem die vom Campus Verlag verlangten knapp 50 Euro für dieses hervorragende und lesenswerte Buch zu viel sind, kann sich an die Bundeszentrale für politische Bildung wenden, wo eine Lizenzausgabe derzeit für 7 Euro zu haben ist. Die Anschaffung lohnt sich so oder so.

Jens Wietschorke, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.22>

Timo Heimerdinger/Markus Tauschek (Hrsg.)

Kulturtheoretisch argumentieren. Ein Arbeitsbuch. Münster/New York: Waxmann 2020, 553 S., zahlr. Schwarzweißabb. ISBN 978-3-8252-5450-6.

Dem ausführlichen und ausgesprochen gründlichen wie auch grundsätzlichen Vorwort der beiden Herausgeber folgen 19 Texte aus den Federn von elf Kolleginnen und acht Kollegen, welche im deutschsprachigen Universitätswesen, im kulturwissenschaftlichen Kontext, in unterschiedlichen Funktionen tätig sind. Ihre zum Teil bebilderten Texte unterliegen einer alphabetischen Ordnung, dies nach den Bezeichnungen der jeweiligen Theorieansätze, wobei Umfang und Aufbau der Texte sich durchaus ähneln. Inhaltlich geht es darum, zum einen Allgemeines und zum anderen Besonderes, Konkretes sowie Persönliches miteinander zu verbinden.

Während *Christoph Bareither* mit seinem Text über die „Affordanzen als Relationen von Menschen zu Technik und Medien“ (39) ein fulminanter Einstieg gelingt, führt *Michaela Fenske* ihr Lesepublikum in die Welt der Mensch-Tier-Beziehungen (Stichwort Agency). *Ina Dietzsch* exemplifiziert die Akteur-Netzwerk-Theorie am Beispiel des Wassers; *Johannes Múske* führt einen vielseitigen Diskurs über „Diskurs“; *Ulrike Langbein* nimmt sich das Thema „Emotion“ vor, *Timo Heimerdinger* den „Habitus“ sowie *Thomas Thiemeyer* die „Inszenierung“. *Malte Völk* liefert eine kritische Abhandlung zur „kritischen Theorie“, während *Sarah May* sich multiperspektivisch mit „Kultur“ als „einem in der Gegenwart geradezu inflationär gebrauchten Begriff“ (S. 237) auseinandersetzt. Weitere Texte befassen sich mit „Liminalität“ (*Sarah Nimführ*), „Materialität“ (*Kerstin Poehls*), „Narrativität“ (*Silke Meyer*) und „Performativität“ (*Karin Bürkert*). *Kaspar Maa-se* entwickelt ein breites Spektrum an Aspekten dessen, was wir uns „Populärkultur“ zu nennen angewöhnt haben. *Barbara Sieferle* widmet sich der „Praxis“, *Mirko Uhlig* dem „Ritual“ und *Anne Dippel* dem „Spiel“, während die Texte über „Tradition“ (*Markus Tauschek*) und „Wissen“ (*Konrad J. Kuhn*) den Band abrunden.

Die verschiedenen Texte bewegen sich nicht durchgängig auf gleichem Niveau. Manche von ihnen kommen souverän, kühl-sachlich und elaboriert formuliert daher; andere eher etwas selbstverliebt und distanzlos. Dennoch ist anzuerkennen, dass sie alle ihre Themen in einer Weise behandeln, welche sich als konkret, direkt, interessant sowie theoretisch klar bezeichnen lässt. Wo notwendig, ist deutlich das Problem behandelt worden, dass der jeweilige Begriff (wie etwa „Kultur“) ein solcher des untersuchten Handlungsfeldes wie auch einer „der theoretischen Deutung“ (S. 237) ist. Und dann gibt es da, aus der Sicht des Rezensenten jedenfalls, noch einige Baustellen zu bewältigen.

Zum Ersten: Können wir nicht angesichts des Trends, dass unsere Disziplin sich an immer mehr Universitäten in „Empirische Kulturwissenschaft“ umbenennt, diese beinahe durchgängige und umständliche Verwendung von (bis zu vierfachen) Kombinationstiteln in einer als Arbeitsbuch dienenden Publikation aufgeben und uns mutig und zukunftsorientiert für die derzeitige Spitzenreiter-Bezeichnung entscheiden, zu-

mal diese Bezeichnung inzwischen auch die Fachverbände und das Zeitschriftenwesen erreicht hat?

Zum Zweiten: Im Vorwort heißt es: „Dieses Fach hat eine starke empirisch-ethnografische Forschungstradition sowie ein wichtiges Standbein in der historisch-archivalischen Forschung“ (S. 21). Der erste Teil der Feststellung lässt sich in keiner Weise bestreiten, aber wie steht es um den zweiten Teil? Ist da „kollektives Augenrollen“ (S. 437) tatsächlich nur aufseiten der Studierenden zu finden?

Zum Dritten: Völlig unverständlich ist für den Rezensenten, was im Vorwort erklärt, aber nicht weiter begründet wird: dass einige Konzepte „hier sicher fehlen (Gender, Alltag oder Raum)“ (S. 28). Im Zeitalter des Kampfes um Gleichberechtigung, Machtmissbrauch und nicht zuletzt gendersensible Sprache kann man doch eine so zentrale Kategorie nicht außen vorlassen. Gleiches gilt für den Alltag als eine von den beiden gewissermaßen wichtigsten Kategorien unseres Faches, dies neben Kultur. Und mit dem Raum haben es nicht zuletzt sämtliche Stadtforscher/innen zu tun, aber nicht nur sie. In diesem Zusammenhang könnte man im hoffentlich eintretenden Fall weiterer Auflagen an die Aufnahme zusätzlicher Texte denken, etwa zu „Erfahrung“ oder zu „Historizität“.

Zum Letzten: Die Titelbild-Fotografie ist vielleicht zu ambivalent geraten. Zum einen betrachten wir Kulturwissenschaftler/innen eher nicht den blauen Himmel, sondern wenn, dann Menschen (z. B. Touristen) unter diesem blauen Himmel, zum anderen möchte ich den beiden Freiburger Herausgebern einen Blick in eine Publikation eines ihrer Freiburger Vorgänger empfehlen. Ich meine Lutz Röhrichs „Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten“, dort das Stichwort „blau“.

Nichts für ungut! „Kulturtheoretisch argumentieren“ ist insgesamt ein ausgesprochen gelungenes Werk, das seinen Platz in sämtlichen privaten und öffentlichen Bibliotheken finden sollte, die mit unserem Fach zu tun haben. So gesehen, ist den Herausgebern für ihre Mühen zu danken! Ein Arbeitsbuch? Respekt – Welch eine konstruktive Idee!

Burkhard Lauterbach, München
<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.23>

Stefan Wellgraf

Schule der Gefühle. Zur emotionalen Erfahrung von Minderwertigkeit in neoliberalen Zeiten. Bielefeld: transcript Verlag 2018, 446 S. ISBN 978-3-8376-4039-7.

Emotionen sind alltäglich. Oft finden sie unbewusst ihren Weg zur Oberfläche, teilweise sind sie verpönt, tabuisiert und stigmatisiert. Andere werden gesellschaftlich akzeptiert oder gar vorausgesetzt und zelebriert. In den Kulturwissenschaften boomt die Emotionsforschung seit längerer Zeit, und auch der zurzeit als Heisenberg-Stelleninha-

ber an der Humboldt-Universität zu Berlin forschende Stefan Wellgraf arbeitet gewinnbringend mit diesen Ansätzen. Seine 2018 publizierte Habilitationsschrift „Schule der Gefühle“ durchkreuzt die emotionalen Sphären einer Berliner Sekundarschule, im Buch kurz und anonymisierend „Galilei-Schule“ genannt. Dort führte Wellgraf eine über das gesamte Schuljahr 2012/13 andauernde ethnografische Feldforschung durch und näherte sich über teilnehmende Beobachtung und narrative Interviews an die Alltagspraktiken von Schüler*innen sowie Lehrkräften an. Das Thema ist dem Autor nicht neu: Schon im Zuge seiner Promotionsforschung begleitete er Berliner Hauptschüler*innen durch ihren schulischen Alltag und beschäftigte sich mit Ausgrenzungs- und Abwertungserfahrungen. 2012 erschien die daraus entstandene Monografie „Hauptschüler. Zur gesellschaftlichen Produktion von Verachtung“, ebenfalls im transcript Verlag.

In *Schule der Gefühle* geht Wellgraf nun noch gezielter auf die emotionalen Dimensionen und deren politische Lesart ein. Er unterscheidet während seiner Forschungen grob fünf Kategorien von Gefühlspaaren, welche seine Kapitelsetzung festlegen: Kurz- und Langeweile, Stolz und Coolness, Neid und Scham, Wut und Aggression sowie Angst und Hoffnung. Jedes der fünf Kapitel beinhaltet dann zwei größere Unterkapitel, welche sich wiederum in mehrere Textpassagen mit eigenen Unterüberschriften aufteilen. Diese klare Strukturierung liefert nicht nur erste interpretatorische Linien, sondern ist auch bei der Lektüre hilfreich.

Schon beim Lesen des ersten Kapitels wird die fachliche Spannweite dieser Ethnografie ersichtlich. Zahlreiche fruchtbare Exkurse in verschiedene Fachdisziplinen, in Schnittfelder geschichtlichen, kulturwissenschaftlichen und soziopsychologischen Wissens, stützen die Argumentation. Wellgrafs Ethnografie überzeugt mit einer fundierten Literaturbasis und einleuchtenden Erklärungsmodellen. Gleichzeitig lockern Einblicke in sein Feldtagebuch mit Beobachtungen und Beschreibungen die theoretischen Erläuterungen auf. Auszüge aus geführten Interviews mit Schüler*innen und Lehrpersonen geben zudem tiefere Einblicke in alltägliche Unterrichtssituationen und machen die von Wellgraf genannten Schwierigkeiten und Diskrepanzen eindrücklich greifbar. Einzelne Fotocollagen illustrieren den Text.

Emotionale Phänomene bilden die Kernsubstanz der Ethnografie. Besonderen Fokus legt Wellgraf auf jene Gefühlslagen, welche sich kontinuierlich quer durch den Alltag der Schüler*innen spannen. Er differenziert und akzentuiert „negative“ Emotionen, auch als *ugly feelings* bekannt, wie Wut, Aggression, Angst, Neid und Scham, sowie affektzentrierte Momentaufnahmen wie Langeweile, Coolness, Kurzweile und Stolz.

In der Analyse wird die Galilei-Schule im Stadtbezirk Neukölln in Berlin als „Gefühlsraum“ interpretiert. Wellgraf erläutert, inwiefern äußere, räumliche Gegebenheiten das Befinden der Schüler*innen mitbeeinflussen. Ein verwahrlost wirkender Schulgarten, langfristig demolierte und verschmutzte Schultoiletten und fehlende Freizeitgestaltungsmöglichkeiten zeugen von Einsparungsmaßnahmen und somit einem gewissen Desinteresse gegenüber der Schule und Schüler*innen seitens der

Gesellschaft. Dies wiederum befeuert die Resignationshaltung der Schüler*innen. Sie reagieren mit Abwehrstrategien wie inszenierter Langeweile oder Pöbeleien, um die triste Gesamtsituation zu überspielen. Provozierende Zwischenrufe im Unterricht beispielsweise werden von Wellgraf nicht als böswillige Störfaktoren definiert, sondern als reaktive Haltung gegen die vorherrschende, deprimierend gestaltete Atmosphäre.

Das zweite Kapitel wirft nun den Blick gezielt auf die Akteur*innen selbst: Wie stellen sich die Schüler*innen dar? Wie wollen sie gesehen werden? Mit Fingerspitzengefühl arbeitet Wellgraf die vermeintlich affektlose Coolness sowie den „Ghetto“-Stolz heraus. Erstere stellt eine wichtige Form der jugendlichen Selbstinszenierung dar, kombiniert mit einer Ästhetik des übertriebenen materiellen Konsums. Die Zerrissenheit zwischen Wunschvorstellungen des eigenen Selbst und den finanziellen und sozialen (Un-)Möglichkeiten wird der Leserin/dem Leser sicht- und spürbar.

Auch der „Ghetto“-Stolz thematisiert eine Ambivalenz der Gefühle: Zum einen wird der Stadtbezirk Neukölln von den Schüler*innen negativ als Ghetto, also ein mit erhöhter Gewalt und Armut assoziiertes Problemviertel, bewertet. Zum anderen sind viele Schüler*innen in Neukölln zuhause und verorten sich auch dort. Sie verspüren Stolz und eine gewisse Zugehörigkeit gegenüber ihrem Stadtbezirk.

Kapitel drei und vier befassen sich intensiv mit den sogenannten *ugly feelings*, also negativ konnotierten Gefühlen wie Wut, Aggression, Neid und Scham. Wellgraf hinterfragt deren Produktion und Reproduktion: Wie kommen diese Gefühlsdimensionen zustande? Welche Auswirkungen haben Ausgrenzung, soziale Ächtung und Stigmata auf die Entstehung dieser Gefühle? Und inwiefern verweisen die geballt auftretenden Gefühlslagen auf soziostrukturelle Machtverhältnisse? Die Hauptschulnote als Disziplinarmaßnahme wird vom Autor als praktisches Beispiel für die Reproduktion oben genannter Gefühle herangezogen. So würden, laut Wellgraf, schlechte Benotungen die Minderwertigkeits- und Schamgefühle sowie Wut und Frust der bewerteten Schüler*innen verstärken. Gleichzeitig betont er, die schlechten Schulnoten lägen nicht am Versagen der einzelnen Schüler*innen, sondern wären wiederum als Folge struktureller Probleme zu verstehen. Die Kritik solle der Institution Schule und dem neoliberalen Subjektdenken gelten.

Im fünften und letzten Kapitel werden die Hoffnungen und Ängste der Schüler*innen beleuchtet. Aufgrund der schlechten Ausgangslage durch gehäufte Fehlzeiten, schlechte Schulnoten, Schulabbrüche und Gewaltdelikte sind die Aufstiegschancen von vielen Schüler*innen gering bis nicht vorhanden. Neben der Angst vor Armut und Arbeitslosigkeit sind zudem zahlreiche migrantische Jugendliche mit der Belastung einer möglichen Abschiebung konfrontiert. Das Kapitel ist schwer verdaulich, die Sehnsüchte und Schicksale der einzelnen Schüler*innen gehen nahe.

Wellgraf entkoppelt Emotionen von der Vorstellung eines rein irrationalen und spontanen Auftretens und betont die Wichtigkeit von *doing emotion*: Ein Gefühl deutet er nicht als individuelles Resultat, sondern setzt es in Bezug zu historischen und

gegenwärtigen soziopolitischen Ausdrucksmustern. Im Umkehrschluss seien Gefühle, seinen Forschungen zufolge, als Parameter für Machtverhältnisse und strukturelle Ungleichheiten zu lesen und zu deuten.

Die eigene Haltung des Autors ist für die LeserIn/den Leser stets greifbar. Zeitweise sind seine Ausführungen etwas langatmig, die Kritik an neoliberalen und subjektivierenden Strukturen zu eindeutig. Die Problematiken und Ungerechtigkeiten des gegenwärtigen sozialen Systems werden fast gebetsmühlenartig wiederholt. Trotz mancher Redundanzen bietet Stefan Wellgrafs „Schule der Gefühle“ aber eine wichtige, bemerkenswerte Gesellschaftskritik, die zu weiterführenden Reflexionen anregt. In seinem neuesten Buch „Ausgrenzungsapparat Schule“ hat Wellgraf 2021 den Versuch vorgelegt, sein Thema auch einem etwas breiteren Publikum zu vermitteln.

Iris Leroy, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.24>

**Christine Gundermann/Juliane Brauer/Filippo Carlà-Uhink/Judith Keilbach/
Thorsten Logge/Daniel Morat/Arnika Peselmann/Stefanie Samida/Astrid Schwabe/
Miriam Sénéchau/Georg Koch**

Schlüsselbegriffe der Public History. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht/UTB 2021, 316 S. ISBN 978-3-825-257-286.

Als „modernstes Hochschulgesetz Deutschlands“ charakterisierte der bayerische Wissenschaftsminister Markus Blume in einer Pressemitteilung vom 21. Juli 2021 das neue bayerische Hochschulgesetz, das am 1. Januar 2023 in Kraft treten wird. Die Stoßrichtung des Gesetzes ist deutlich. Es verspricht, die wissenschaftliche Innovationskraft zu stärken, und verankert unter anderem in Artikel 59 Transfer als neue Dienstaufgabe von Professorinnen und Professoren. Auch im Koalitionsvertrag der Bundesregierung wird der Transfer in besonderer Weise betont. Die politischen Erwartungen mögen dabei plausibel sein. Was ließe sich auch einwenden gegen die berechtigte Hoffnung, wissenschaftliches Wissen und wissenschaftliche Innovation böten Lösungen angesichts der gravierenden Probleme und Herausforderungen der Gegenwart? Gleichwohl manifestieren sich hier auch Verständnisse einer unternehmerisch agierenden Hochschule, die andernorts schon bittere Realität geworden sind – mit mitunter gravierenden Auswirkungen insbesondere auf die geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen und allen voran auf die sogenannten Kleinen Fächer.

Das Lob des Transfers ist aus vielerlei Hinsicht höchst problematisch: Es ist häufig implizit verkoppelt mit Vorstellungen der Relevanz wissenschaftlichen Wissens, es gibt Hochschulleitungen Argumente für hochschulpolitische Strukturentscheidungen an die Hand und es operiert schließlich meist mit einer Idee von Transfer, der als unidirektionaler Prozess konzeptionalisiert wird. Die Kritik daran liegt auf der Hand, und es

ist allen voran die interdisziplinäre Wissens- und Wissenschaftsforschung, die immer wieder darauf hingewiesen hat, in welcher komplexen Logik Wissen entsteht, zirkuliert, sich dabei verändert, angeeignet oder ideologisiert wird. Und genau dabei ist der Transferbegriff selbst zu problematisieren – nicht nur in Hinblick auf die hochschulpolitischen Verwerfungen, die sich aus ihm ergeben können.

Umso begrüßenswerter sind kultur- und sozialwissenschaftliche Initiativen, die sich kritisch und reflektiert mit der Vermittlung und Kommunikation, mit der Zirkulation und schließlich eng damit verbunden mit dem Zustandekommen wissenschaftlichen Wissens befassen. In den ethnologischen Fächern leistet dies ein jüngst von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördertes Netzwerk mit dem Titel „Public Anthropology“ (geleitet von Gisela Welz und Hansjörg Dilger), in den Geschichtswissenschaften wurden Überlegungen dazu angestellt im Rahmen des Netzwerks „Public History“, dessen Abschlusspublikation nun vorgelegt wurde. Der hier zu besprechende Band zeugt von einer äußerst produktiven interdisziplinären Arbeit; er ist als Lehrbuch konzipiert und diskutiert Schlüsselbegriffe, die – so das Vorwort – Orientierung und theoretische Fundierung bieten sollen und die dabei zwangsläufig ausschnitthaft bleiben müssen.

Die Beiträge selbst – von Authentizität bis Rezeption – sind kollaborativ entstanden und bieten damit gleichermaßen auch immer interdisziplinäre Zugänge an, was den Band besonders reizvoll macht. Die knappe Einführung setzt sich eingangs begrifflich und konzeptionell mit der Public History auseinander, kontrastiert diese etwa mit problematischen Vorstellungen von Vermittlung (als Top-down-Prozess) und setzt sie von der Applied History ab. Public History versteht der Band dezidiert als wissenschaftliche Disziplin, die sich – so der grundlegende Definitionsvorschlag – mit der „Kommunikation von Geschichte“ (S. 13) auseinandersetzt.

Es wird dem anregenden Band sicher nicht gerecht, gleich einige kritische Punkte zu benennen. Gleichwohl ist es sehr bedauerlich, dass die wirklich kurze Einführung nicht einen größeren Bogen spannt und auf grundsätzlichere Herausforderungen und Fragen eingeht: auf die Frage nach komplexen, heterogenen, fluiden und ausdifferenzierenden Öffentlichkeiten etwa, auf (forschungs-)ethische Fragen, auf Fragen der Komplexitätsreduktion in der Kommunikation und Popularisierung von Wissensbeständen, auf neuere Konzepte der dialogischen oder kollaborativen Wissensproduktion, auf methodische Herausforderungen oder auch auf gouvernementalitätskritische Aspekte von Deutungshoheiten und Sprecher*innenpositionen sowie die Komplexität des Konzepts Wissen, das hier ja schließlich von zentraler Bedeutung ist. Freilich werden Teile davon in den einzelnen Beiträgen angerissen, doch hätte dem Band – und insbesondere auch der angesprochenen Zielgruppe – eine etwas umfassendere und problematisierendere Einordnung sicher gutgetan, zumal die einzelnen Beiträge zu Schlüsselbegriffen dies kaum leisten können.

Die Beiträge selbst folgen alle einem jeweils vergleichbaren Aufbau: Sie beginnen etwa mit einem konkreten Beispiel, aus dem sich ein Problemaufriss ableitet (der

Abschnitt zur Geschichtskultur beispielsweise befasst sich eingangs mit den zwei Kilometern zwischen dem Berliner Bahnhof Friedrichstraße und dem Halleschen Tor), diskutieren dann Aspekte der Begriffsgeschichte oder setzen sich mit eher theoretisch-konzeptionellen Fragen auseinander und vertiefen und operationalisieren die Überlegungen dann anhand weiterer Beispiele. Die Beiträge sind in jeder Hinsicht instruktiv, sie bieten gewinnbringende fachhistorische und interdisziplinäre Einordnungen (etwa zum komplexen Verhältnis von Erfahrung und Erlebnis, zum historischen Denken oder zur Performativität) und diskutieren benachbarte oder verwandte Konzepte. In der Diskussion der Beispiele, die allesamt sehr gut gewählt sind und die auch zeigen, wie intensiv die Arbeit im Netzwerk war, aus dem dieser Band hervorgegangen ist, vermisst man mitunter aber die Formulierung von Forschungsfragen, die insbesondere für Studierende hilfreich wären, die selbst etwa eine Abschlussarbeit im jeweiligen Bereich angehen möchten. Sicherlich gewinnbringend wäre es auch gewesen, wenn die einzelnen Beiträge etwas stärker auf die Produktionsseite unterschiedlicher Repräsentationen von Geschichte in den diversen medialen Kontexten eingegangen wären, zumal hier ja auch Wissenschaftler*innen mitunter eine entscheidende Rolle spielen (ansatzweise geschieht dies im Beitrag zum Stichwort Rezeption; leider wurden aber etwa die Arbeiten von Barbara Korte und Sylvia Paletschek zur Popular History nicht rezipiert). Alles in allem hat das Netzwerk „Public History“ aber einen inspirierenden und engagierten Band vorgelegt, der lesenswerte Einordnungen und Perspektiven vorstellt und der nicht nur von Studierenden mit Gewinn gelesen werden dürfte.

Markus Tauschek, Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.25>

Stefanie Samida (Hrsg.)

Der Gürtel. Mehr als nur ein modisches Accessoire. Berlin: Vergangenheitsverlag 2022, 86 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-86408-284-9.

Die Besonderheiten eines Alltagsgegenstandes genauer zu beleuchten und in den Fokus zu stellen, ohne dabei eine trockene Abhandlung sachlicher Fakten zu verfassen, ist den Autor*innen dieses Werkes in dem Sinne gut gelungen, da ihre Aufbereitung der Thematik „Gürtel“ sich eben nicht nur stringent an den historischen Tatsachen des Kleidungsstückes orientiert. Vielmehr wird der Begriff des Gürtels auf eine Art und Weise dekonstruiert, welche neue Perspektiven ebenso zulässt wie das ein oder andere Lachen. Der Stil der Beiträge ist aufgrund der verschiedenen schreibenden Beteiligten zwar unterscheidbar, aber dafür auch einheitlich leicht lesbar und auch ohne Vorwissen verständlich.

Das Buch beschränkt sich in seiner hohen Informationsdichte, wie aus dem Inhaltsverzeichnis bereits erkennbar, nicht nur auf den Gürtel als Kleidungsstück,

sondern thematisiert ebenso weitere Verwendungen des Begriffs sowie die bekannten oder vermuteten Zusammenhänge zwischen zum Beispiel dem Gürtel als Bekleidung und dem Gürteltier. Auf durchaus unterhaltsame Art wird mit einigen weit verbreiteten Klischees zum Thema Gürtel aufgeräumt (z. B. zur Frage, ob es den Keuschheitsgürtel im Mittelalter wirklich gab).

Dass individuelle Interessen am Thema ebenfalls ausschlaggebend für die Betrachtungswinkel der Beiträge sind, lässt sich leicht vermuten: So weichen Sichtweisen und Vergleiche teilweise sehr weit vom üblichen Fokus auf das Thema ab, tragen so aber auch zu seiner produktiven Erweiterung bei. Die Arbeitsgemeinschaft der Autor*innen dieses Werkes besteht ausschließlich aus Studierenden. Entsprechend informiert die Einleitung die Lesenden über die Entstehungsgeschichte des Buches und den Zusammenhang zu den studentischen Autor*innen. Diese wirkt mitunter jedoch beinahe wie eine Zusammenfassung der kommenden Inhalte und greift so bisweilen einige Informationen voraus, welche das darauffolgende tatsächliche Kapitel so nur noch einmal wiederholen kann. Eine deutlichere Trennung zwischen der Entstehungsgeschichte des Projekts und dem inhaltlichen Auftakt wäre vielleicht wünschenswert gewesen.

Wer möglichst schnell reine Sachfakten zum Thema sucht, ist mit dem kleinen Sammelband wohl eher schlecht bedient, wobei die ausführlichen Literaturverweise am Ende jedes Kapitels und das Gesamtglossar umfassendes weiteres Material aufführen. Vielmehr erscheint „Gürtel – mehr als ein modisches Accessoire“ fast schon wie eine Art wissenschaftliches „Coffetable-Book“, ein Eindruck, der durch das ungewöhnliche, quadratische Format und die zahlreichen Bilder noch unterstützt wird.

Helge Dilger, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.26>

Rebekka Endler

Das Patriarchat der Dinge. Warum die Welt Frauen nicht passt. Köln: DuMont 2021, 336 S. ISBN 978-3-8321-8136-9.

Rebekka Endler wollte über fehlende öffentliche Toiletten für Frauen schreiben und dieses Phänomen als einen weiteren Auswuchs der patriarchalen Gesellschaft unserer Zeit darstellen. Sie erhielt: Absagen. Ihre Wut darüber, dass dieses Thema als nicht wichtig genug oder für Leser (man beachte das generische Maskulinum) nicht relevant eingestuft wurde, war der Anlass für sie, ein Buch darüber und all die Dinge zu schreiben, die Frauen* im Alltag einschränken. Der weiße Cis-Mann ist das Maß aller Dinge, was alles, was mit unserem Leben zu tun hat, für einen Großteil der Menschen unbequem bis lebensgefährlich macht. Endlers Buch zeigt mit einer Fülle an Beispielen auf, wie sehr Patriarchat und Kapitalismus den Alltag prägen.

Nehmen wir Fußballschuhe. Frauen spielen Fußball, aber es gibt keine Schuhe, die für die Anatomie von Frauenfüßen ausgelegt sind. Fußballerinnen spielen also in Schuhen für Kinder oder in kleineren Versionen von Männerschuhen. Sie setzen sich damit einem größeren Risiko für Verletzungen aus und sind in ihrem Spiel – sei es beim Treten, Laufen oder Schießen – viel eingeschränkter als ihre Kollegen. Ganze Weltmeisterschaften wurden somit in unpassenden Schuhen gespielt. Die scheinbar einfache Lösung, nämlich anatomisch angepasste Sportschuhe für Frauen zu entwickeln, lässt sich aufgrund von – man ahnt es schon – einer weiteren Designnormierung an den männlichen Körper nur schwer umsetzen: Alle verfügbaren Schuhleisten sind für männliche Füße gemacht.

Mit diesem Beispiel und allen anderen zeigt Endler auf, wie komplex und allumfassend die Strukturen sind, die für das Ungleichgewicht aufgrund von Geschlecht, körperlichen und geistigen Fähigkeiten, Hautfarbe und Sexualität verantwortlich sind. Die Stärke des Buchs zeigt sich darin, dass Endler die Alltagsproblematiken gekonnt und gut verständlich in das große Ganze der patriarchalen, kapitalistischen Gesellschaft einzuordnen vermag.

Erfrischend ist auch Endlers bewusster Umgang mit dem Gendern. Durchweg wird im Buch mit dem Doppelpunkt gendert. Auch deshalb fällt ein Maskulinum, generisch oder nicht, beim Lesen direkt ins Auge. Damit wird klar, dass sie sich die Mühe gemacht hat, worüber sich andere gerne beschweren: das genaue Hinterfragen, wann ein geschlechtsneutrales Gendern eines Wortes angemessen ist und wann ein Maskulinum beispielsweise die historisch ausschließliche Präsenz von Männern unterstreicht, wenn von Seefahrern im 17. Jahrhundert gesprochen wird.

Im Buch sind Details an Details gereiht, wodurch man sich beim Lesen manchmal von der Fülle der Auswüchse, die der alltägliche Sexismus annimmt, überfordert fühlt. Aber genau das beabsichtigt Endler damit: Sie zeigt schonungslos auf, was wehtut, aber oft stillschweigend ertragen wird. Sie bedient sich ihrer eigenen Wut, um klarzumachen, dass Wut und Ärger gesunde und richtige Reaktionen sind auf die Umstände, in denen wir leben. Das Buch bietet einen umfassenden, gut fundierten, zugänglichen Überblick darüber, warum den Frauen (bzw. allen nicht weißen, cis-männlichen, able-bodied Personen) die Welt nicht passt. Und die Wut, die beim Lesen aufkommt und oft genug unterdrückt wird, ist gerechtfertigt. Damit bietet sich das Buch bei der nächsten Diskussion über die Privilegien von Männern auch als Katalog von Argumenten an.

Endler ist sich auch ihrer Erfahrungen und Privilegien als *weiße*, cis-heterosexuelle, able-bodied Frau bewusst. Die Intersektionalität der Diskriminierungen durch die patriarchale, *weiße* Gesellschaft ist im gesamten Buch präsent. Auch wenn sich die Beispiele auf die Diskriminierungen von Frauen konzentrieren, kommt die Verflechtung der gesamten Problematik mit anderen Formen der Benachteiligung nicht zu kurz.

Eine wichtige Botschaft durchzieht das Buch und wird im letzten Kapitel noch explizit formuliert: dass der jetzige Zustand der Ungleichheit nämlich nicht an fehlenden

Versuchen liegt, Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern herzustellen. Eine ganze Reihe von strukturellen Widerständen sorgt dafür, dass der Alltag für Frauen* mit immens vielen Hürden ausgestattet ist. Das Argument, diese Einschränkungen wären einfach zu lösen, indem Frauen* diese Dinge für sich selbst designen und produzieren müssten, ignoriert vollkommen, dass sich Strukturen und Systeme nur sehr schwer durch individuelle Leistungen verändern lassen. Um den Alltag für alle Menschen zugänglich und komfortabel zu machen, braucht es zuerst ein breites Verständnis darüber, welche Hürden und Mauern uns umgeben, und dann ein kollektives, aktives und solidarisches Anpacken mit (Unisex-)Presslufthämmern.

Julia Marzoner, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.27>

Felix Gaillinger

Um den Unterhalt kämpfen! Junge Volljährige im Rechtsstreit gegen ihre Väter. München: utzverlag 2022, 136 S. ISBN 978-3-8316-4959-4.

„Für mich ist das heute nur noch eine Geschäftsbeziehung mit gewissen Vorzügen“ (Dorian). „Eigentlich habe ich mich mit ihm immer ganz gut verstanden. Aber bei solchen Belangen kannst du es vergessen“ (Chiara). Anders als man zunächst vielleicht annehmen könnte, geht es in den zitierten Sätzen aus Felix Gaillingers Studie nicht um zwischenmenschliche Beziehungen im Arbeitskontext, sondern um Aushandlungsprozesse zwischen Kindern und ihren Vätern. Im Zentrum des Buches stehen junge Volljährige in Ausbildung und ihre Positionierung gegenüber ihren Vätern, die nach dem 18. Geburtstag aus verschiedenen Gründen keinen Unterhalt mehr zahlen. Mit dem Erreichen der Volljährigkeit beginnt von einem Tag auf den anderen eine neue konflikthafte Phase, denn die jungen Erwachsenen müssen sich nun selbst vertreten. Die Kinder gelten plötzlich als Erwachsene, aber ihr Alltag und ihre Abhängigkeit von elterlichen Zuwendungen hat sich kaum gewandelt: „Aus passiv adressierten Kindern [werden] politisch und rechtlich aktivierte Subjekte im prekären Lebenszusammenhang.“

Felix Gaillinger bewegt sich mit seiner am Münchner Institut für Empirische Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie entstandenen und nun frisch veröffentlichten Masterarbeit im Schnittpunkt zwischen Rechtsanthropologie, Prekarisierungs- und Familienforschung. Zusammen mit der Klassismusforschung bilden sie die Forschungsschwerpunkte des Autors ab, der nunmehr am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien forscht und lehrt. Er geht in seiner Arbeit der Frage nach, mit welchen Strategien und Taktiken junge Erwachsene einen (Rechts-)Streit um Unterhalt gegen ihre Väter führen.

Die Arbeit steht in der volkskundlich-kulturwissenschaftlichen Tradition der Erforschung von Verwandtschaft und Familie und knüpft dabei an aktuelle Forschungs-

zugänge wie „doing family“ und „doing kinship“ an, wie sie derzeit im Fach u. a. von Elisabeth Timm vertreten werden. Sowohl diese Konzepte als auch Theorien aus der Legal Anthropology weisen laut Gaillinger auf eine komplexe Matrix von Verbundenheiten hin, die über das Verhältnis der unterhaltsstreitenden Personen hinausreichen. Mit seinem Fokus auf Konflikte mit Vätern erschließt der Autor ein relativ neues Thema und liefert dazu einen innovativen und inhaltlich sehr gelungenen Beitrag.

Die in fünf Kapitel aufgeteilte Studie steigt unmittelbar in das empirische Material ein und definiert so das Forschungsfeld. Als Ausgangspunkt dient eine Bestandsaufnahme des Phänomens, wobei der Autor sich an drei Achsen orientiert: der Volljährigkeit, der sozioökonomischen Verbindung zum Elternteil und der Annäherung an unterhaltsrechtliche Regelungen. Dass dabei die verschiedenen Akteur*innen in Makrostrukturen und alltäglich erfahrbare Kontexte eingebunden sind, wird immer mit thematisiert. Die den Unterhalt regelnden Gesetze, die Institutionen wie das Stadtjugendamt oder Anwaltskanzleien sowie die Spielräume und Positionen der hauptsächlich Handelnden, der Kinder, Väter und Mütter, werden analysiert und die „sozialgesetzlichen Gestaltungen“ machtkritisch dekonstruiert.

In seinem methodischen Vorgehen nähert sich Felix Gaillinger durch ethnografische Forschung mit Blick auf Alltage und Lebenswelten den Zusammenhängen an, die hinter den subjektiven Erfahrungen der Akteur*innen liegen. Von insgesamt 30 Forschungspartner*innen werden drei, nämlich Laura, Dorian und Chiara, exemplarisch vorgestellt und auf ihre Handlungsmuster hin untersucht. Diese Handlungsmuster werden in den Überschriften der jeweiligen Abschnitte pointiert zusammengefasst, beispielweise „Ohnmächtig hantieren – Zur (medialen) Anrufung des Rabenvaters“ oder „‘Öffentlich’ und ‚männlich‘ verhandeln – Die Unterhaltsfrage als Projekt zweier Geschäftspartner“. Problemzentrierte Interviews mit den jungen Volljährigen werden mit Elementen teilnehmender Beobachtung in den Interviewsituationen und Analysen von Briefen mit den Vätern trianguliert und so als „interviewbasierte Fallanalysen“ herangezogen. Durch Interviews mit Vertreter*innen von Institutionen, Gespräche mit weiteren jungen Volljährigen und eine Medienanalyse steht die Arbeit auf einem vielseitigen methodischen Fundament. Besonders hervorzuheben ist, dass das empirische Material im Rahmen von Supervisionssitzungen gemeinsam mit anderen Forschenden kritisch begutachtet und diskutiert wurde.

Der Autor beschreibt in seiner Studie ein Zusammenspiel der gegebenen Unterhaltsregelungen mit der tatsächlichen Rechts- und Konfliktpraxis der jungen Volljährigen. Die empirisch greifbaren Aushandlungen der drei Protagonisten zeigen auf, dass die strukturell vorgegebenen Unterhaltsregeln für die Lösung der Unterhaltsstreitigkeiten nicht ausreichen. Er beschreibt die Konfliktpraxis der Akteur*innen als eine Rekonfiguration von Ulrich Bröcklings Konzept des „homo contractualis“. Er stellt fest, dass sich bei allen Forschungspartner*innen eine eigene, nicht rationale Praxis etabliert, die sich entlang des Beziehungsverhältnisses zu den Vätern entwickelt. Die juristische

Problembehandlung reicht dabei nicht aus, da es immer auch um die Aushandlung sozialer Beziehungen geht.

Empirie, Analyse und Theorie sind durch alle Kapitel hindurch eng miteinander verknüpft – und trotzdem oder gerade deswegen zieht sich ein fachlich logischer roter Faden durch die Arbeit. Als hilfreich für die Leser*innen erweisen sich die häufig zu Beginn eines Kapitels oder Absatzes aufgeworfenen Fragen, die im dann folgenden Argumentationszusammenhang beantwortet werden. Als schon vor Forschungsbeginn unmittelbar von einem Unterhaltsstreit mit dem eigenen Vater Betroffener steht Felix Gaillinger noch mehr als andere kulturanthropologisch Forschende im Spannungsverhältnis von Nähe und Distanz. Durch eine kontinuierliche und systematische Reflexion der eigenen Position und Geschichte gelingt ihm nicht nur eine überzeugende Bewältigung dieser Herausforderung, sondern er wird selbst zum Forschungspartner.

Jonathan Coenen, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.28>

Evke Rulffes

Die Erfindung der Hausfrau. Geschichte einer Entwertung. Hamburg: HarperCollins Deutschland 2021, 288 S. ISBN 978-3-7499-0240-8.

In den letzten Jahren hat die Pandemie gezeigt, dass viele Familien schneller in alte Rollenmuster zurück verfallen als erwartet – in Muster, die bereits für überholt gehalten wurden. Mit erstaunlicher Selbstverständlichkeit ist es in der Mehrheit der Fälle die Frau, die zu Hause bleibt, um die Familie in schwierigen Situationen aufzufangen. Die Frau, die mehrere Aufgabenfelder in sich vereint: wie zum Beispiel Mutter, Ehefrau, Putzfrau, Lehrerin, Hauswirtschafterin, Gärtnerin, Wäscherin. Die Hausfrau.

Weshalb ist dieses Bild so tief in unserer Gesellschaft verankert? Wie ist es möglich, dass ein fiktives Rollenbild, das vor mehr als zwei Jahrhunderten geschaffen wurde, sich bis heute hält und so schwer zu überwinden ist? Was führte uns von einer Gesellschaft im Mittelalter, die Frauen stadtbürgerliche Rechte verlieh, Zünfte und Berufsgruppen wie die der Bierbrauerei leiten ließ, zu dieser Degradierung und Entmündigung vieler Frauen? Evke Rulffes geht in ihrem Buch dieser jahrhundertelangen Entwicklung historisch nach. Sie zeigt klar und aufschlussreich einen langen Weg bis ins 19. Jahrhundert auf, der schließlich im Rollenbild der Hausfrau mündet. Ein Bild, das regelrecht von der patriarchalen Gesellschaft konstruiert und stark gefördert wurde. Eine Machtverschiebung, die auf dem Rücken der Frau ausgetragen wurde und noch wird. Anhand ihrer Analyse des mehrteiligen Bandes „Hausmütter“ von Christian Friedrich Germershausen, der als Ratgeber für Gutsfrauen und ihren Hof geschrieben wurde, zeichnet Rulffes die Entstehungsgeschichte einer Rolle nach, die sich durch spätere gesellschaftliche Umbrüche stark verändert hat. Bei Germershausen ist die Frau Vorstand eines großen

Betriebs von mehreren Bediensteten und wird dem Hausvater an die Seite gestellt. Im Laufe des 19. Jahrhunderts verliert sie schließlich essentielle Rechte und ihre Autonomie an den Ehemann und wird entmündigt.

Evke Rulffes spannt hier den Bogen von der Hausvorsteherin zur Hausfrau: von der Hausmutter, die ein Regiment führt, das aufgrund einer Unmenge von Aufgaben kaum zu realisieren ist, hin zur Hausfrau, die all die Aufgaben der Bediensteten nun alleine meistern muss. Die Aufgabe der Repräsentation des Haushalts bleibt der Frau erhalten, sie muss sie nun aber ohne Hilfe bewältigen. Gleichzeitig sind es gerade die modernen Erfindungen wie die Spül- oder Waschmaschine, die einerseits der Hausfrau zur Erleichterung dienen sollen, sie andererseits aber immer weiter auf ihre Rolle und ihren häuslichen Aktionsradius festschreiben.

Das degradierende Prinzip, dass Hausarbeit so selbstverständlich einer Person zugemutet wird, die weder nennenswerte Anerkennung und Wertschätzung noch Bezahlung dafür erhält, findet Rulffes auch in andern Berufsgruppen wieder, etwa bei Beschäftigten in der Care-Arbeit. Kinderbetreuung, Bildung, Kranken- und Altenpflege sind Berufe, die erste Priorität für den Staat haben und dementsprechend entlohnt werden sollten. Die Autorin plädiert am Ende ihres Buches für Anerkennung, Solidarität sowie gerechte Bezahlung in diesen Bereichen und verweist noch einmal allgemein auf den diesbezüglichen gesellschaftlichen Veränderungsbedarf.

Evke Rulffes gelingt es in ihrem Buch, die historischen und kulturellen Hintergründe der Entwicklung des konservativen Frauenbildes und die damit verbundenen Entwertungsprozesse klar und fundiert aufzuzeigen. Im Anschluss daran beleuchtet sie das 20. und 21. Jahrhundert und thematisiert gegenwärtige Probleme von Geschlechterrollen, Haus- und Care-Arbeit. Insgesamt ist das Buch gut verständlich und unterhaltsam geschrieben, es richtet sich nicht nur an Wissenschaftler*innen, sondern durchaus an eine breitere interessierte Öffentlichkeit. Die Kapitel zur frühneuzeitlichen Geschichte und zur Hausväterliteratur à la Germershausen, aber auch die Befunde zum 19. und 20. Jahrhundert laden ein, selbst auf Spurensuche zu gehen.

Stephanie Habel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.29>

Kathrin Schulte

Gebrauchte Einfamilienhäuser als Wohnform. Eine ethnografische Untersuchung im Bestand. Münster/New York: Waxmann 2021, 191 S., Ill. ISBN 978-3-8309-4394-5.

Schon vor der Lektüre des Buches stellt sich die Frage, warum sich Kathrin Schulte bei ihrer Forschung nicht nur für Einfamilienhäuser generell, sondern für gebrauchte Einfamilienhäuser interessierte. Bei oberflächlicher Betrachtung scheint es keine Unterschiede zwischen diesen beiden Wohnformen zu geben. Haus ist Haus. Doch was

Kathrin Schulte auf rund 170 Seiten zusammenträgt, macht deutlich, dass diese Unterscheidung tatsächlich Sinn macht und warum es von besonderer Bedeutung für die Fragen von Stadt- und Dorfentwicklung ist, sich explizit mit gebrauchten Einfamilienhäusern auseinanderzusetzen. Eine weitere Stärke des Buches liegt darin, dass es hier nicht nur um Immobilien im Speckgürtel von Großstädten geht, sondern das Setting über drei unterschiedliche Siedlungsformen hinweg gewählt wurde: Dorf, Kleinstadt, Mittelstadt.

Die Kapitelüberschriften lesen sich zunächst wie aus der Broschüre eines Immobilienmaklers: Von „Kauf oder bauen?“, „Dann brauch' ich keine Miete mehr zahlen“, „Dann wussten wir schon ziemlich genau, wie wir's haben wollten“ bis hin zu „Das neue alte Haus“. Und genau in dieser chronologischen Reihenfolge arbeitet die Autorin das Thema ab: beginnend mit der Entscheidungsfindung über die Argumentation, die Anschaffung, das Renovieren bis zum Leben in der Immobilie. Basis dafür sind rund 20 Interviews, die mit Menschen geführt wurden, die sich für den Erwerb einer gebrauchten Immobilie entschieden hatten, um diese ihren Bedürfnissen entsprechend umzubauen. Der zweite Quellenbestand sind Fotografien, die bei den Hausbegehungen angefertigt wurden. Aus Gründen der Anonymisierung konnten diese Fotos jedoch nicht im Buch abgedruckt werden. Hier war es eine intelligente Lösung, die Fotos durch Zeichnungen zu ersetzen, die keine 1:1-Wiedergabe darstellen, sondern das Beobachtete idealtypisch zusammensetzen. Aufgrund des verfremdenden Charakters der Zeichnung ist das eine interessante Möglichkeit, dennoch einen visuellen Zugang zu schaffen. Das Buch ist mit sehr vielen Interviewzitate versehen und damit eine ganz klassische ethnografische Studie.

Die Ergebnisse der Studie sind vielfältig und werden als „Bausteine“ präsentiert. Insgesamt zehn dieser Bausteine führt Schulte am Ende des Buches an. Sie reichen von der Beantwortung der Frage, warum es sich lohnt, gebrauchte Immobilien gesondert zu betrachten, bis hin zur Erkenntnis, dass der Kauf eines gebrauchten Hauses traditionelle Rollenbilder verfestigt. Hier erkennt man die Schwierigkeit, dass das Forschungsinteresse vielleicht zu breit angelegt wurde und im Hinblick auf Begründungen für die Kaufentscheidung nicht nur ein retrospektiver Blick hätte abgefragt werden dürfen. Da Kauf und Renovierung eines Hauses immense materielle Ressourcen binden und auch (wie im Buch beschrieben) Familienbeziehungen gefährden können, ist es wahrscheinlich, dass solche Projekte im Rückblick immer positiv gewertet werden. Das Eingeständnis eines Scheiterns hätte hier wohl kaum Platz, und diese Reflexion fehlt in der Arbeit.

Weiterführend wäre eine Studie interessant, die das Verhältnis zwischen der Wohnung und dem Haus als Wohnform in der Wahrnehmung durch die Pandemie hindurch untersucht. Hier kommt sicherlich auch den gebrauchten Einfamilienhäusern eine besondere Rolle zu, da diese – im Gegensatz zu Neubauten – einen leichteren Umzug in ein neues Domizil während der Krise ermöglichten.

Markus Speidel, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.30>

Sarah Kleinmann/Arnika Peselmann/Ira Spieker (Hrsg.)

Kontaktzonen und Grenzregionen – Kulturwissenschaftliche Perspektiven. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag 2020, 278 S., Abb. (= Bausteine aus dem Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde – Kleine Schriften zur sächsischen Geschichte und Volkskunde, 38). ISBN 978-3-96023-262-9.

Das Thema Grenze erscheint angesichts tagtäglich neuer, virulenter Medienberichterstattung zu territorialen Konflikten infolge militärisch-politischer Auseinandersetzungen und globaler Migrationsbewegungen derzeit hochaktuell. In derlei Presseberichten werden nationalstaatliche Grenzen oft als „eindimensionale, trennende Linien“, als „ethnische, kulturelle und sprachliche Barrieren“ (S. 30) dargestellt, die es zu schützen gilt. Dieses Bild einer umkämpften, geografischen „dividing line“ wirkt wie eine Art Negativfolie zur Denkfigur der Kontaktzonen, die Grenzregionen immer auch darstellen.

Diese Denkfigur bildet das theoretische Fundament des am ISGV in Dresden angesiedelten Forschungsprojekts „Kontaktzonen. Kulturelle Praktiken im deutsch-polnisch-tschechischen Grenzraum“, dessen erste Förderphase mit einer Konferenz am 24. November 2017 in Dresden seinen Abschluss fand. Der vorliegende Sammelband enthält die Druckfassungen von zwölf deutsch- und englischsprachigen Vorträgen, die im Rahmen der Dresdner Konferenz gehalten wurden. Auf den ersten Blick wirken die Beiträge recht heterogen, so werden Themen aus stadt-ethnografischen, grenzregionalen, aber auch musealen Kontexten besprochen. Es geht um Erinnerungskultur(en) und Bildungsprozesse, soziale Interaktion und Distinktion in Räumen/Orten oder die Analyse autoethnografischer Berichte vor dem Hintergrund staatlich-bürokratischer Machtausübung. Allen Beiträgen gemeinsam ist die Forschungsperspektive, die die beiden Merkmale von Grenzregionen und Kontaktzonen – Restriktionen, aber auch Möglichkeiten – in den Blick nimmt.

Diese Perspektive geht zurück auf das Konzept der Literaturwissenschaftlerin Mary Louise Pratt, die erstmals Anfang der 1990er Jahre in einem sprachwissenschaftlich-pädagogischen Kontext von Kontaktzonen gesprochen und ihren Ansatz wenig später für ihre stark rezipierte, kritische Analyse von Reiseberichten europäischer Autoren in Lateinamerika unter dem Titel „Imperial Eyes“ weiterentwickelt hat. Pratt beschreibt mit ihrem Kontaktzonen-Konzept gesellschaftliche Räume, in denen unterschiedliche soziale und kulturelle Positionen aufeinandertreffen, die miteinander auskommen müssen und innerhalb derer Machtverhältnisse verhandelt werden, wobei die Verbindung zum Frontier-Gedanken von Pratt selbst im Vorwort des Tagungsbandes betont wird. Die Anwendungsmöglichkeiten von Pratts Konzept als Analyseinstrument gehen weit über den ursprünglichen Ansatz hinaus und erweisen sich als fruchtbar für vielfältige wissenschaftliche Forschungsansätze und interdisziplinäre Interaktion.

Dies zeigt sich auch im vorliegenden Band des ISGV, der eine interessante Bandbreite an akteurszentrierten Forschungsprojekten, methodischen Zugängen und praktischen Anwendungsfeldern aufweist und dessen Beiträge von der thematischen Vielschichtigkeit sowie dem Expert*innenwissen der Autor*innen profitieren, die diverse berufliche und fachwissenschaftliche Hintergründe mit- und einbringen. Hervorzuheben sind auch die beiden fundierten einführenden Beiträge, die das Kontaktzonen-Konzept aus kulturwissenschaftlicher Perspektive beleuchten und die sich daraus ergebenden methodologischen Prinzipien diskutieren. Im Zusammenspiel mit den Einblicken in praktische Anwendungsfelder bzw. Forschungsprojekte kann der Band daher auch Anregung bieten für die Entwicklung daran anschließender Projekte und Forschungsdesigns. Vorstellbar wäre etwa die Anwendung des Konzepts in der kulturwissenschaftlichen Analyse digitaler Felder und virtueller Räume. Im Sammelband selbst werden digitale Räume und ihre Möglichkeiten für soziale Interaktion jedoch leider nur marginal miteinbezogen.

Das Fazit bleibt positiv. Die Stärken des Sammelbandes liegen sicherlich in seiner interdisziplinären Ausrichtung und der Vielfalt der vorgestellten empirischen Methoden, die Anregungen und Anknüpfungspunkte für weitergehende Forschungsprojekte bieten.

Angelika Merk, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.31>

Christina Ludwig

Die Signatur des Schwarzwalds. Volkskundliches Sammeln um 1900 am Beispiel des Wissenschaftsamateurs Oskar Spiegelhalder (1864–1925). Münster/New York: Waxmann 2021, 280 S., 67 Farbbabb. (= Internationale Hochschulschriften, 685; zgl. Dortmund, TU, Diss. 2020). ISBN 978-3-8309-4373-0.

Bereits der Einband illustriert den Anspruch von Christina Ludwigs Forschungsleistung: Sie will einen Schleier lüften und Klarheit in die Wirkungsgeschichte einer Biographie bringen, die die Erinnerungskultur einer deutschen Kulturregion geprägt hat, des Schwarzwalds. Diese Abhandlung, eine Dissertationsschrift der TU Dortmund, analysiert einen Sammler und dessen Aktivitäten. Und so geht es neben den Dingen, die kollektioniert wurden und die im Laufe der Zeit den Schwarzwald musealisieren und repräsentieren sollten, auch um die Interaktionen der sie bergenden Menschen, um ein Bedingungs- und Beziehungsgeflecht, das Christina Ludwig akribisch transparent macht.

Oskar Spiegelhalder (1864–1925) entstammte einer Familie aus Lenzkirch im Hochschwarzwald, die ihren Wohlstand dem wirtschaftlichen Aufstieg des Ortes zu einem Zentrum der Schwarzwälder Uhrenindustrie verdankte. Die A. G. U. L., die Aktiengesellschaft für Uhrenfabrikation Lenzkirch, war im ausgehenden 19. Jh. einer der größten Produzenten von Wanduhren im Deutschen Reich, und nach Lehrjahren in London und Paris leitete Spiegelhalder für Jahrzehnte deren Außenhandel in Mittel- und Osteuropa und war zuletzt deren Direktor. Diesen beruflichen Erfolg begleitend, entwickelte er sich zu einem Sammler, der die volkskundliche Museumsszene seiner Zeit prägte und dessen Einfluss vergleichbar ist mit jenem des Archäologen Robert Forrer (1866–1947) aus Straßburg und des Zoologen Oskar Kling (1851–1926) aus Frankfurt. Beim Sammeln verband Spiegelhalder seine außerordentlichen kaufmännischen Fähigkeiten mit zentralen Tugenden wie Initiative, Ehrgeiz und Akribie. Er studierte den Kunsthandel, die Fachliteratur und das Ausstellungswesen, unterhielt strategische Mitgliedschaften in Vereinen, betrieb ein Expertennetzwerk und ein ausgefeiltes Korrespondentennetz, das ihm Kontakte und Objekte besorgte. Die museale Praxis seiner Zeit verfeinerte er mit den ihm gegebenen Möglichkeiten: mit Biogrammen von Händlern, Kontaktleuten und Kollegen, Provenienz- und Preisangaben auf selbstentworfenen und vorgedruckten Karteikarten sowie Objektfotografien. Auch moderne Marketingtechniken griff Spiegelhalder auf, warb in Reiseführern und produzierte ein zweisprachiges Plakat, das zur Besichtigung der in seinem Wohnhaus aufgestellten Sammlung einlud. Und im Bereich von Bildung und Publizistik war er ebenfalls präsent, hielt in den regionalen historischen Vereinigungen Vorträge über die Schwarzwälder Uhrmacherei und Glasbläserei und publizierte Aufsätze und Rezensionen. Von 1889 bis zu seinem Tod 1925 beschafften Oskar Spiegelhalder und seine Korrespondenten etwa 9.900 volkskundliche Sammlungsgüter: Hausrat, Trachten und Zeugnisse der Heimgewerbe und frühen Industrien, deren Großteil in drei geschlossenen „Schwarzwaldsammlungen“ nach Freiburg (1896), Karlsruhe (1909) und Villingen (nach seinem Tod 1929) gelangten; kleinere Konvolute verkaufte er an Museen in Hamburg, Berlin, Nürnberg und München sowie an den Kunsthandel.

Die Dichotomie der Spiegelhalder'schen Sammlungen war eine durchaus zeit-typische: In einer Zeit, in der Weltausstellungen und ethnographische Sammler mit Obsession das Fremde kollektionierten und präsentierten, sammelte Spiegelhalder das Eigene: indigene Kultur und regionale Signifikanz. Selbst ein Frontmann der Industrialisierung und in aller Welt unterwegs, blieb er dem Schwarzwald mit Leib und Seele verbunden – als ein typischer Vertreter seiner Zeit, hin und her gerissen zwischen bürgerlichem Zukunftsoptimismus als urbanem Fortschrittsglauben einerseits und sentimentaler Trauer über das Verschwinden jener ländlichen Kultur andererseits. In Spiegelhalders Agieren wird offenbar, was ihn mit vielen Sammelnden und Forschenden seiner Zeit verbindet: der Versuch „Ursprünglichkeit“ zu retten. Für seine Sammlungsgüter nimmt er eine Authentizität in Anspruch, die er durch kategoriale Setzungen

zugleich konstruierte. Denn die Anmutung „traditioneller“ Handwerkskunst, die Etiketten von „Echtheit“ und „Originalität“, steigerten den materiellen Wert seiner Sammlung, und deren provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Wie die im Museum befindlichen Sammlungsgüter erforscht und deren Zeichenhaftigkeit decodiert und wie sie letztlich in Ausstellungen präsentiert werden, das ist im 19. Jahrhundert wie heute von den erkenntnisleitenden wissenschaftlichen Fragestellungen abhängig wie auch von der provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Wie die im Museum befindlichen Sammlungsgüter erforscht und deren Zeichenhaftigkeit decodiert und wie sie letztlich in Ausstellungen präsentiert werden, das ist im 19. Jahrhundert wie heute von den erkenntnisleitenden wissenschaftlichen Fragestellungen abhängig wie auch von der provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Wie die im Museum befindlichen Sammlungsgüter erforscht und deren Zeichenhaftigkeit decodiert und wie sie letztlich in Ausstellungen präsentiert werden, das ist im 19. Jahrhundert wie heute von den erkenntnisleitenden wissenschaftlichen Fragestellungen abhängig wie auch von der provenienzesicherte, regionale Herkunft begründete zugleich einen hohen ideellen Wert. Dies findet nicht nur in die zeitgleich sich ausbildende Museumsszene Eingang, sondern dort auch ein Echo. Denn Museen waren bereits zu Zeiten des Sammlers Oskar Spiegelhalter Resonanzräume des kulturellen Wandels und stellen gleichermaßen einen Bedeutungsraum dar, wie sie auch der Bedeutung Raum geben.

Brigitte Heck, Karlsruhe

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.32>

Elisabeth Fendl/Johanne Lefeldt/Sarah Scholl-Schneider

Jahrbuch Kulturelle Kontexte des östlichen Europa. Bd. 61: Vom Dekor der Heimatzeitschriften. Münster/New York: Waxmann 2020, 280 S., Abb. ISBN 978-3-8309-4291-7.

Der Schwerpunkt des vorliegenden Bandes der Kommission Kulturelle Kontexte des östlichen Europa bilden ausgewählte Beiträge der Tagung „Bild und Schrift als Botschaft. Vom Dekor der Heimatzeitschriften“, die vom 20. bis 22.11.2019 vom IVDE in Zusammenarbeit mit dem Institut für Kirchen- und Kulturgeschichte der Deutschen in Ostmittel- und Südosteuropa (IKKDOS) veranstaltet wurde. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand weniger der (wohlbekannte) Inhalt der Heimatzeitschriften, sondern ihre ästhetische Aufmachung, von den Titelvignetten über die Bebilderung bis hin zur Schrifttype. Die Aufsätze fokussieren demnach das *framing* der jeweiligen Inhalte im

Sinne einer mit eigener Semantik versehenen gestalterischen Rahmung und Ausgestaltung. Mit diesem Ansatz werden die Heimatzeitschriften stärker als Objekte denn als Texte analysiert, wodurch sich nicht zuletzt neue Aspekte der Rezeptionsgeschichte ergeben.

In seinem einleitenden Text setzt sich *Konrad Köstlin* mit dem „Narrativ als Dekor“ auseinander. Dabei geht er zunächst auf die Gebrauchsgeschichte und die historisch zu differenzierenden Signalwirkungen von Fraktur und Antiqua ein, die im jeweiligen Zeitkontext verschiedentlich neue Interpretationen erfahren haben: Während sich etwa heutige Rechtsextremisten gerne der als „altdeutsch“ empfundenen Fraktur bedienen, bekehrten sich die Nationalsozialisten nach anfänglicher Begeisterung zur Antiqua. In einer provokanten Wendung widmet sich der Verfasser sodann dem „Narrativ“ als einem (inzwischen inflationär verwendeten) Zentralbegriff der Kulturwissenschaften und schreibt ihm für die Gegenwart dekorativen Charakter zu – als Aushängeschild der „Bekennergesellschaft“ (18). Konkreten Beispielen ästhetischer Ausgestaltungen widmen sich die Beiträge von *Elisabeth Fendl* und *Heinke Kalinke*. Fendl untersucht die Gestaltung von Titelseiten und -vignetten von Heimatzeitschriften mit dem Zielpublikum der aus Böhmen vertriebenen deutschsprachigen Bevölkerung. Die Ikonografie zeigt, dass bestimmte Themenkreise (Blick in die Heimat, Heimatlob, Heimattreue, Deutsche als Opfer, Gleichsetzung mit der Passion Christi bzw. der Heiligen Familie) über die Jahrzehnte immer wieder aufgegriffen und abgebildet wurden. Kalinke beschreibt den Wandel in Größe und Gestaltung von Werbeanzeigen, die auf ein höchst spezifisches Publikum zugeschnitten waren und vielfach visuelle und begriffliche Bezüge zur „verlorenen Heimat“ aufwiesen. Sie waren meist wenig experimentierfreudig, hielten an Idealen von Qualität, Sparsamkeit und Solidität fest und spiegeln eine von den Gewerbetreibenden vorausgesetzte konservative Grundhaltung potenzieller Kunden und Kundinnen. Vor allem führten sie Traditionen insofern fort, als sie vielfach bereits eingeführte Produkte bewarben und somit die Erinnerungsgemeinschaft der Vertriebenen stärkten.

Einen umfassenden Blick richtet *Tobias Weger* auf die Zeitschriften der Deutschen aus der Dobrudscha bis zur Jahrtausendwende. Er untersucht den „Rundbrief der Dobrudscha-Deutschen“, das „Jahrbuch der Dobrudscha-Deutschen“ sowie den „Dobrudscha-Boten“ und kommt zu dem Schluss, dass die Dobrudscha-Deutschen im Unterschied zu vielen reichsdeutschen Vertriebenengruppen vergleichsweise moderne und wenig deutschümelnde Gestaltungsmerkmale verwendeten. So finden sich als Schrifttypen fast durchgehend Antiqua-Schriften. Ein „ethnisches Gemeinschaftszeichen“ (S. 79), das in den Publikationen hätte abgebildet werden können, existierte nicht. Bemerkenswert war jedoch vor allem die in der Bebilderung zum Ausdruck kommende Symbiose von „Eigenem“ und „Fremdem“, die Weger als Zeichen einer in diesem Kontext durchaus selten anzutreffenden Weltoffenheit deutet.

Eine diachrone diskursive Bildanalyse der Zeitschriften „Brünner Heimatbote“ und „Komotauer Zeitung“ liefern *Jana Nosková* und *Sandra Kreisslová*. Die Zeitschriften hatten je eigene Bezugspunkte (multikulturelle Industriestadt mit deutscher Minderheit einerseits, grenznahe und deutsch geprägte Stadt mit differenzierter Wirtschaft andererseits), wiesen jedoch durchaus ähnliche gestalterische und thematische Prägungen auf. So finden sich in beiden Blättern vergleichsweise wenig Abbildungen. Die Autoren ordnen den Bildern Belegfunktionen zu, wobei verschiedene Topoi abgedeckt wurden, von der „guten alten Zeit“ bis hin zur tristen sozialistischen Gegenwart. Sie sollten die in den Texten beschworene Dichotomie vom guten Gestern und schlechten Heute visuell untermauern und das Lesepublikum zu einer Schicksalsgemeinschaft formen.

Mit den Heimatzeitschriften der Grafschaft Glatz in den 1950er Jahren befasst sich der Beitrag von *Michael Hirschfeld*. In seiner Analyse vergleicht er den „Grafschafter Botten“ und die „Grafschaft Glatzer Heimatblätter“, die beide eine „Verklärung der Heimat als heile Gebirgs- und Lebenswelt“ (S. 134) abbildeten, zugleich aber wichtige Unterschiede aufwiesen – so habe der Bote eindeutige politische Botschaften und Signale ausgesendet, während die Heimatblätter einen eher sentimentaligen Zugang zur Heimat gewählt hätten.

Viktória Muka nähert sich dem Tagungsthema mit ihren Ausführungen zur Darstellung des Budaörser Fronleichnam-Blumentepichs in der Heimatzeitung „Unsere Post“ und zeigt, wie die bildlichen und textlichen Repräsentationen eines religiösen Festes zur Gemeinschaftsbildung eingesetzt wurden. War die Gestaltung von Blumentepichen bereits in der Zwischenkriegszeit durch Vertreter der deutschen Minderheit im Ofner Bergland zu einem Alleinstellungsmerkmal „traditioneller“ Kultur stilisiert worden, so wurde diese Symbolik nach 1945 auch in der wichtigsten ungarndeutschen Heimatzeitschrift aufgegriffen. Der Aufsatz zeichnet die Darstellungen der kulturellen Praxis als Teil eines Identitätsmanagements nach, das nicht auf das Dekor der Heimatzeitschrift begrenzt war.

Zwei weitere, nicht dem Kontext der genannten Tagung entstammende Beiträge runden den Aufsatzteil des Jahrbuchs ab. *Michal Pavlásek* befasst sich mit dem Wandel des Bildes der tschechischen Minderheit im Banat und den dahinter liegenden hegemonialen Beziehungen zwischen Zentrum und Peripherie. *Hans-Werner Retterath* beschreibt Umgangsweisen und Diskurse um das umstrittene „Wegweiserdenkmal“ der Vertriebenen in Freiburg, das zum Gegenstand z.T. heftiger, politisch aufgeladener Auseinandersetzungen wurde.

Der im Band vorgestellte Ansatz, das visuelle Erscheinungsbild als Quelle für Themensetzungen und Aussagen von Heimatzeitschriften in den Fokus zu rücken, stellt neue Erkenntnisse in Aussicht, die durch eine Textanalyse allein nicht zu erlangen sind. Angesichts der begrenzten Zahl der abgedruckten Beiträge ergibt sich eine Vielzahl von offenen Fragen, die durch weitere Forschungen zu beantworten wären, beispielsweise

zu den Gestaltern, Illustratoren und Fotografen der Zeitschriften, den zur Verfügung stehenden Ressourcen sowie zur Rezeption der grafischen Elemente in verwandten medialen Kontexten. Besonders wichtig erscheint es, visuelle und visualisierende Strategien von anderen Printmedien vergleichend neben die Heimatzeitschriften zu stellen, um auf Gemeinsamkeiten und zeit- bzw. kontexttypische Erscheinungen hinweisen zu können. Dass der Band hierzu etliche Anregungen gibt, ist begrüßenswert und sollte Anlass zu weitergehenden Forschungen geben.

Sönke Friedreich, Dresden

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.33>

Didier Eribon

Betrachtungen zur Schwulenfrage. Berlin: Suhrkamp 2019, 622 S. ISBN 978-3-518-58740-9.

Mit großer Verspätung ist das bereits 1999 in Frankreich erschienene Buch nun auch auf Deutsch zu lesen. Die Übersetzung hält sich dabei an die französische Neuauflage von 2012. Dazwischen liegt der große Erfolg von „Rückkehr nach Reims“, das 2009 in Frankreich und dann 2016 auf Deutsch erschien. Dieser Erfolg scheint auch der Beweggrund für den Suhrkamp Verlag gewesen zu sein, das Buch nun in deutscher Übersetzung herauszubringen. Doch gerade diese Konstellation in der Veröffentlichungsgeschichte birgt Enttäuschungspotenzial, da es zu falschen Erwartungen führt. So konnte man „Rückkehr nach Reims“ über weite Strecken als dichte und empirisch untermauerte autoethnografische Studie lesen, weshalb der Autor dieser Rezension gerne den Auftrag zur Besprechung des neuen alten Buches durch die Herausgeber der Zeitschrift für Empirische Kulturwissenschaft annahm. Allerdings wird jedwede Erwartung in dieser Hinsicht an Eribons „Betrachtungen zur Schwulenfrage“ völlig enttäuscht. Auch fehlen dem Buch wesentliche wissenschaftliche Qualitäten. Viele Aussagen bleiben unbegründet bzw. es fehlen oft konkrete Verweise auf belegende oder weiterführende Literatur.

Deshalb sind die „Betrachtungen zur Schwulenfrage“ einzuordnen als eine lange essayistische Abhandlung. Sie gliedert sich in drei Teile: Im ersten Teil versucht Eribon, indem er das Phänomen der Beleidigung von Homosexuellen untersucht, mit dem Begriff der „Resubjektivierung“ den Prozess zu fassen, „ausgehend von der zugewiesenen Identität seine persönliche Identität neu zu schaffen“ (S. 16). Im zweiten Teil nimmt Eribon diesen Akt der Freiheit als Praxis des „Self-fashioning“ (S. 18) wieder auf und stellt ihn in den historischen Rahmen des homophoben Diskurses und seines schwulen Gegendiskurses in der Literatur des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, vor allem bei Marcel Proust und André Gide. Nahm Eribon schon im zweiten Teil mit dem Begriff des „Gegendiskurses“ (S. 17) Bezug auf Michel Foucault, so ist der dritte Teil des Buches direkt der Auseinandersetzung mit Foucault und seinem Werk gewidmet. Dort

stellt Eribon Foucaults „Der Wille zum Wissen“ dessen älteres Buch „Wahnsinn und Gesellschaft“ zur Seite. Zusammen mit einer biografischen Deutung des Werkes Foucaults soll dadurch eine theoretische Praktik Foucaults aufgezeigt werden, die vom „Widerstand gegen die Unterwerfung“ zur „Neuformulierung seiner selbst“ (S. 20) führt, was Eribons propagiertes Verständnis von Emanzipation darstellt (vgl. S. 21).

Je nach eigenem theoretischen Standpunkt bezüglich dieser Reformulierung von Foucaults Theorien mag Eribons argumentativer Bogen mehr oder minder überzeugend sein. Ärgerlich sind viele Momente seiner Durchführung. So ist der erste Teil über weite Strecken von normativen und moralisierenden Biografievorstellungen geprägt, die zudem deutlich machen, dass er bevorzugt in Bezug auf weiße Cis-Männer der französischen Mehrheitsgesellschaft und deren Perspektive schreibt. Ein besonders prägnantes Beispiel hierfür: „Aber die Zeit vergeht, und zumal wenn die intensive Periode sexueller Betätigung abgeklungen ist (und die damit verbundenen Lebensweisen sich erschöpft haben), fällt jene Entfernung von der Herkunftsfamilie vielen immer schwerer. Manche Heterosexuelle kennen gewiss ähnliche Empfindungen, wenn sie mit ihrem Familienmilieu aus Gründen gebrochen haben, die mit [...] der Wahl eines aus einer stigmatisierten Bevölkerungsgruppe (Schwarze, Maghrebiner, Juden ...) stammenden Partners zusammenhängen“ (S. 57).

Im ersten Teil bemüht sich Eribon noch, weibliche Homosexualität mit zu behandeln, was oft aber nur sehr oberflächlich geschieht und darum vereinnahmend wirkt: Fast alle wesentlichen Ausführungen beziehen sich jedoch auf schwule Männer, wie es ja der Buchtitel auch nahelegt. Im zweiten Teil verschwinden dann diese Bezugnahmen auf Lesben fast völlig.

Durchzogen ist der Text von problematischen Begriffsbildungen wie z. B. „sexueller Rassismus“ (S. 135). Er wird als Ausweitung des Rassismusbegriffs um die Zurückweisung und Herabsetzung der „Liebe zum Gleichen“ (S. 135) eingeführt, ohne überhaupt verschiedene Rassismusbegriffe zu reflektieren. Im Weiteren folgen Begriffe wie „Klassen sozialer und sexueller Wesen“ (S. 152), oder es wird umstandslos der Begriff des „Ghettos“ (S. 152) aufgerufen.

Insgesamt erscheint die Publikation der „Betrachtungen zur Schwulenfrage“ auf Deutsch eher von zeit- und werkgeschichtlichem Wert. So wird das Buch in seinem Klappentext als „Gründungsdokument der Queer Studies“ in Frankreich bezeichnet. Zudem lässt vor allem der erste Teil des Buches die Wegstrecke ermessen, die Eribon zwischen diesem Buch und „Rückkehr nach Reims“ zurückgelegt hat.

Eugen Januschke, Berlin

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.34>

Juliane Tiffert

„Auf Fahrt für Führer, Volk und Vaterland“. Narrative der Grenz- und Auslandsfahrten Nationalpolitischer Erziehungsanstalten. Münster/New York: Waxmann 2021, 330 S. (= Kieler Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 14). ISBN 978-3-83094191-0.

Die Zeit des Nationalsozialismus ist weiterhin – und zu Recht – ein häufig gewählter Forschungsgegenstand wissenschaftlichen Arbeitens. Für interessierte Leser*innen, deren Zeit begrenzt ist, stellt sich die Frage: Welche Publikation als nächstes lesen? Wer sich für die Wirkungsmechanismen und Narrative der nationalsozialistischen Erziehung interessiert, könnte sich für Juliane Tifferts Studie „Auf Fahrt für Führer, Volk und Vaterland“ entscheiden.

In ihrer Dissertation geht Tiffert der Frage nach, wie das Denken und Handeln von Schülern durch Institutionen mit nationalsozialistischen Deutungsvorgaben beeinflusst wurde. Forschungsgegenstand sind dabei Berichte der Grenz- und Auslandsfahrten Nationalpolitischer Erziehungsanstalten (NPEA). Diese Fahrten wurden von 1933 bis 1938 für die männlichen Elite-Schüler konzipiert. Tiffert konzentriert sich dabei weniger auf den Ablauf dieser Fahrten, sondern beleuchtet die Berichte über diese Fahrten im Hinblick auf die in ihnen greifbaren Narrative. Sie wertet hierfür historische Quellen aus, vor allem Fahrtenberichte, Tagebücher oder Schulmitteilungen. Zentraler Bestandteil sind auch mehrere Interviews, die sie mit einem ehemaligen Schüler der NPEA Schulpforta führte.

Thematisch verortet Tiffert ihre Arbeit im Bereich der Erzähl-, Biografie- und Stereotypenforschung und rahmt diese mit den theoretischen Konzepten zu Erlebnis, Generation, Ideologie, Praxeologie sowie Agency. Knapp, aber nachvollziehbar legt sie dies in ihrem zweiten Kapitel dar. Die Verortung im zeithistorischen Kontext sowie ihre Quellenreflexion erfolgen in den anschließenden zwei Kapiteln.

Um die kulturellen Normen, Deutungsmuster und Alltagspraktiken der Jugendlichen analysieren zu können, zeigt sie in Kapitel 5 auf, mit welchen Weltanschauungen die Schüler in ihrer Erziehung konfrontiert wurden. Anschließend (Kapitel 6) gleicht sie ab, inwieweit diese Wertesysteme sich auch in den Berichten der Jugendlichen spiegeln. Anhand von Zitaten aus den Berichten und Tagebüchern zeigt sie anschaulich, wie tief Antisemitismus, traditionelle Geschlechterrollen und eine eher distanzierte Haltung gegenüber der Kirche verankert waren. Tiffert verdeutlicht aufschlussreich, wie diese Vorstellungen auch die Beschreibungen von Orten, Personen und „Kultur“ prägten und wie sie sich in den Handlungen der Jugendlichen niederschlugen. Gerade nationalsozialistische Vorstellungen von Volk, Heimat und nationaler Identität übernahmen diese nahezu gänzlich und integrierten diese Denkmuster in ihre Alltagspraktiken. Durch zahlreiche Quellenzitate und ihre strukturierte analytische Einordnung wird deutlich, wie die Jugendlichen auf dieser Grundlage ihre Vorstellungen vom „Fremden“ und „Eigenen“ konstruierten. Da die Berichte wiederum als Erziehungs-

material für nachfolgende Reisen dienen sollten, war die Nachbereitung des Erlebten wichtiger Bestandteil der Grenz- und Auslandsfahrten. Den Charakter und Vorgang des Schreibens sowie weitere Materialien (z. B. Fotografien und Liedtexte) analysiert Tiffert in Kapitel 7, wo sie u. a. zu dem Schluss kommt, dass die Berichte mit ihren Deutungen und Ausführungen wiederum auf das Wertesystem zurückwirkten, aus dem sie hervorgegangen waren.

Wie die Auslandsfahrten und die Schulzeit in NPEA das Leben der ehemaligen Schüler auch nach 1945 prägten, verdeutlicht Tiffert mit der Fallstudie eines ehemaligen Schülers (Kapitel 8). Dieser besuchte von 1936 bis 1941 Schulpforta und berichtete in mehreren Interviews über die dort gemachten – und aus seiner Sicht vor allem positiven – Erfahrungen. Durchaus kritisch analysiert Tiffert die Ausführungen des Befragten, die von logischen Brüchen und selektiven, teils verzerrten Erinnerungen geprägt seien. Tiffert kommt u. a. zu dem Schluss, dass die festen Erzählmuster die Wahrnehmung des Zeitzeugen bis heute prägen und mitbestimmen. Die Narrative, die ihr in den Berichten und Interviews begegneten, analysiert sie zusammenfassend im letzten Kapitel.

„Nie wieder“ als Devise bedeutet, nie wieder Täter*in zu werden. Wer dies ernst nimmt, muss lernen zu verstehen, wie die Grundlagen für nationalsozialistisches und rassistisches Handeln gelegt werden. Juliane Tifferts Dissertation eignet sich hierfür hervorragend. Präzise und anschaulich verdeutlicht sie, wie das nationalsozialistische Wertesystem im Kontext der Auslandsfahrten Jugendliche prägte und wie die daran anschließenden Narrative sich auf deren Wahrnehmungen und Handlungen auswirkten. Eine (auch sprachlich) zugängliche und schlüssige Dissertation.

Verena Plath, Stuttgart

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.35>

Benno Gammerl

Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte. München: Hanser Verlag 2021, 415 S., Abb. ISBN 978-3-446-26928.

Inwiefern können Emotionen als Analysekategorie genutzt werden? Dieser Frage geht die kultur- und sozialwissenschaftliche Emotionsforschung seit Jahren nach und belegt vielfach, wie Emotionen sozial situiert und konstruiert sind. Damit können sie auch Aufschluss geben über historische Prozesse, was sich im expandierenden geschichtswissenschaftlichen Zweig der Emotionengeschichte niederschlägt. Gleichzeitig herrscht im Alltagsdiskurs auch weiterhin die Idee vor, dass Emotionen sich auf ein rein subjektives affektives Empfinden beschränken lassen. In seinem Buch „Anders fühlen“ geht Benno Gammerl diesem Zwiespalt nach und erforscht die Komplexität von Emotionen anhand der Geschichte gleichgeschlechtlich liebender Menschen in

der Bundesrepublik Deutschland. Der am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz lehrende Historiker mit Schwerpunkten in der Emotions- und Imperien-geschichte gilt als führend in der Erforschung von queerein Leben in Deutschland. Zu diesem Themenbereich liegen bisher nur wenige Arbeiten aus der Geschichtswissenschaft vor – ein Defizit, das Gammerl mit seinem Buch aufholen möchte.

„Anders fühlen“ basiert in erster Linie auf 32 Oral-History-Interviews, die der Autor zwischen 2008 und 2009 mit seinen Interviewpartner:innen geführt hat. Die 15 Frauen und 17 Männer sind zwischen 1935 und 1970 geboren und decken somit eine relativ große Altersspanne ab. Alle Teilnehmer:innen identifizieren sich mit ihrem biologischen Geschlecht, dementsprechend kann das Buch nicht auch die Emotionsgeschichte nicht-binärer Menschen, die andersgeschlechtlich lieben, nachzeichnen. Unterfüttert werden die Interviews von zusätzlichen Analysen homophiler Zeitschriften und Magazine.

In drei Teilen scheint Gammerl zunächst eine recht lineare historische Entwicklung der Homosexualität in der BRD nachzuvollziehen: Teil 1 ist mit „Nachkriegsdekaden: Ausweichen“ überschrieben, Teil 2 mit „1970er Jahre: Aufbrechen!“ und Teil 3 blickt unter dem Titel „Ankommen?“ auf die Zeit seit den 1970er Jahren. Erst bei der Lektüre der jeweiligen Kapitel eröffnet sich ein differenzierteres Bild der „Erfolgsgeschichte“ der Homosexualität in der BRD. Jedes dieser drei historischen Kapitel untergliedert Gammerl wiederum in weitere drei Teile. Zunächst beschreibt er die historischen Entwicklungen und Gegebenheiten zu den genannten Zeiträumen, mit denen gleichgeschlechtlich liebende Menschen konfrontiert waren. Dann widmet er sich den Räumen, in denen sich homosexuelle Menschen bewegten. Zuletzt dreht sich alles um die Emotionen der Erzählpersonen. Besonders hier werden die Ambivalenzen der Emotionen deutlich. Das Wechselspiel von Scham und Mut, Angst und Wut wird hier eindrücklich aufgezeigt. Auch wird die Entwicklung und Einordnung der Empfindungen immer wieder thematisiert. Hierbei kristallisiert sich ein gewisser Generationsunterschied heraus. Je nach historischem Zeitschnitt interpretieren die Personen ihre eigenen Emotionen ganz anders, als etwas Intrinsisches, etwas gesellschaftlich Konstituiertes oder als eine Mischform zwischen beidem. Unterstützt werden diese Bilder von historischen Emotionslandschaften durch fünf sogenannte „O-Ton-Passagen“, in denen zwei der Erzählpersonen ausführlich zur Sprache kommen.

Gammerl geht immer wieder auf den Widerspruch ein, dass Emotionen einerseits als rein affektives Empfinden und andererseits als soziales Konstrukt verstanden werden. Besonders deutlich wird dies anhand einer kleinen Konfliktsituation mit einem seiner Interviewpartner. Gammerl und Herr Schumann vertreten hier die genannten konträren Positionen, wobei der Autor der Studie sein theoretisches Verständnis von Emotionen als erlerntem sozialem Handeln vertritt. Herr Schumann entgegnet, Gammerl werde früher oder später damit konfrontiert sein, dass es Emotionen gebe, denen er einfach ausgesetzt sei. In seinem Buch arbeitet Gammerl solche Diskrepanzen zwischen

sozusagen emischen und etischen Deutungen heraus und macht sie für seine Analyse fruchtbar. Dabei ist es gerade die Pendelbewegung zwischen beiden Interpretationsmodi von Emotionen und Emotionalität, die für Gammerl die soziale Realität von Gefühlen ausmacht: „Wenn man auf den Anspruch verzichtet, alle Phänomene vollständig und rigoros nur mithilfe eines einzigen Modells zu erklären, dann erweist sich die Spannung zwischen affekttheoretischen und konstruktionistischen Zugängen als ausgesprochen produktiv für die Geschichte der Gefühle“ (S. 118).

Trotz der anfänglich so linear wirkenden Struktur des Buches zeichnet Gammerl nicht einfach nur klassisch die Geschichte der Homosexualität in Deutschland nach. Er geht besonders auf die Ambivalenzen und Entwicklungen der Gefühle im Alltag der Akteur:innen ein und entwirft ein differenziertes Bild dieser Geschichte mit Aufs und Abs, Vor- und Rückschritten. Dabei richtet sich das im Münchner Hanser Verlag erschienene Buch an eine breitere Öffentlichkeit. Gammerls Sprache und Schreibstil machen es auch fachfremden Personen einfach, sich in die Thematik einzulesen und dennoch tief einzutauchen. Was allerdings überwiegend fehlt, ist eine konsequente Reflexion von Gammerls eigener Position und Positionierung im Feld und im Forschungsprozess. Bis auf zwei explizite Erwähnungen seiner eigenen Rolle in Konfliktsituationen mit Interviewpartner:innen bleibt diese größtenteils unkommentiert. Gemessen an kulturwissenschaftlichen Standards bleiben hier noch Fragen offen.

Obwohl Benno Gammerls Buch explizit nur die Emotionsgeschichte cis-geschlechtlicher Personen behandelt, öffnet „Anders fühlen“ auch Türen für zukünftige Analysen von nicht-binärer Emotionsgeschichte und setzt einen Meilenstein in der historischen Forschung zu queerem Leben und queeren Alltags.

Selina Röckl, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.36>

Ingrid Breckner/Albrecht Göschel/Ulf Matthiesen (Hrsg.)

Stadtsoziologie und Stadtentwicklung. Handbuch für Wissenschaft und Praxis. Baden-Baden: Nomos Verlagsgesellschaft 2020, 847 S., Ill. ISBN 978-3-8487-3340-8.

Es ist nicht gerade einfach, ein Handbuch wie das vorliegende zu rezensieren: ein veritabler Ziegelstein mit fast 850 sehr eng bedruckten Seiten, 69 Einzelbeiträge zu verschiedensten Themen der Stadtsoziologie, Stadtplanung und Stadtentwicklung. Eine Buchbesprechung kann hier nur grobe Linien und Tendenzen aufzeigen. Für eine Disziplin wie die Empirische Kulturwissenschaft mit ihrem starken Engagement in der Stadt- und Raumforschung ist eine solche Neuerscheinung aber nicht nur relevant, sondern gehört geradezu zum Pflichtprogramm. Sie gibt eine wichtige Orientierung, wie sich das soziologische Wissen zum Thema Stadt derzeit auf dem neuesten Forschungsstand präsentiert und welche Anknüpfungspunkte eine explizit kulturwissenschaftliche

Stadtforschung hier im inter- und transdisziplinären Arbeitszusammenhang finden kann. Insofern gehört eine Bestandsaufnahme, wie sie *Ingrid Breckner*, *Albrecht Göschel* sowie der im Fach bestens bekannte *Ulf Matthiesen* vorgelegt haben, selbstverständlich auch in die Fachbibliotheken der Empirischen Kulturwissenschaft, insbesondere an Standorten, wo sich Kolleg*innen und Studierende intensiv mit dem Thema Stadt auseinandersetzen.

Die Grobgliederung des Handbuchs verrät bereits einiges über die Art und Weise, wie die Herausgeber*innen die Stadt denken. Eingeteilt ist das stattliche Werk in sechs große Kapitel: Kapitel A beleuchtet „Stadtentwicklung im Widerstreit staatlicher, wirtschaftlicher und zivilgesellschaftlicher Interessen“. Hier werden aus verschiedenen Perspektiven Fragen der Stadt- und Kommunalpolitik erörtert, bis hin zu den urbanen Protest- und Alternativbewegungen, denen hier ein eigener Beitrag gewidmet ist. Unter der Überschrift von Kapitel B „Urbanität im Spannungsfeld von Heterogenisierung und gesellschaftlicher Teilhabe“ verbirgt sich dann eine weitere, recht offene Zusammenstellung von Artikeln, die einerseits Migrations- und Integrationsprozesse, andererseits Siedlungsstrukturen – von der Architektur bis zum Nahverkehr – thematisieren. Hinzu kommen aber noch zahlreiche weitere Texte, etwa zu Arbeit oder Gesundheit sowie zu Gewalt und Angsträumen. Kapitel C hat wieder einen etwas geschlosseneren Charakter. Sein Thema „Stadtkulturen, Identitätskonstrukte und kulturelle Praktiken“ ist aus kulturwissenschaftlicher Sicht natürlich besonders interessant, man hätte sich hier allerdings auch noch einige zusätzliche Aspekte gewünscht. Kapitel D behandelt „Utopien, Visionen und Leitbilder der Stadt“. Dieses Kapitel, bestehend aus nur fünf Beiträgen, wirkt ein wenig willkürlich zusammengestellt – und gerade im Vergleich zu anderen vorliegenden Handbüchern über Stadtkonzepte gewinnt man hier nur einen sehr unvollständigen Überblick über Leitbilder der Stadt. Einige Leitbilder werden dann in Kapitel E nachgeliefert: „Stadt_Macht_Zukunft – Städte als Co-Akteure von Zukunft“ ist es überschrieben, und in der Tat werden hier einige der großen Zukunftsfragen des urbanen Lebens im 21. Jahrhundert abgehandelt – von der nachhaltigen und klimagerechten Stadt bis hin zu Städten als „Magneten des Wissens“. Ein weiteres Kapitel F bietet einen unvollständigen, aber instruktiven Überblick über wichtige Institutionen der Stadtforschung vom Deutschen Institut für Urbanistik bis zur Wiener Zeitschrift „*dérive*“ – ein Überblick, der sich allerdings auf den deutschsprachigen Raum beschränkt.

Die Einteilung in die sechs Großabschnitte ist nicht immer ganz logisch, aber der Blick in die Einzelbeiträge macht klar, dass hier kaum ein wichtiger Aspekt der modernen und spätmodernen Stadt ungenannt bleibt. Wer etwas thematisch Einschlägiges sucht, wird im einen oder anderen Text ganz sicher auch fündig. Unterbelichtet bleibt freilich die Stadtgeschichte: Historische Perspektiven finden sich lediglich hier und da in den Abhandlungen, etwa wenn es bei *Marianne Rodenstein* um die Entwicklung des Hochhauses oder bei *Werner Durth* um das Neue Bauen geht. Eine systematische Inte-

gration stadtgeschichtlichen Wissens hätte aber auch den Rahmen des ohnehin schon voluminösen Bandes gesprengt. Zu loben ist die offensichtlich strenge Qualitätskontrolle der Herausgeber*innen: Auch wenn das Niveau der Beiträge in einem so umfangreichen Band notwendigerweise immer leicht schwankt, sind die Texte sprachlich wie inhaltlich durchweg sehr solide gearbeitet. Insgesamt ist das „Handbuch Stadtsoziologie und Stadtplanung“ also ein überaus nützliches Überblickswerk und als beeindruckende herausgeberische Leistung zu würdigen. Wer selbst einmal einen Sammelband ediert hat, wird abschätzen können, welche Energie und welches Durchhaltevermögen nötig sind, um ein so kaptales Werk zusammenzustellen.

Das übliche kleine Lamento zum Schluss: Obwohl mit Ulf Matthiesen ein langjähriger Honorarprofessor der Berliner Europäischen Ethnologie unter den Herausgeber*innen ist, kommen die konkreten Forschungsbeiträge aus dem Fach in diesem Handbuch so gut wie nicht zur Sprache. Mit Ausnahme z. B. von *Rolf Lindners* Text zum „Habitus der Stadt“ bleiben Stadtforschungstraditionen der Cultural Studies und der anthropologischen Fächer weitgehend ausgespart. Einmal mehr also beschränkt sich die Soziologie in ihren großen Themenaufrißen vor allem auf Arbeiten aus dem eigenen Fach und öffnet sich nur gegenüber ganz bestimmten anderen Fachdisziplinen wie – im vorliegenden Fall – der Humangeographie sowie der Stadt- und Raumplanung. So ist selbst im Beitrag zu den „Cousinen der Stadtsoziologie“, den *Gabriele Sturm* verfasst hat, nur sehr kurz und lieblos von kulturwissenschaftlichen Ansätzen der Stadtforschung die Rede. Hier bleibt noch eine Menge Potenzial, was den Weg zu einer wirklich transdisziplinären Stadtforschung angeht.

Jens Wietschorke, München

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.37>

Christiane Cantauw/Elisabeth Timm (Hrsg.)

Graugold. Magazin für Alltagskultur 1 (2021). Münster: Waxmann Verlag, 166 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-8309-4440-9.

Wenn im Fach Europäische Ethnologie/Kulturanthropologie/Empirische Kulturwissenschaft ein neues Periodikum erscheint, ist dies immer ein besonderer Moment. Gerade in einem sogenannten „kleinen Fach“, dessen personelle und finanzielle Ressourcen begrenzt sind, das mit seinen Perspektiven und Forschungsgegenständen hingegen einen wichtigen wissenschaftlichen Beitrag zum Verständnis gesellschaftlicher und kultureller Transformationsprozesse liefert, ist es gar nicht hoch genug wertzuschätzen, wenn großer Einsatz und Leidenschaft dafür aufgebracht werden, unsere Wissensbestände aufzubereiten und im Sinne einer Public Anthropology in den gesellschaftlichen Dialog einzubringen.

Genau dies leistet das hier zu besprechende Magazin für Alltagskultur in vorbildlicher, ansprechender und anspruchsvoller Weise. Es ist ein reines Vergnügen, den ersten Band in die Hand zu nehmen. Er besticht rundum durch eine Gestaltung, die neugierig macht und die an wirklich jeder Stelle die Inhalte grafisch bestätigt oder manchmal gekonnt bricht, und durch Beiträge, die in faszinierender Weise zeigen, was Kulturanalyse zu leisten vermag. Das neue Magazin für Alltagskultur, von Christiane Cantauw und Elisabeth Timm herausgegeben und getragen von einem großen kulturwissenschaftlich ausgerichteten Verbund (bestehend aus der Kommission Alltagskulturforschung für Westfalen, Landschaftsverband Westfalen-Lippe, dem LWL Freilichtmuseum Detmold, dem Museum für Kunst und Kulturgeschichte Dortmund und kult – Kultur und lebendige Traditionen, Vreden) macht nicht nur neugierig, es demonstriert auch, welche Schätze es in volkskundlichen und kulturhistorischen Sammlungen noch zu bergen gilt.

Die Philosophie des neuen Magazins – das Genre wurde überaus treffend gewählt – ist in einem knappen einführenden Text auf den Punkt gebracht: „Wir zeigen Alltagskultur, die historische ebenso wie die heutige. Alltagskultur war und ist immer eine Mischung aus vielen unterschiedlichen Teilen: glänzendes Vergnügen, banale Selbstverständlichkeit, schlimme Konflikte, bedeutsame Kleinigkeiten, schöne Momente, aufschlussreiche Veränderungen und vieles mehr. Wir möchten wissenschaftliche Expertise attraktiv vermitteln und zur Beteiligung anregen und einladen. Dabei schöpfen wir aus der reichhaltigen Überlieferung in Archiven, Museen und Sammlungen.“ Diese Philosophie geht in durchweg beeindruckender Weise auf, schaffen es doch die überaus klugen und verständlich geschriebenen Texte immer wieder, mit einem befremdenden Blick auf Kultur zu schauen. Dabei helfen die gesammelten Fundstücke mitunter gleichermaßen von selbst mit: so etwa der auf Seite 17 abgebildete Brieftaubenfallschirm, der im Zweiten Weltkrieg als Instrument der Spionage eingesetzt wurde. *Kathrin Schulte* arbeitet in ihrem kontextualisierenden Text heraus, dass dieses irritierende Objekt („Wozu brauchen Tauben, die doch fliegen können, einen Fallschirm?“, S. 22) 1943 und 1944 geradezu massenhaft über französischen und belgischen Gebieten abgeworfen wurde. Spionagewillige Personen erreichte so ein entsprechender Aufruf zur Unterstützung der Alliierten; die mit dem Fallschirm abgeworfene Taube sollte Informationen zurück nach Großbritannien fliegen. Ein Zeitzeugeninterview hingegen belegt, wie diese Aktion vereitelt wurde: Die abgeworfenen Tauben wurden gegen solche aus einem deutschen Schlag ausgetauscht und diese flogen folglich auch nicht nach Großbritannien zurück.

Das zweite Objekt, das den meisten Menschen heute eher befremdlich vorkommen dürfte – ein geflochtener Haarkranz in einem Stammbuch, datiert auf den 16. September 1840 –, wird von *Christiane Cantauw* kulturhistorisch eingeordnet und schließlich gleichsam dingbiografisch nach seinem Weg ins Archiv befragt. Solche kleineren Stücke – etwa auch über ein Ansichtskartensammelalbum aus der Zeit um 1910, ein Koch-

buch von 1899 oder einen Totenzettel – wechseln sich mit längeren Texten ab. *Christof Spannhoff* befasst sich beispielsweise mit Trauerritualen und Begräbnisformen, *Andreas Eiyneck* mit der Auswanderungsgeschichte der Familie Eiyneck in die USA. Eingestreut sind eher reflektierende Textsorten, so etwa *Elisabeth Timms* prägnante und äußerst hilfreiche Überlegungen zu den Begriffen „Alltagskultur“ und „Sensible Objekte“. Blättert man durch das Magazin weiter, finden sich aber auch Lektüreempfehlungen – etwa zu lokalen und regionalen Zeitschriften, ein Aufruf zur ehrenamtlichen Mitarbeit bei der Übersetzung niederdeutscher Texte oder die Vorstellung von Ausstellungs- und Sammlungsprojekten. Gestalterisch abgesetzt vom ansonsten matten Papier des Magazins sind zwei wunderbare Bildstrecken: eine mit Fotografien von Milchkannen aus den 1950er Jahren von *Adolf Risse*, die auch die harte Arbeit in der Landwirtschaft dokumentieren, eine andere zu Mensch-Tierbeziehungen der Fotografin *Marie Hense* – ein Taubenabwehrgitter am Hauptbahnhof in Münster wird hier etwa kontrastiert mit einer Aufnahme aus einem Hundesalon oder mit der einer Milchkuh, die mit Föhn und Spray für die Osnabrücker Schwarzbunttage vorbereitet wird. Hier wie im gesamten Magazin zeigt sich eindrücklich die Vielfalt von Alltagskultur, der sich das Heft überwiegend auf der Basis historischer Überlieferungen und Funde, Artefakte und Archivalien widmet. Am Ende wird mit der Abbildung eines neuen Textilstoffs aus lebendigem Moos, das Schadstoffe aus der Umgebungsluft filtern soll, aber auch gefragt, wer den Alltag von morgen eigentlich erfindet.

Das Magazin ist durchweg höchst anspruchsvoll gestaltet: Besonders eindrücklich sind die bereits erwähnten Bildstrecken, aber auch drei ganz unterschiedliche Texte zur NS-Propaganda in Holzhausen (*Sebastian Schröder*), zur Industrialisierung in Wenden (*Christoph Beeke*) und zur Magie in Dortmund (*Elisabeth Timm*); letzterer befasst sich mit einer Alraune in einem Särgelein, das im Dortmunder Museum für Kunst- und Kulturgeschichte aufbewahrt wird und das bei Abbrucharbeiten eines Hauses aus dem 17. Jahrhundert in Dortmund gefunden wurde. Alle drei Texte fragen nach dem „Mehr dahinter“ und fokussieren „kleine Dinge und große Zusammenhänge“, grafisch umgesetzt durch kleine schwarze Quadrate, von denen eines durch eine rote Umrandung hervorgehoben ist – es zieht sich gleichsam als Erkennungsmerkmal durch alle drei Texte. Ohnehin ist die Gestaltung, für die *Helen Stelthove* verantwortlich zeichnet, in jeder Hinsicht beeindruckend. Sie zeigt, wie Inhalt und Form verbunden werden können und wie sich auch durch die Gestaltung kulturwissenschaftlich neue Perspektiven und Fragen ergeben können (einen ersten optischen Eindruck des Magazins findet man im Übrigen auch auf der Internetseite der Gestalterin: www.helenstelthove.de).

So bleibt am Ende, allen Beteiligten zu diesem äußerst gelungenen neuen Periodikum zu gratulieren, dessen eindrucksvolle Texte hier gar nicht alle im Einzelnen gewürdigt werden können, und viel Erfolg für die kommenden Ausgaben zu wünschen. Dass dafür der Stoff nicht ausgehen wird, zeigen schon die Abbildungen zu Beginn des Magazins etwa aus den Sammlungen der Kommission für Alltagskulturforschung für

Westfalen und des Instituts für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie der Universität Münster. Hinter den vielen hölzernen Schubkästen werden sich sicher noch viele Fundstücke entdecken lassen, die unser Verständnis von Alltag und Alltagskultur – auch und insbesondere in ihren historischen Dimensionen – bereichern. Der Titel des neuen Magazins ist im Übrigen der Schmuckherstellung entlehnt, er bezeichnet eine „in der Bijouterie angewandte Legierung von 5–6 Theilen Gold und 1 Theil Eisen“. Das aus dem Illustrierten Handelslexikon von 1878 entnommene Zitat gleich zu Beginn des Magazins lässt genug Raum für Assoziationen zu einer Kulturanalyse, der viele interessierte Leser:innen auch jenseits der Hochschule und der professionellen Kulturarbeit zu wünschen sind.

Markus Tauschek, Freiburg

<https://doi.org/10.31244/zekw/2022.38>

Anschriften der Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Christoph Bareither,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, christoph.bareither@uni-tuebingen.de

Lea Breitsprecher M. A.,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg, Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg, lea.breitsprecher@kaee.uni-freiburg.de

Dr. Karin Bürkert,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, karin.buerkert@uni-tuebingen.de

Michaela Bunnemann,

Institut für Kulturanthropologie/Europäische Ethnologie, Georg-August-Universität Göttingen,
Heinrich-Düker-Weg 14, 37073 Göttingen, michaela.bunnemann@stud.uni-goettingen.de

PD Dr. Anne Dippel,

Friedrich-Schiller-Universität Jena, Zwätzengasse 3, 07743 Jena, anne.dippel@uni-jena.de

Dr. Marianne Dörr,

Universitätsbibliothek, Wilhelmstraße 32, 72074 Tübingen, marianne.doerr@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Katharina Eisch-Angus,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Karl-Franzens-Universität Graz,
Attemsgasse 25/I, A-8010 Graz, katharina.eisch-angus@uni-graz.at

Kirsten Flöter M. A.,

GNK „Ethnografien des Selbst in der Gegenwart“, Johannes Gutenberg-Universität Mainz,
Jakob-Welder-Weg 18, 55128 Mainz, kfloeter@students.uni-mainz.de

Matthias Harbeck,

Fachinformationsdienst Sozial- und Kulturanthropologie, Universitätsbibliothek der
Humboldt-Universität zu Berlin, Geschwister-Scholl-Str. 1/3, 10117 Berlin,
matthias.harbeck@ub.hu-berlin.de; info@evifa.de

Aaron Hock M. A.,

Institut für Soziologie, Johannes Gutenberg-Universität Mainz, Jakob-Welder-Weg 12, 55128
Mainz, hock@uni-mainz.de

Dr. Gesa Ingendahl,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, gesa.ingendahl@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Reinhard Johler,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, reinhard.johler@uni-tuebingen.de

Prof. Dr. Martina Klausner,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Goethe-Universität, Norbert-
Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt am Main, Klausner@em.uni-frankfurt.de

Farina Kremer,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg, Maximilianstr. 15, 79100 Freiburg i. Br., farina.kremer@mail.kaee.uni-freiburg.de

Prof. Dr. Alain Müller,

Philosophisch-Historische Fakultät, Departement Gesellschaftswissenschaften, Seminar für
Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Universität Basel, Rheinsprung 9/11,
4051 Basel, Schweiz, alain.mueller@unibas.ch

Damaris Müller M. A.,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Albert-Ludwigs-Universität
Freiburg, Maximilianstraße 15, 79100 Freiburg, damaris.mueller@kaee.uni-freiburg.de

Beate Plugge M.A.,

Waxmann Verlag, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster, plugge@waxmann.com

Maren Sacherer B. A.,

Institut für Europäische Ethnologie, Universität Wien, Hanuschgasse 3, 1010 Wien, Österreich,
maren.sacherer@univie.ac.at

Prof. Dr. Monique Scheer,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, monique.scheer@uni-tuebingen.de

Dr. Markus Speidel,

Landesmuseum Württemberg, Schillerplatz 6, 70173 Stuttgart,
Markus.Speidel@Landesmuseum-Stuttgart.de

Krister Steffens M. A.,

Lehrstuhl für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Würzburg, Am Hubland,
97074 Würzburg, krister.steffens@uni-wuerzburg.de

Prof. Dr. Robert Stock,

Kultur-, Sozial- und Bildungswissenschaftliche Fakultät, Institut für Kulturwissenschaft,
Humboldt-Universität zu Berlin, Georgenstraße 47, 10117 Berlin, robert.stock@hu-berlin.de

Thomas Thiemeyer,

Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft, Eberhard Karls Universität
Tübingen, Burgsteige 11, 72070 Tübingen, thomas.thiemeyer@uni-tuebingen.de

Melanie Völker M. A.,

Waxmann Verlag, Steinfurter Str. 555, 48159 Münster, voelker@waxmann.com

André Weiß M. A.,

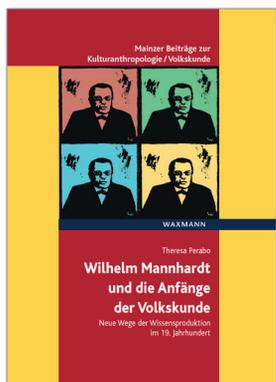
Karlsruher Institut für Technologie (KIT), Department für Wissenschaftskommunikation,
Institut für Technikzukünfte (ITZ), Englerstraße 2, 76131 Karlsruhe, andre.weiss@kit.edu

Prof. Dr. Gisela Welz,

Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Goethe-Universität Frankfurt
am Main, Norbert-Wollheim-Platz 1, 60629 Frankfurt am Main, g.welz@em.uni-frankfurt.de

Gesine Wittrich B. A.,

European Studies, Europa-Universität Frankfurt/Oder, Große Scharrnstraße 59,
15230 Frankfurt (Oder), euv190162@europa-uni.de



Theresa Perabo

Wilhelm Mannhardt und die Anfänge der Volkskunde

Neue Wege der Wissensproduktion im 19. Jahrhundert

2022, 464 Seiten, geb., 39,90 €, ISBN 978-3-8309-4479-9
E-Book: 35,99 €, ISBN 978-3-8309-9479-4

Die frühen empirischen Arbeiten Wilhelm Mannhardts, Forscherpersönlichkeit des 19. Jahrhunderts, sind für das disziplinäre Selbstverständnis der Volkskunde und ihrer Nachfolgewissenschaften einschlägig, aber kaum mehr bekannt. In diesem Band wird vielfältiges Material historisch kontextualisiert, analysiert, interpretiert und auf seine aktuelle Bedeutung für die moderne Forschung reflektiert. Zusätzlich sind zwei bislang unbekannte Schriften aus Mannhardts Nachlass im Anhang dieses Buches erstmalig editiert.

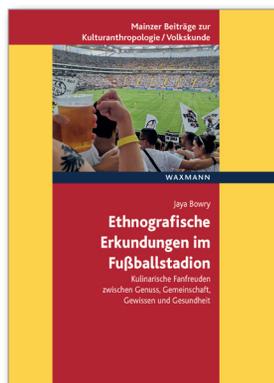
.....

Jaya Bowry

Ethnografische Erkundungen im Fußballstadion

Kulinarische Fanfreuden zwischen Genuss, Gemeinschaft, Gewissen und Gesundheit

2022, 310 Seiten, br., 37,90 €, ISBN 978-3-8309-4543-7
E-Book: 33,99 €, ISBN 978-3-8309-9543-2



In dieser Studie werden die verschiedenen Bedeutungsebenen von Nahrungsmitteln und Getränken am Beispiel der Stadionverpflegung und somit im Rahmen eines kommerzialisierten Großevents aufgezeigt. Grundlage der Ausführungen sind ethnografische Erkundungen vor Ort, bei denen auf die Symboliken und Narrative von Speisen und Getränken geachtet wurde und untersucht werden sollte, wie sich die kulinarischen Fanfreuden zwischen Genusserleben, Gemeinschaftsgefühl, Gewissensnöten und Gesundheitsvorstellungen deuten lassen.

Christopher Wartenberg

**Eine
Kulturgeschichte
des Stotterers**

2022, 394 Seiten, br., 39,90 €,
ISBN 978-3-8309-4527-7
E-Book: 35,99 €,
ISBN 978-3-8309-9527-2



Der Film „The King’s Speech“ hat die Figur des Stotterers popularisiert wie keine andere Geschichte zuvor. Er bildet den Ausgangspunkt dieser kultur- anthropologischen Untersuchung, bei der bekannte stotternde Menschen selbst zu Wort kommen und stotternde Figuren aus populären Fiktionen analysiert werden. Welche Bedeutung hat das Stottern für die Selbst- und Fremdwahrnehmung von stotternden Menschen? Welche Rolle nimmt der Stotterer in unserem Weltbild ein? Bestehen Ähnlichkeiten in unserem Denken über das Hinken beim Gehen, Sprechen und Denken? Zur Beantwortung dieser Fragen sichtet der Autor einen breiten Quellenkanon von medizinischer Fachliteratur über (auto-) biographische Quellen bis hin zu Darstellungen in Romanen, Filmen, Serien, Comics und anderen Werken der Fiktion. Im Mittelpunkt steht dabei stets der „homo balbutiens“, der stotternde Mensch.

WAXMANN

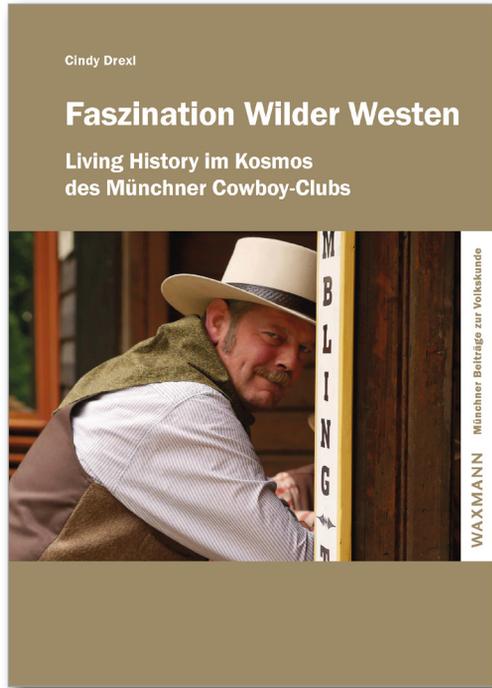
www.waxmann.com
info@waxmann.com

Cindy Drexl

Faszination Wilder Westen

Living History im
Kosmos des Münchner
Cowboy-Clubs

Münchner Beiträge zur
Volkskunde, Band 48, 2022,
400 Seiten, br., 37,90 €,
ISBN 978-3-8309-4540-6
E-Book: 33,99 €,
ISBN 978-3-8309-9540-1



Living History, Reenactment und Rollenspiele verzeichnen in den letzten Jahrzehnten einen hohen Zulauf. Am Beispiel des Münchner Cowboy-Clubs widmet sich Cindy Drexl der Indianisten- und Cowboyszene. Gerade in einer Gesellschaft, in der Lebensläufe projektförmig und Hobbys dem Lifestyle und den Marktlogiken unterworfen werden, erscheint die Mitgliedschaft in einem Verein anachronistisch. Aber was bewegt Erwachsene, in einem Cowboy-Club, ein möglichst „authentisches“ historisches Erlebnis mit anderen auszugestalten? Welche Sehnsüchte und Faszinationen sind damit verbunden? Wie gehen die Übergänge vom Alltags-Ich zum Hobby-Ich vonstatten? Multisensorische, autoethnographische Erfahrungen kombiniert mit leitfadengestützten Interviews bilden die methodische Grundlage dieser Studie.

WAXMANN

www.waxmann.com
info@waxmann.com